



A. Paul Weber, illustration for the book *Hitler: Germany's Ruin*, by Ernst Niekisch (1933)

# Der 2te. Weltkrieg

Texte über den 2. Weltkrieg

# ***Kein Großangriff***

*Annemie Fetten-Winklhofer*

## **Bombenangriff auf Bochum im Jahr 1942**

In jener Nacht im März 1942, als unsere Mutter mich wach rüttelt, fliegen bereits britische Bomberverbände das Ruhrgebiet an. »Los Lore, aufstehen. Jeden Moment kann es Fliegeralarm geben. Im Radio ist bereits Feindeinflug gemeldet worden. Steh auf!« »Ach, lass mich doch schlafen. Vielleicht gibt es ja gar keinen Alarm!« Ich dreh mich wieder auf die Seite. Mama wird ärgerlich: »Los, raus aus den Federn!« Sie zieht das Oberbett weg und ich rolle mich verdrießlich im Trainingsanzug aus dem Bett. Wir ziehen seit Monaten keine Nachthemden mehr an. Meine beiden großen Brüder, die schon in die Schule gehen, hantieren in der Wohnküche. Sie ärgern mich oft und ziehen an meinen kurzen Zöpfen, nur weil ich ein Mädchen und die Kleinste bin. Der Frisör hat den Jungen die Haare zu kurz geschnitten. Ihre Ohren sind jetzt viel zu groß. Die Fenster in der Wohnung sind verdunkelt.

Mit einem Satz springe ich aus dem Bett, als die Sirenen losheulen, ohne Voralarm dieses Mal. In kurzen Abständen immer wieder auf und ab, auf und ab, auf und ab. Sie verkünden Vollalarm. Die Flak ballert ohrenbetäubend los. Die Flakstellung befindet sich ganz in unserer Nähe auf dem Feld von Bauer Vogelsang. Die langen Rohre der schweren

Geschütze sind weithin sichtbar. Das laute Dröhnen der schweren Bomberverbände überfällt uns unerwartet. Uns bleibt gar keine Zeit. Wir hasten ins Treppenhaus und vergessen dabei nicht, unsere Gasmaskenkartons und die kleinen Luftschutzkoffer, die immer in der Diele bereit stehen, mitzunehmen. Ich trage den kleinsten Koffer. Die Fenster im Hausflur sind mit Decken abgedichtet. Die Glühbirnen im Flur sind schwarz angestrichen und verbreiten nur spärliches Dreiminutenlicht. Unsere Wanduhr auf der Diele schlägt elf mal. Ihr vertrauter Klang gehört in mein Leben wie Essen und Trinken. »Bomberverbände sind das. Beeilt euch!« ruft mein Bruder Karlheinz. Die übrigen Hausbewohner hetzen an uns vorbei, als sei der Teufel hinter ihnen her, um in den notdürftig hergerichteten Luftschutzkeller zu gelangen. »Rennen Sie doch die Kinder nicht um!« ruft unsere Mutter empört. Draußen ist die Hölle los. »Kommt schon! Kommt schon!«

Zitternd setzen wir uns, in der Waschküche angekommen, auf unsere Stammplätze. Ein paar Notbetten sind dort für uns Kinder neben den großen mit Löschwasser gefüllten Steinbottichen aufgestellt. Es ist kalt und feucht hier unten. Ostern steht vor der Tür. Tagsüber ist der Himmel blau. Mama hat gestern im Garten Blumen gepflanzt. Ich habe Radieschen gesät. »Lasst uns in den Kellerflur übergehen«, meint mein Bruder Hubert. »Dort ist es sicherer.« Er hat recht. Die Flak schießt. Die Flugzeuge dröhnen. Wir haben panische Angst. Das Licht geht aus. Taschenlampen blitzen auf. Die Hausgemeinschaft, bestehend aus vier Familien, sucht den schmalen Gang zwischen den einzelnen Kellerräumen auf. Die Ehepaare sind untereinander zerstritten. Wir Kinder dürfen nicht miteinander sprechen. So nah, schrill, laut und durchdringend haben wir sie noch nie rauschen und pfeifen hören, die Bomben. Die Einschläge in unmittelbarer Nähe sind nicht auszuhalten. Der Luftdruck der niedersausenden pfeifenden Bomben bringt unsere Trommelfelle beinahe zum

Bersten. Das Haus bebt und schwankt. »Ausatmen!«, befiehlt Mama. Sie befürchtet, von dem Luftdruck könnten unsere Lungen platzen. Beschützend, um die herumfliegenden Glassplitter von uns abzuhalten, breitet sie eine große Wollecke über die Köpfe von uns drei Kindern aus. Die Glühbirnen unter der Kellerdecke platzen. Die Waschküchentür fliegt auf die Notbetten, die mit Getöse zusammenkrachen. Wir Kinder japsen nach Luft, die plötzlich erfüllt ist von Mörtel und Kalkstaub. Die Menschen verharren still. Wir sitzen oder liegen auf dem kalten, bebenden Zementboden. Kellertüren werden aus den Angeln gerissen. Die Scheiben in den kleinen Kellerfenstern nach draußen zerplatzen in unzählige glitzernde Bruchstückchen. Grelle Blitze zucken herein. Es pfeift und donnert. Jeder neue Luftdruck reißt unserm Nachbarn, Herrn Malhofer, die Schirmmütze vom Kopf, die er sich immer wieder heranholt und überstülpt. Mein Bruder Karlheinz hält es nicht aus unter Decke. Sein Kopf schnellt hoch. »Bleib gebeugt!«, zischt Mama ihm zu. Das Inferno nimmt kein Ende. Wir haben kein Zeitgefühl mehr. »Ausatmen! Ausatmen!« Herr Malhofers Griff nach der Mütze. Karlheinz' vergebliche Versuche, unter der Decke hochzukommen. Dann betet laut weinend und schreiend Frau Grasedieck, unsere Lieblingsnachbarin: »Hilf Maria, es ist Zeit! Hilf Mutter der Barmherzigkeit!« Sie kommt nicht weit. Dieses beinahe alles übertönende, hysterische, laute Beten beruhigt keineswegs die übrigen Gemüter. Mit unnatürlich hoher Stimme gibt Mama ihr zu verstehen: »Frau Grasedieck, schreien Sie nicht so laut! Denken Sie an die Kinder!« Die Antwort, schon leiser, kaum hörbar: »Herr, Dein Wille geschehe, wie im Himmel also auch auf Erden!« Was meint sie nur damit? Ich leihere im Stillen mein Standardgebet herunter: »Lieber Gott, beschütze uns doch bitte alle. Bitte, bitte.« Immer wieder dasselbe. Im Hausflur und auf den Steintreppen geschieht plötzlich etwas nicht Erkennbares, Unfassbares, Furchtbares. Was ist das? Unheimlich laut und schwer poltert wohl ein riesiges Etwas die

Treppen herunter. Wir horchen und erstarren vor Angst. Dieses Etwas wird immer lauter, nähert sich bedrohlich. Gleich muss es im Keller angelangt sein. Ist das der Tod? Ich krümme mich noch mehr und spüre Mamas schützende Hand auf meiner Schulter. »Das ist nur der Kamin, der sich wohl gelöst hat und nun die Treppen im Haus herunterprasselt.« Wirklich? Dieses unheilvolle Etwas schafft es nicht bis zu uns heran. Das Poltern verstummt. »Der Schornstein ist wohl im Hausflur über uns liegen geblieben«, flüstert Mama heiser vor Entsetzen. Immer wieder zieht sie erneut die Decke über unsere Köpfe. »Gleich ist bestimmt alles vorbei, und wir können raus hier.« Ein neues, kurzes, nervenzersägendes Heulen, schrill und unerträglich, ein Singen, ein Aufschlag. Der Luftdruck zerreißt uns fast. Leben wir? Die Woldecke wird unserer Mutter aus den Händen gerissen. Wir werden durch den Keller geschleudert. Kein Mensch schreit. Dann herrscht eine unheimliche Stille, bis Herr Grasedieck fragt: »Ist jemand verletzt?« »Nein,« lauten die Antworten aus verschiedenen Richtungen. »Die Bombe ist nicht auf unser Haus gefallen. Denn dann wären wir alle tot«, sagt Mama. »Die Flieger wollten sicher die Flakstellung treffen.« Wir leben in einer luftleeren Zeitlosigkeit Unser Atem stockt. Sterben wir jetzt?

Wir haben uns kaum hochgerappelt, da dringen plötzlich laute Männerstimmen von draußen vom Hof herein zu uns: »413, sofort raus. Das Haus brennt. Es kann jeden Moment einstürzen!« 413 sind wir. »Das sind die Männer vom SHD1, die immer bei Fliegeralarm unterwegs sein müssen«, weißt Mama. Feuer prasselt. Roter Schein erhellt den Keller. Der Qualm löst bei uns allen einen starken Hustenreiz aus. »Wir müssen raus, sofort!« ruft Karlheinz, mein großer Bruder. »Sofort«, wiederholt er. »Es können doch noch Bomben fallen!« gibt Frau Malhofer zu bedenken. »Sollen wir denn hier verrecken?« mischt sich mein Bruder Hubert ein. »Los, los, macht schon, voran!« Das ungeheure, beängstigende Dröhnen

der Bomberverbände ist verstummt. Bemerkten wir das überhaupt? Doch. Die Flak schießt nur noch aus der Ferne. »Wo ist dein rechter Schuh?« fragt mich unsere Mutter. »Weiß ich nicht, habe ihn wohl verloren. Ich finde ihn nicht.« »Raus hier! Raus hier!« Meinen Schuh vergessen wir in der entstandenen Panik. Alle schreien wild durcheinander. Aber so einfach ist das nicht mit dem Rauskommen. Die Holzterappe, die aus dem Keller nach oben führt, können wir nicht mehr benutzen. Im Haus kracht und rumort es unaufhörlich. Schwere Möbelstücke scheinen ihre lärmenden Spielchen zu treiben. Unsere Augen brennen und tränen entsetzlich. Hoffentlich stürzt das Haus nicht ein und begräbt uns. Die Männer, Herr Malhofer nun doch ohne Schirmmütze, versuchen, einen schmalen Durchgang nach draußen durch die Waschküche zum Hof freizuräumen. Jedoch ist die Waschküchentür, die ins Freie führt, herausgerissen. Das so entstandene Loch ist zugestopft mit Mauerstücken. Die zum Schutz einmal flüchtig vorgebaute Mauer, die als Splitterfang dienen sollte, ist zerstört und anstatt uns zu schützen, versperrt sie uns nun den Weg nach draußen.

Gott sei Dank, wir sind in dieser Nacht nicht allein auf dieser unserer Erde. Hilfreiche Hände räumen von außen den Schutt weg. Und bald kriechen wir hinaus in eine Welt, die nicht mehr die unsere ist. Wir robben uns hintereinander raus, schieben unsere armseligen Koffer vor uns her und stolpern in eine glutrote knisternde Nacht. Die Hände der Männer bluten. Wir laufen in unseren Garten, den wir gestern noch bepflanzt haben. Die Erde ist aufgewühlt. »Hast du deinen Schuh?« fragt Mama. »Ach lass doch!« »Du kannst in Phosphor treten«, sorgt sich Hubert. Die Luft ist rauchgeschwängert. Unser Haus brennt und stürzt nach und nach in sich zusammen. »Da nutzen die kärglichen Löschversuche nichts«, meint Herr Malhofer. Wir müssen tatenlos zusehen, wie unsere Wohnung ausbrennt. Meine Lieblingssuppe, die ich sonst nie vergessen habe, ist in dieser Nacht in der Wohnung liegen geblieben. Ich weine, weil

ich sie nicht beschützt habe. »Ist doch nur eine Puppe, du Heulsuse«, meint Hubert verächtlich. »Sei froh, dass wir am Leben sind.«

Der Flugzeugspuk am Himmel ist verstummt. Gebäude sacken in dieser Nacht in Bochum zusammen wie Kartenhäuser. Ein Stück Sternenteppich mit dem Mond in der Mittel hängt hinter der roten Feuersäule. Aus unseren verkrampften Gesichtszügen weicht langsam die Todesangst. Die Bomber sind ihre schwere Last los geworden und haben abgedreht. Über dem Flammenmeer fliegen sie ohne den schweren Ballast der Bomben zurück nach Hause. Unser Zuhause haben sie gnadenlos zerstört. »Das waren Engländer«, sagt Karlheinz. »Adolf Hitler hat zu denen mal gesagt: Wir versenken eure Insel ins Meer.« Prasselnd reißen die Flammen immer mehr Gebäck herunter. Feuerwehrleute und Männer vom SHD versuchen, uns aus unserem Garten zu vertreiben. Aber wohin sollen wir denn in dieser brennenden Nacht gehen? Mama will warten, bis es hell geworden ist. Traurige, dreckige, zerlumpte, heimatlose Gestalten hocken auf den paar geretteten Luftschutzkoffern und auf den übrig gebliebenen wackeligen Gartenstühlen. Weinen. Reden miteinander. Eine Flasche Bananenlikör macht die Runde. Die Flammen erhellen gespenstisch das Geschehen. Wer hat die Flasche spendiert? Ich glaube, unser Vater hatte sie im letzten Heimaturlaub mitgebracht. Gab es einmal Streit unter den Nachbarn? Wann soll das gewesen sein? Wir spenden uns gegenseitig Trost, bis der Morgen graut und das Feuer beinahe gebändigt ist. Gespenstisch ragen Ruinen in den sich aufhellenden Tag. »Es besteht weiterhin Einsturzgefahr! Bringen Sie sich endlich in Sicherheit!« Das sind gut gemeinte Ratschläge der Einsatzleute. Wir werden nie mehr unsere schöne Wohnung betreten können. Mich packt wahnsinniges Heimweh und ich weiß nicht, wonach. Unser Balkon ist herabgestürzt. Die großen Betonstücke haben sich im Hof verteilt. Unsere

Trainingsanzüge hängen zerfetzt und dreckig an uns herunter. Der neue Tag schenkt uns eine runde, bleiche Sonne. Meine Brüder, die sich einfach zu einem Kontrollgang davon gestohlen haben, kommen zurück. »Die Wiesen des Bauern Vogelsang sind von riesigen Bombentrichtern aufgerissen«, sagen sie. Mama, die vor Sorge nicht aus noch ein wusste, schimpft mit ihnen. »Sei doch froh, dass die Bomben nur ins Feld gefallen sind!«, verteidigen sich die beiden Jungen.

In unser Haus sind in dieser Nacht unzählige Brandbomben eingeschlagen und explodiert und haben das Riesenfeuer entfacht. Der Dachboden war weggebrannt, als der Kamin herunterpolterte. Die schweren Bomben, die ganz in der Nähe fielen, haben das Haus durch den Luftdruck aus den Angeln gerissen. Die Viertelstunde Ewigkeit, die wir durchlebt haben, gehört in einen für uns Menschen nicht nachvollziehbaren Zeitbegriff.

Mein Bruder Hubert hält mir plötzlich meinen rechten Schuh unter die Nase. Wo hat er den nur gefunden? Er verrät es nicht. Ich ziehe den Schuh an. Mama kann wieder lächeln. »Hoffentlich sind keine Blindgänger gefallen, die irgendwann einmal explodieren, wenn kein Mensch daran denkt«, sagt Karlheinz. Und Hubert trällert: »Lore, Lore, Lore, schön sind die Mädchen von 17/18 Jahr'n.« Ein Lied, das die Soldaten singen. Mamas Haarknoten hat sich gelöst. Sie hat wohl sämtliche Haarnadeln verloren. Ihr schwarzes Haar fällt lang über ihre Schultern. Sie flicht es zu einen Zopf. Ich habe zwei rote kurze Zöpfe, die auch neu geflochten werden. Plötzlich bemerken wir, dass wir mit dem Ehepaar Grasedieck die Letzten sind, die noch hier herumlungern. Wir haben gar nicht registriert, dass die anderen Nachbarn von irgendwelchen Bekannten oder Verwandten abgeholt worden oder einfach gegangen sind. Mama und Frau Grasedieck reden miteinander. Wir mögen Frau Grasedieck sehr gerne. »Was soll nur aus uns

werden? Das darf so nicht weitergehen! Dieser schreckliche Krieg!« sind Bruchstücke, die bis zu mir dringen. Ich suche nach den gekennzeichneten Beeten, auf die ich gestern Radieschen gesät habe. Da ist aber nichts mehr zu entdecken. Mich erleichtert unbeschreiblich, dass der Gaskessel in unserer Nähe nicht getroffen worden ist. Und wieder einmal heulen die Sirenen. Dieses Mal dreimal kurz hintereinander. Das bedeutet »nur« Voralarm. Mama zeigt sich nicht beeindruckt. Das Ballern der Flakgeschütze dringt aus weiter Entfernung zu uns. Nach kurzer Zeit verkündet ein lang gezogener Sirenenton Entwarnung. »Das waren nur die feindlichen Aufklärer«, sagt Mama. »Da passiert nichts.«

Wir verabschieden uns endlich von Grasediecks, und wollen uns, da es inzwischen hell genug geworden ist, zu unseren Großeltern nach Essen durchkämpfen, wenn überhaupt Züge fahren nach dieser Nacht. Die beiden wollen uns bis zur Straße begleiten. Sie warten auf ihre erwachsene Tochter Erna, die sie wohl abholen wird. »Auf Wiedersehen.« »Auf Wiedersehen.« Mama laufen die Tränen über das Gesicht und hinterlassen helle Spuren. Meine Brüder sind putzmunter und haben schon als Andenken eine große Tüte voller Bombensplitter gesammelt.

Frau Grasedieck gerät plötzlich außer sich. Sie hat zwischen den Trümmern ein Kästchen entdeckt, das wohl ihr gehört. Sie stürzt wie besessen vorwärts und stört sich nicht an den Rufen ihres Mannes. Sie stolpert in ihren Pumps und den zerrissenen Seidenstrümpfen vorwärts, kniet nieder in Schutt und Asche und reißt das Kästchen an sich. In diesem Augenblick neigt sich der in gerissenen Stahlseilen herunterhängende Balkon der Parterrewohnung zur Seite, und mit lautem Krachen begraben die schweren Betonplatten Frau Grasedieck unter sich. Aus welchen Kehlen stammen die markerschütternden gellenden Schreie? Das darf nicht sein! Wir haben doch alle überlebt! Ich

höre nicht auf zu schreien. Menschen von der Straße eilen herbei. Karlheinz hält Mama zurück, die nach vorne laufen will. »Mama, siehst du nicht, Frau Grasedieck ist tot!« Eine Hand ragt aus einer kleinen Spalte zwischen den Betonmauern hervor. Erna, die erwachsene Tochter, fängt Herrn Grasedieck auf, der zusammenbricht. Gott sei Dank ist sie wenigstens da! Laut schluchzend hält sie ihren Vater in den Armen. Männer versuchen, die schwere Betonplatte anzuheben, was ihnen jedoch nicht gelingt. Die Luft riecht nach Schwefel.

Wir können uns nicht beruhigen. »Lieber Gott, warum hast du das zugelassen?« frage ich.

Ein Rotkreuz-Helfer fährt unsere Mutter wütend an: »Verschwinden Sie endlich mit Ihren Kindern! Sehen Sie nicht, wie Ihr kleines Mädchen aussieht! Das Grundstück ist ab sofort gesperrt. Es besteht immer noch Einsturzgefahr. In der Sammelstelle vom Roten Kreuz wird man Ihnen eine vorläufige Unterkunft zuweisen, und Sie und Ihre Kinder bekommen heißen Tee und was zu essen. Helfen kann hier niemand mehr.«

Und wir gehen. Nein, wir gehen nicht! Wir schleichen uns mit hängenden Köpfen vom Ort des furchtbaren Geschehens davon. Herrn Grasedieck bekommen wir nicht mehr zu Gesicht. Die Koffer schleifen wir hinter uns her. Was murmelt unsere Mutter da: »Herr Dein Wille ist geschehen hier auf Erden.« Wie meint sie das nur?

Wir begeben uns nicht in die Sammelstelle vom Roten Kreuz. Wir quälen uns durch die von qualmenden Ruinen und entwurzelten Bäumen eingesäumten Straßen. Zerstörte Straßenbahnen liegen umgekippt auf den Schienen der Hattinger Straße.. Elektrische Hochleitungsdrähte hängen herunter. Nichts kann uns aufhalten. Menschen begegnen uns.

Sie bergen, graben und weinen. Wir erreichen irgendwann an diesem Tag, der immer wieder von kurzen Fliegeralarmen unterbrochen wird, Bochums Hauptbahnhof, der in dieser Nacht nicht zerstört worden ist. Wir glauben fest daran, dass uns nicht ein zweites Mal so was Schreckliches wie in der vergangenen Nacht und heute morgen widerfahren wird.

Und irgendwann steigen wir todmüde und abgekämpft in einen Zug, der Richtung Essen fährt

Es war kein Großangriff. Es sollte alles noch viel schlimmer kommen.

© *Annemie Fetten-Winklhofer*  
*afwinkl@comundo.de*

## ***Pustebblumen im Winter***

*Annemie Fetten-Winklhofer*

*Ein dreizehnjähriges Mädchen flüchtet am Ende des Zweiten Weltkriegs von der Eifel nach Bayern.*

### **Iversheim bei Münstereifel kurz vor Kriegsende**

Kann man das Leben nennen, das wir hier führen, Anfang Februar 1945? Mit "wir" meine ich unsere übrig gebliebene kleine Familie: die Mama, den Hubert, unser Baby Brigitte und mich. Wir atmen noch in einem ständig von der feindlichen Artillerie beschossenen kleinen Dorf in der Voreifel. - Ja, Iversheim gibt es noch! In den verbauten engen kleinen Fachwerkhäusern ohne Kanalisation leben Menschen - an der Ley, eigentlich müsste es heißen "An der Erft", denn diese plätschert ins Dorf hinunter. Eine Mauer und eine schmale Straße trennen das Flüsschen von den fast an den "Katzenberg" gelehnten Häuschen.

In einem dieser Häuser dürfen wir als Ruhrgebietflüchtlinge mit der Familie leben, die uns im Oktober vergangenen Jahres sehr freundlich aufgenommen hat. Hier auf dem Land sind wir sicher, haben wir gedacht. Pustekuchen! Jetzt im Februar 1945 atmen wir Pech und Schwefel ein. Wir leben hier rum und warten auf den Tod oder das Leben. Wie können wir uns vor dem Tod schützen in diesem Leben, das nur aus Tieffliegern, Bomben, Granaten und Artilleriebeschuss besteht? Das große

abgestützte Loch, das die Familie in den Katzenberg gegraben hat, in das wir bei Herannahen der Tiefflieger stolpern und übereinander hängen, gekrümmt, damit der Luftdruck der Bomben unsere Lungen nicht zerreißt, kann uns auch nicht vor dem Tod schtzen.

Ein längst verklungenes Versprechen der Erwachsenen steigt in mir hoch, unglaublich weit weg und bitter: »Der Krieg ist nach 14 Tagen beendet. Wir wollen "nur" unseren Korridor wiederhaben.« So sprachen Adolf Hitler und seine "Mannen" am 1. September 1939, als der Krieg ausbrach und unsere Soldaten über Nacht in Polen "siegreich" einfielen. War ich das Mädchen, das an dieses Versprechen geglaubt hat? Die Front wird niemals bis ins Herz Deutschlands vorrücken. Nun wissen wir, dass die Front immer weiter vorrückt. Der Westwall ist längst von den alliierten Truppen überrollt. Ich weiß, dass die Kinder in England singen: »We will hang our washing on the Sigfrid-line, have you any dirty washing mother dear?« Ich hasse sie hierfür. Schule ist schon lange nicht mehr. Aber das ist überall in Deutschlands so.

Wir leben nun hier in Iversheim bei Familie Hentz und sind in der irrigen Annahme hierher gekommen, auf dem Lande, da gibts keine Bombenangriffe und keinen Krieg. Nach mehreren Bombenangriffen und wiederholtem Ausgebombtsein, standen wir wieder mal, nachdem wir nach einem Bombenangriff aus dem Bunker gekrochen und durch die brennenden Straßen gelaufen waren, vor den rauchenden Trümmern unserer Bleibe. Ein Militär-LKW brachte uns auf die chaotischste und gefährlichste Art und Weise hierher in Sicherheit. Zu unseren Großeltern, die uns stets den Ort des Friedens und Geborgenseins in ihrem Haus in Essen auf der Margarethenhöhe vermittelten, konnten wir nicht mehr. Man hat sie in einer Plane auf dem Heldenfriedhof begraben. Ein Volltreffer zerstörte sie und ihr Haus. Ich will mich jetzt nicht

weiter darüber auslassen. Doch: In den folgenden Jahren habe ich immer nachgerechnet: Wie alt wären sie jetzt ..., wie alt wären sie jetzt ...? Erst nach vielen Jahren habe ich aufgehört zu rechnen.

Im Augenblick haben wir aber Februar 1945. Wir sind der Front und dem Luftterror total ausgeliefert. Das Hämmern und Dröhnen in der Luft gehört zu unserem Alltag. Dem ständigen Näherrücken der Front müssen wir ohnmächtig entgegensehen. Wir leben im Krieg, wir leben mit ihm, und er lässt uns nicht mehr los. Kinder des Krieges, Kinder der Angst. Feuer lodert in unseren Kinderherzen, entzündet (so meinten wir damals) durch die grausame Unfähigkeit unserer Soldaten, das Unheil, das sich immer mehr auf uns zuschiebt, abzuhalten. Mit Macht drängt die Westfront zurück. Offensive? Ja, aber umgekehrt. Wir leben in einer Ekstase, die nicht mehr zu steigern ist. Unser Leben, unsere Herzen, die durch all unsere Schrecken noch vorhanden gebliebene Harmonie überschlägt sich in schrillen Dissonanzen. Die Saiten sind überspannt. Sie können in jedem Augenblick zerspringen. Ekstase!

Wir Kinder riechen Blut und Pulver. Die Jungen, mein Bruder Hubert und sein Freund Hans Hentz, der Sohn des Hauses "An der Ley 140", tragen stolz gefüllte Pistolentaschen in der großen Volkssturmuniformmanteltasche. Es sind alte SA-Mäntel, die ihnen der Volkssturm verpasst hat. Radios gibt es in den Haushalten nicht mehr. Auf Veranlassung des Ortsgruppenleiters mussten diese zur Sammelstelle im Dorf, der ehemaligen Volksschule, gebracht werden.

Und woher haben unsere Mütter ihre Informationen? Von den Soldaten, die sich von der Front zurückziehen und die Straßen und Feldwege entlanggehen. Denn die Bahnstrecke am Rande des Dorfes, die ständig von Tieffliegern bombardiert wird, ist zerstört und stillgelegt. Humpelnde, blutige Soldaten, gesunde

Soldaten, Autokolonnen, alle ziehen sich von der Front zurück, die wie ein Raubtier darauf lauert, zum letzten Sprung anzusetzen. Und in der Luft fliegen die stählernen und doppelteibigen Raubvögel und treiben mit uns Hasenjagd. Ein wüstes Drauflosleben herrscht im Dorf. Die Frauen, deren eigene Männer an irgendeiner Front kämpfen, lieben fremde Soldaten, die in den Häusern festes Quartier bezogen haben. Des Nachts singen, trinken und tanzen sie. Frau Hentz hat keine Einquartierung, sie hat unsere kleine Familie aufgenommen. Die von der Front zurückflutenden Soldaten müssen laut Befehl im kalten Winter in den Häusern Unterschlupf finden. Auch bei Frau Hentz liegen sie auf dem Steinfußboden im Flur, um am nächsten Morgen weiterzuziehen. Raureif und Schnee zeigen mitunter morgens, dass viele Landser draußen auf der kalten Erftmauer übernachtet mussten. »Mein Gott«, hör ich Mama sagen, »warum macht der Führer nicht Schluss? Es ist nichts mehr aufzuhalten!«

»Halt den Mund, Anna«, sagt Frau Hentz, die Mamas Freundin geworden ist, »willst du eingesperrt werden?«

Wenn wir was zu essen einkaufen wollen auf unseren Lebensmittelkarten, stehlen wir uns abends nach Münstereifel über die dunkle Landstraße wie Diebe. Auf dem Weg dorthin liegt etwas abseits der Straße kurz hinter Iversheim die gefürchtete "Hettners" Fabrik. Ein beliebtes Bombenziel der Tiefflieger und Lightlings. In Friedenszeiten war Münstereifel ein Kneippkurort! Was ist das - Friedenszeit? Um 6 Uhr abends haben die Geschäfte für eine Stunde geöffnet, wir müssen uns dann sputen. Manchmal gehen Mama und Frau Hentz die dunkle von Wehrmachtsfahrzeugen befahrene Chaussee entlang, hin und wieder gehen auch Marianne und ich. Marianne ist meine Freundin und wohnt mit ihrer Mutter und ihren erwachsenen Schwestern im Haus nebenan. Ich bin froh, dass ich sie habe. Wir sind gleichaltrig. Die Jungen brauchen

nicht einzukaufen. Sie müssen ständig im Einsatz sein der Suche nach Deserteuren. Kurz hinter dem Dorf verläuft ein Wäldchen neben der Hauptstraße. Dort begegnen uns keine zurückflutenden Wehrmachts-LKW. Viel zu schnell befinden wir uns wieder auf der Hauptstraße. Eng an den Straßensaum drängen wir uns, damit uns die abgeblendeten Wehrmachtsautos nicht überrollen. Und über uns brummen die Bomberverbände, die Tiefflieger, und hin und wieder zischt auch eine Granate über unsere Köpfe hinweg. Und wir hüpfen im Dunkeln wie gejagte Hühner in die ausgeworfenen Deckungsgräben, in denen sich kaltes Wasser angesammelt hat und rennen weiter, wenn sich die Motorengeräusche wieder entfernt haben. Unsere Zähne klappern, und klatschnass sind wir. Wir wätzen, rennen und marschieren, nur als Schemen sichtbar, die Straße entlang, tauchen wieder unter in einen der nächsten Gräben, flattern weiter an Autos vorbei, die angehalten haben, deren Fahrer und Soldaten auch vor den Granaten und Tieffliegern Deckung nehmen bzw. genommen haben. Würde uns ein Mensch aus einer friedlich gewordenen Zeit beobachten, sein Kinderglaube an Gespenster würde in ihm erwachen. Wir sind aber keine Gespenster. Wir sind Menschen aus Fleisch und Blut. Nicht jedes Mal haben wir Essbares in unseren Taschen, und die ganze Prozedur war für die Katz.

Bei Marianne bin ich oft. Ich schlafe dort. Ich habe dann nur die zusätzliche Angst, dass wir nicht zusammen sterben, meine Familie und ich, wenn es nachts losgeht. Im Übrigen geht trotz allem oder gerade deshalb unten im Haus "die Post ab". Marianne und ich liegen im Bett und ihre schon erwachsenen Schwestern feiern lautstark mit den Soldaten. Und wenn ich nachts zum Plumpsklo über den kalten manchmal verschneiten Hof marschieren muss, sehe ich auch, dass sie sich küssen. Jeder Tag kann der letzte sein.

Ich habe den Eindruck, dass in Iversheim nur arme Menschen vom Lande leben. An einem Handtuch trocknet sich die ganze Familie ab. Kanalisation gibt es hier an der Ley nicht. Das Schmutzwasser wird einfach in die Erft über die Mauer gekippt und auch die Nachttöpfe werden so geleert. In den Plumpsklos hängt an einem Nagel an der Holztür mit dem Herzchen in Stücke geschnittenes Zeitungspapier.

### *Flucht*

Ich möchte über den Sternen schweben und mit all dem hier nichts mehr zu tun haben. Ich glaube, das wünschen wir uns alle, die wir im Februar 1945 hier leben. über den Sternen durch die stillen blauen Gänge wandeln, uns bei den Händen halten und den Papa, der irgendwo Soldat sein muss, in unserer Mitte haben. Die Flugzeuge sind dann so tief unter uns, dass wir sie gar nicht mehr sehen können und auch nicht hören. Wir wissen gar nicht, dass es sie gibt. Ist das nicht fein? Tief atmen, kein Schwefel, kein Verderben mehr. Aber - wir müssten erst tot sein. Und das wollen wir unter allen Umständen vermeiden. Das ist doch das einzige, was wir noch tun können, dem Tod so gut es geht davonzulaufen. Das bisschen Schlaf, das uns manchmal nachts zwanghaft überfällt, entspannt nicht mehr. Wir schlafen ein vor Übermüdung und Erschöpfung. Im Halbschlaf, im Wachen und im Träumen fegen die Granaten übers Dorf hinweg, und viele Granaten schlagen im "Katzenberg" ein. Ich schlafe wieder mit Mama zusammen und bin nur noch tagsüber bei Marianne. Das Wissen, dass wir vielleicht gar nicht mehr aufwachen, ist schlimm. Und das Rumoren der schweren Bomberverbände, die das Ruhrgebiet anfliegen oder Mitteldeutschland, brummt in unseren Köpfen wie das ewige Bohren beim Zahnarzt. Die Nerven müssten längst abgetötet sein. Sie sind aber nicht.

Schaut her, ihr Leute aus einer anderen Zeit, die da kommen wird, aus der Zeit des Überflusses, aus der Zeit, in der ihr euren Genuss schätzt, seht sie euch an, die müden Wanderer, die schon wieder einmal flüchten, rennen und bangen um ihr bisschen nacktes Leben. Ich hör' euch aus der Zukunft rufen und höhnen, ihr, die ihr in euren teuren Luxusautos an uns vorbeifahrt. Die schemenhaften schäbigen Menschen am Straßenrand, was sind (waren) sie schon? Sind sie euch lästig? Ach was. Ihr sagt dann nur: »Selber schuld, warum habt ihr alles mitgemacht?« Aber wir sind jung und wollen nicht sterben. Ich bin 13 Jahre alt. Schule ist nicht. Wir leben im Krieg und können uns in eure Epoche nicht hineinversetzen, in der ihr nach verdammt langer Zeit ohne Todesangst, ohne Hunger, gut gekleidet und im Überfluss leben dürft.

### *Sinnlose Flucht*

Die Chaussee ist alt, verbraucht und ausgefahren von den vielen schweren Wehrmachtlastwagen. Der kleine Flüchtlingstrupp bewegt sich diese Straße entlang. Wir sind die Einzigen und Letzten, die heute Morgen das Dorf verlassen. Während der vergangenen Wochen sind Menschen ausgezogen. Aber viele Kleinstbauern bleiben auf ihren Höfen, wenn, ja wenn sie nicht ein zu hohes Parteimitglied sind. Aus fünf, nein sechs Personen besteht unser kleiner Treck, wenn man den Einheitskinderwagen mit Inhalt dazurechnet, der sich von Iversheim nach Münstereifel schieben will. Meine Freundin Marianne ist zuhause geblieben. Ich habe mich nicht einmal mehr von ihr verabschieden können. Es ist beschlossen worden, dass wir versuchen wollen, nach Bayern zu kommen. Dieses Stückchen Deutschland liegt abseits des Kriegsgeschehens - heißt es. Es ist heute ein eisig kalter, noch von den letzten Schleiern verhängter Februarmorgen. Wie immer - wann war es mal anders? - rauscht und zischt es in der Luft von Artilleriegeschossen über die Köpfe der

aufgebrochenen armseligen mit Sack und Pack behafteten Wanderer hinweg.

Wir sind die Wanderer. Frau Hentz mit ihren zwei Jungen, Mama mit Hubert, mir und dem Baby im Einheitskinderwagen. Wir befinden uns sozusagen im Niemandsland, und wenn wir's nicht besser wüssten, eigentlich schon hinter der Front. Wir zucken immer noch zusammen bei den gewohnten harten im Kopf wehtuenden Geräuschen in und aus der Luft. Aber eine natürliche Angst können wir nicht mehr empfinden. Aus einer gewissen inneren Gewöhnung heraus besitzen wir nicht mehr die seelische Kraft, ungezwungene Angst zu verspüren. Die große kräftig gebaute Frau mittleren Alters in dem abgewetzten ehemals grünen Lodenmantel ist Frau Hentz. Sie tritt keuchend, ein schweres Bündel auf der Schulter tragend, wie der Packesel einer Gesellschaft, auf der Landstraße daher. Sie will aber wirken und trägt sehr eindrucksvoll das große Bündel. Sie ist tatsächlich die Stärkste und Rüstigste in unserer jämmerlichen Gruppe. Wie hat sie sich damit gebrüstet, dass sie als Frau bei den Bauern schwerere Säcke tragen kann als die Männer. Heute früh beim Abgang hat sie sich fast darum geschlagen, das schwerste Bündel zu tragen - beim Verlassen des verbauten kleinen Fachwerkhauses an der Erft. Das Hoftor hat sie noch sorgfältig abgeschlossen. In diesem Haus, das der Mama und uns Kindern eine kurze Zeit als Domizil diente, war in den letzten Monaten der Todesangst und Todesgefahr eine herzliche Notgemeinschaft entstanden, zwischen den beiden unterschiedlichen Frauen sogar eine feste Freundschaft.

Es geht weiter in die nächste Ungewissheit. Aber es ist so. Frau Hentz entzieht sich mit ihrem Gekeuche jeder weiteren verantwortlichen Aufgabe. Sie schimpft nur hin und wieder, dass der Sack auf ihrer Schulter schwer ist. Die Mama trägt auch zwei große Koffer an ihren zarten Handgelenken, die schon geschwollen sind. Unsere Mutter wirkt auch jetzt noch

wie eine Dame in Urlaub. Es sieht so aus, als habe sie trotz aller Mühe keinen Gepäckmann erwischt und muss nun ihre Koffer selbst tragen. Der schwarze breitrempige Filzhut mit der Goldspange vorne sitzt gut auf ihren schwarzen Haaren. Mama ist sehr heiser. Der Husten von vor Weihnachten hat sich in einen bösartigen Katarrh verwandelt. Sie krächzt unter großer Anstrengung über die Landstraße:

»Pass doch auf, geh an den Straßenrand, lauf nicht unter ein Auto!« Dabei wirkt die Straße fast geisterhaft. Der kleine schlaftrunkene Heinz Hentz ist gemeint, der als einzigen Ballast ein leeres Kochgeschirr mit seiner Hand hin- und herschlenkert und natürlich eine Soldatenmütze seinen Kopf zielt, deren Ohrenklappen heruntergezogen sind. Seit einigen Tagen friert der Heinz am Kopf sehr. Als Frisur trägt er "Glatze mit Spielwiese". Ein verlassenes Büschel Haare vorn über der Stirn ist nach dem Kahlschlag übriggeblieben. Aber so macht er am ehesten den Kopfläusen den Garaus. Auch ist es nichts Besonderes oder gar Schlimmes, Kleiderläuse zu haben. Die zurückflutenden Frontsoldaten, die Zivilbevölkerung in ihren Häusern übernachten lassen muss, haben diese widerlichen Tierchen eingeschleppt. Da hilft kein Bügeln, kein Wäscheauskochen, nichts - nichts - nichts. Und erst recht nicht die paar Gramm Waschpulver, die im Monat auf den Lebensmittelmarken fällig werden!

Frau Hentz schreitet kräftig aus. Wir hinterher. Die aufgehende Sonne hat inzwischen den letzten Schleier der Nacht von diesem unserem Bild entfernt und zeigt nun ein blutrotes, aber eisig kaltes Gesicht. Mir fällt das Reiterlied ein: "Morgenrot, Morgenrot, leuchtest mir zum frühen Tod." Das Lied fügt sich gut ein in das Geschehen. Abgeschossene, entwürdigte Baumkronen liegen im Straßengraben. Restliche feuchte Nebelfetzen steigen auf aus den bereiften winterlichen Weiden, auf denen längst kein Vieh mehr grasst. Unsere Hände sind kalt und klamm, und die Feuchtigkeit dringt durch unsere

spärliche Bekleidung. Wir spüren die geballte Faust der Front, die sich nur noch zum letzten Würgegriff zu öffnen braucht. Aber gerade diesem Griff wollen wir entgehen. Darum bewegen wir uns wie die Marionetten auf der Landstraße voran. Wehrmachtsautos begegnen uns nur noch sehr selten. Was Räder und Füße hat zum Laufen, ist längst über alle Berge. Da singt Hubert, mein etwas älterer Bruder, lautschallend los:

»Morgenrot, Morgenrot, leuchtest uns zum frühen Tod. Bald wird die Trompete bla-a-a-sen, dann muss ich mein Leben la-a-a-sen, ich und alle dann mit mir!« Ist das Gedankenübertragung?

»Junge, sei still!« lässt Mama sich krächzend vernehmen. Umgedichtet hat er auch noch!

»Verdammt noch mal«, sagt da der Hubert. Und wir alle zucken unwillkürlich zusammen, als wieder Granaten ganz nah über unsere Köpfe hinwegzischen und irgendwo in Iversheim einschlagen. Wir halten uns im so genannten toten Gebiet auf, im Niemandsland, ohne deutsche Truppen, aber schon auf Nummer sicher für die anderen, für die Alliierten.

»Mam, ich sin bang!« ruft der kleine Heinz. Den Kinderwagen mit meiner kleinen Schwester Brigitte schiebe ich. Das Baby schläft, warm eingepackt liegt es im engen mit Holzbrettern verlängerten Einheitskinderwagen. Meine linke Hand umfasst den Kinderwagengriff, und mit der rechten trage ich eine große schwere Tasche. Die beiden großen Jungen, mein Bruder Hubert und Hans, der ältere Sohn von Frau Hentz, sind mit wenig Gepäck belastet. Die schwarze lederne Pistolentasche hängt nun dick und mächtig auf dem Koppel von Hans schweren braunen Volkssturmmantel. Er ist von der Wichtigkeit seiner Waffe überzeugt. Zudem ist er schon 16 Jahre alt und hat mitgeholfen, den Westwall aufzubauen, der längst von den Alliierten überrollt worden ist. Die Jungen möchten so gern Helden sein. Wir betreten die schmale Brücke, die kurz hinter Hettners Fabrik über die Erft führt und ahnen

nicht, dass unsere Soldaten bereits eine Sprengladung unter die Pfeiler gelegt haben, damit die feindlichen Panzer in die Luft fliegen. Und noch auf der Brücke bleibt Frau Hentz stehen, hält sich fest am wackeligen Geländer, wirft ihren Packen von der Schulter, zieht sich den selbst gestrickten roten Fausthandschuh aus (ich habe ihr noch gezeigt, wie man den Daumen strickt!) und wischt sich mit dem bloßen Handrücken den kalten Schweiß von der Stirn. Wir machen alle Halt. So kalt, dass die fließende Erft zugefroren ist, ist es nicht. Hubert spuckt ins Wasser und guckt der enteilenden Welle nach.

»Die fließt jetzt noch die Ley in Iversheim runter«, meint er.

»Du bist ein Ferkel, Hubert.«

»Weiter, weiter«, krächzt Mama, »es hat keinen Zweck, jetzt schon müde zu werden. Wir wollen doch nicht von einer Granate getroffen werden!«

»Kumm, Mam, isch tragen der Packen«, bietet sich der große Hans nun an.

»Ne, lass nur Jung, ich mach das schon.« Hau ruck, die gefüllte und verschnürte Wolldecke lastet auf den breiten Frauenschultern. Die winzigen eirigen Räder am Kinderwagen quietschen. Der kleine Heinz Hentz und ich gehen neben meiner Mama weiter. Hans und Hubert schwingen ihr Handkofferchen und reden eifrig miteinander. Von Iversheim bis Münstereifel sind's drei Kilometer. Die erste Etappe auf unserem gefährlichen und ereignisreichen Weg nach Bayern zu unseren Verwandten

Frau Hentz mit ihren zwei Jungen hat sich uns nur angeschlossen, weil sie wegen ihrer Zugehörigkeit zur NSDAP Muffensausen hat. Und wir hauen mal wieder ab - diesmal aus der Schusslinie der Westfront. Sie hat sich in der kurzen Zeit, in der wir hier leben, mit Riesenschritten auf uns zubewegt. Unser Vater hat in seinen Feldpostbriefen von uns verlangt, nach Niederbayern, Fürstenzell bei Passau, abzuhauen. Woher sollten wir damals wissen, dass es besser gewesen wäre, sich

wie viele andere Zivilisten im Haus zu verstecken und alles auf uns zukommen zu lassen? Das "Gelobte Land" wartet auf uns. Herr Hentz ist Soldat an der Ostfront. »Lasst uns net allein he!« bat Frau Hentz unsere Mutter, als diese verkündete: »Wir hauen ab nach Bayern!«

An einem eisig kalten Wintermorgen im Januar haben wir in aller Herrgottsfrühe den Opa von Hentz zu Grabe getragen. Die Kirchenglocken läuteten in der Finsternis, denn am Tage, wenn es hell war, wurde nicht mehr beerdigt. So bewegte sich der Trauerzug die schmale Ley entlang bis auf den Friedhof hinter der Kirche. Das zarte Kling, Kling der Glöckchen, die die Messdiener trugen, war ein bisschen Balsam für unsere müden Herzen. Der arme Opa! Jetzt ist er tot! Als wir in Iversheim Unterschlupf fanden, nach dem letzten Ausgebombtsein in Bochum, war der Opa noch sehr rüstig. Er hatte Krebs. Wieder ein Mensch, den wir kannten, wurde begraben. Aber er war an einer Krankheit gestorben. Zu Hause im Ruhrgebiet wurden die Toten massenweise in Feldplanen in Heldengräber gebettet zwischen Fliegeralarm und Bombenabwürfen.

Münstereifel ist von den Bomben, die die Tiefflieger ausgeklinkt haben, nicht verschont geblieben. Wir passieren noch in der Frühe das heil gebliebene schmale Stadttor, das in Friedenszeiten ein beliebtes Postkartenobjekt war, an dessen rotbraunen zusammengemauerten Ziegelsteinen jetzt Panzerfäuste lehnen. Wir sind froh, dass wir endlich den Sammelplatz, den Bunker, ansteuern können. In der Luft stürmen sie wieder heran, die großen stählernen Vögel. Wie viele Luftkämpfe haben wir schon in der Vergangenheit mit unseren Augen verfolgt. Kondenzstreifen am Himmel. Das war jedes Mal ein großartiges Schauspiel für uns.

»Mensch, Hubert«, sagt der Hans begeistert, »lurenz, davon möchte ich auch eine abziehen.« Er meint die Panzerfäuste. Zwei Paar Bubenaugen werden heiß. Und vielleicht sehen sie

sich im Geiste feindlichen Panzern entgegenlaufen, oder sie robben auf dem Bauch heran, um eine heldenhafte Tat vollbringen zu können.

»Kommt weiter, sonst fahren uns die Busse weg!« schreie ich. Lässig und von oben herab schauen mich die beiden an:

»Wir fahren ja gar nicht mit. Wir gehen nicht stiften! Wir müssen ja den Krieg verlieren, wenn alles abhaut!«

»Mama, Mama, hast du gehört?«

»Ihr Lümmel«, krächzt die Mama mit deutlicher Anstrengung, ihr werdet wohl eure Pflicht darin sehen, eure Mütter und Geschwister heile nach Bayern zu bringen!«

»Ach sowas - das ist doch nichts Besonderes!« steht in ihren Gesichtern geschrieben. Wir schleppen uns weiter. Frau Hentz, die alles mitgekriegt hat, sagt provozierend unter ihrer Last keuchend:

»Dann blieven isch och he! Isch jon zurück!« Das sagt die Frau, die unsere Mutter so dringend gebeten hat, sie doch mit nach Bayern zu nehmen wegen ihrer Parteizugehörigkeit!

»Geht schon«, scheucht Hubert die Gesellschaft voran, »lasst uns erst mal an unserem Sammelplatz im Bunker sein!«

Diese Jungen mit ihrer Sehnsucht nach einer Heldentat! Noch weiß keiner von uns, und später wird es auch wohl keiner mehr zugeben wollen, dass unsere Mama jetzt schon und während der kommenden Schreckensreise ins gelobte Bayernland eine einzige nicht enden wollende Heldentat vollbringt. Mir fehlen die richtigen Worte. Aber die große, kräftig gebaute Frau Hentz benimmt sich störrischer als ein kleines Kind und der breit und groß gewachsene Hans auch. Die Mama trägt schwerer an ihrer Verantwortung für uns als Frau Hentz an ihrem sichtbaren Sack.

Aber zunächst einmal sind wir am Stadttor links abgebogen und an der Sammelstelle für Mütter und Kinder aus Münstereifel und Umgebung angelangt. Die Stadt wirkt wie

ausgestorben. Zivilisten dürfen eigentlich nicht mehr draußen sein, es sei denn, sie sind auf dem Weg zur Sammelstelle. Heute ist der letzte mögliche Tag. Von der Partei eingesetzte Busse sollen uns an diesem Morgen von Münstereifel nach Neuwied bringen, heißt es. Aber noch sind sie nicht eingetroffen. Von Neuwied aus wollen wir dann mit dem Zug weiter Richtung Frankfurt - Niederbayern fahren. Wir glauben fest daran, dass von Neuwied aus noch die Eisenbahn verkehrt. Hier sind alle Eisenbahnstrecken lahm gelegt und kaputtbombardiert.

So, jetzt sind wir im sicheren Stollen angekommen. Draußen vernimmt man wieder das Tack Tack von Maschinengewehren. Wo steht die Front? Wenn ich doch nicht so erbärmlich frieren würde! Ich spindeldürrer dreizehnjähriges Schlottergestell mit den Sommersprossen ohne äußere Zeichen kommender Fraulichkeit und den rötlichen Haaren sehe wohl mitleiderregend aus. Hier in den tief in den Berg geschlagenen Stollengängen verbreiten einige bullernde Mantelöfen etwas Wärme. Die klammen Finger und die verfrornen Seelen werden ein wenig aufgetaut. Wir Mütter und Kinder, die flüchten wollen, warten auf den Autobus, der von der Partei eingesetzt werden soll, aber nur für Frauen und Kinder. Auch Männer, die hohe Posten in der Partei bekleiden, sind mit dabei. Frau Hentz kennt die meisten der Männer. Ein Bürgermeister ist mit von der Partie. Tische und Bänke sind in den Gängen aufgestellt, und aus den Regalen an den feuchten Felswänden nimmt der Bunkerwart Schwarzblechkonserven, die er an die Menschen hier verteilt. Es wird Mittag. Wir essen das kalte Gemüse aus den Dosen und warten immer noch im Bunker auf die Ankunft der Busse.

Hans und Hubert treiben sich dauernd draußen vor dem Bunker herum. Mama kann sich ihr bisschen heisere Kehle aus dem Hals schreien. Das macht den beiden nichts aus. Sie

wollenes so hinkriegen, dass die Busse ohne sie abfahren, damit sie "kämpfen" können. Die zwei sind schrecklich! Wir sitzen hier und zittern und sorgen uns zusätzlich um sie.

Eine Frau aus Münstereifel mit ihren zwei Töchtern will sich uns anbieten. Die eine Tochter ist jünger als ich und hat einen struweligen Bubikopf, der am Morgen, als sie herkamen, noch lockig war. Ihre Schwester ist bestimmt schon 17 Jahre alt und sieht nett aus. Aber ihr Blick gefällt mir nicht. Sie hat schwarzes, füllig fallendes Haar. Frau Hentz kennt die Familie flüchtig. Eine Schwester der Mutter wohnt in Iversheim.

»Die Lü genießen keinen guten Ruf« sagt sie so, als sei das wichtig. Aber für mich ist das ein Satz voller dunkler Geheimnisse mit vielen Fragezeichen. Mama und ich distanzieren uns von den "fremden Leuten". Frau Hentz unterhält sich mit der Frau über alles Mögliche. Im Verlauf des Tages ebbt der Fanatismus und die Lust zu kämpfen bei den beiden Jungen ab. Sie lungern mit uns auf den Bänken im Stollen herum und warten darauf, dass es endlich weitergeht. Und warum ändert sich ihr Verhalten? Ich merke, dass der Hentzer Hans Feuer und Flamme ist für die schwarze Schöne, die in keinem guten Ruf steht, wie Frau Hentz sagt, und auch schon mehrere Soldaten zum Freund gehabt haben soll. Und die Tatsache, dass das hübsche Mädchen dem Hans gefällt, ist der Hauptgrund, dass er nun bereit ist mitzuflüchten zu unseren Verwandten nach Niederbayern. Die Mutter der beiden Mädchen lässt durchblicken, dass sie auch Richtung Bayern wollen. Ich glaube nicht, dass das stimmt. Natürlich bleibt nun der Hubert nicht alleine hier, um Held zu spielen. Er reckt sich auch seinen Hals fast aus nach der Schönen. Aber er ist schüchtern und wird immer rot, wenn ihn das Mädchen mit den Augen anblitzt. Mein Bruder, der immer Milchbart zu mir sagt.

Meine kleine Schwester, die im Einheitskinderwagen liegt, wird im nächsten Monat schon ein Jahr alt. Sie ist während des

ganzen Tages munter und fidel. Es ist ja auch allerhand los um sie herum. Sie langweilt sich kein bisschen, ist aufgedreht und juchzt. Aber jetzt soll sie schlafen. Sie liegt im Wagen. Und der Babykopf, der schon viel zu groß ist für diesen kleinen engen Kinderwagen, schiebt sich immer wieder halb hoch aus den Kissen, zitternd vor Anstrengung. Es ist nicht mit anzusehen. Hubert hat Mitleid mit dem kleinen Wesen. Er will es hochheben.

»Das ist Quälerei«, behauptet er und will das Geschöpfchen aus den warmen Kissen ziehen.

»Loß dat Künk ligge!« Frau Hentz Organ ist kräftig, ihre Gesten sind kräftig, die Frau ist kräftig.

»Legst du dich wohl hin!« schreit sie erobert tuend, sich in die Sichtweite des hochgehobenen Kinderköpfchens stellend. Und zack bum, haste nicht gesehen, plumpst das Köpfchen ins Kissen zurück. Das Kind schreit nicht, hat auch keine Angst, bleibt liegen, solange Frau Hentz im Blickfeld ist. Wenn Mama dasteht, Hubert oder ich, zeigt das kleine Wesen keinen Respekt. Aber Mamas Stimme ist nun vollends untergegangen in diesen schlimmen Katarr. Die paar Krächzer, die sie noch auf Lager hat, muss sie sich gut aufbewahren, es gibt noch allerhand zu tun. Irgendwann ist dat Künk eingeschlafen. Draußen ist es dunkel und stiller geworden. Drinnen im Stollen baumeln kahle Glühbirnen von der Decke herunter, die spärliches Licht verbreiten. Den ganzen Tag wird nur gewartet, gewartet und noch gewartet. Verlorene Zeit. Die Front rückt immer näher. Es ist zum Verzweifeln.

Wir sind aufgereggt, sitzen und wippen auf harten Holzbänken ohne Lehnen. Die Männer von der Partei, zwischen denen die große Frau Hentz immer kleiner wird, klären uns auf:

»Ja, liebe Leute, so planmäßig geht das alles nicht mehr. Aber Geduld ...«

Die Einsatzbusse, die schon für morgens 8 Uhr morgens avisiert waren, treffen genau 12 Stunden später als angekündet ein. Inzwischen hat es immer wieder Gerüchte gegeben. Eins davon ist, dass die amerikanischen Panzer schon Münstereifel erreicht haben. Und die Jungen sind wieder mal unterwegs - da draußen in einer Welt voller Krieg. Unsere Marschverpflegung haben wir restlos aufgegessen unter dem üblichen Geschrei des kleinen Heinz:

»Mam, der Hännes, der Kuhbalg, frisst mir alles fot!« Die Streiterei zwischen den beiden Brüdern kennen wir zur Genüge. Aber tatsächlich, der große Hans klemmt sich von der Portion des kleinen Heinz einen Teil Essbares ab. Der Einsatzbus steht auf dem Sammelplatz vor dem Bunker. Die Jungen verkünden es aufgeregt. Wer stürmt und rennt rücksichtslos mit den Armen wedelnd an Frauen und Kindern vorbei und besetzt den Autobus in Windeseile? Es sind die kräftigen Männer von der Partei, in gut gebügelten Zivilanzügen. Männer, die ihre Frauen und Kinder längst in Sicherheit wännen.

»Es kommt ein Bus hinterher«, werden wir beschieden. Wir sind wütend und enttäuscht, denn der Bus, der nur für Frauen Kinder eingesetzt worden ist, ist pickepacke voll mit den Männern. Und der Hans Hentz, dessen Eltern auch - kleine! - Parteigenossen sind, dessen Vater an irgendeiner Front schießen muss, zischt zwischen den Zähnen hervor:

»Bonzen!« Da sitzen sie dick und fett, haben uns die Plätze weggenommen, und wir müssen hier bleiben in einer ausweglosen Unsicherheit. Das Kind ist wach geworden und schreit steinerweichend. Der Bus setzt sich in Bewegung, und unser jammervolles Trüppchen verharrt frierend in der Dunkelheit vor der Eingangstür des Bunkers und starrt hinterher. Die vagen Konturen unserer vermeintlichen Arche Noah verschwinden, lösen sich auf in Nichts, und wir flennen aus lauter Verzweiflung. Die Stadt ohne Leben und Lichter ist

ein Scherenschnitt. Nur der Himmel lebt und dröhnt. Ich zitiere Mama:

»Die Ratten verlassen das sinkende Schiff!«

»Kommt rein, drinnen ist es wärmer«, sagt das schwarzhaarige Mädchen und tippt dem Hans auf die Schulter. »Die haben doch gesagt, es kommt noch ein Bus.« Wir zerren unser Gepäck wieder in den Stollen und warten hungrig weiter. Mehr können wir nicht tun. Zurück nach Iversheim dürfen wir nicht. Die Straße steht unter pausenlosem Beschuss. Eine halbe Stunde später trifft wahrhaftig ein weiterer Bus ein, auf den wir uns aus dem in den Berg gehauenen Stollen, sprich Bunker, durch das Tack Tack von Maschinengewehren in der Dunkelheit mit Schwung, Geschrei, Gezeter und Sack und Pack stürzen. Der Kinderwagen und unser Gepäck werden mit viel Getöse auf das Autobusdach befördert. Wir sind bei Gott nicht die einzigen, die mitfahren wollen. Dieser Bus ist schon wieder besetzt mit Männern in Zivilkleidung hier eingetroffen. Wir schaffen es dennoch, einen Sitzplatz zu ergattern. Wie nah ist die Front inzwischen gerückt? Jetzt sitzen wir endlich über den rollenden Autobusrädern und werden, so hoffen wir, fortgetragen aus der Nähe des wütenden Ungeheuers, der Front, in ein anderes Leben. Wirklich? Einen ganzen langen Tag haben wir im feuchten Stollen warten müssen. Im Bus ist es dunkel und beklemmend. Mama und ich verspüren die gleiche Angst, dass die Jungen vor den Parteigenossen etwas Unvorsichtiges sagen könnten. Sie fühlen sich so stark mit ihrer gefüllten Pistolentasche, und für sie sind diese feigen Männer Deserteure. Die Partei in der Heimat hat Angst vor den eigenen Deutschen und vor dem Feind! Aber der Hans hat Ablenkung. Er wird betuttelt von dem schwarzhaarigen Mädchen. Das Rollen der Räder, das Bewusstsein, dass wir uns endlich von der Front entfernen, beruhigt unsere Gemüter.

»Jetzt wird alles gut gehen«, unternimmt Mama einen Versuch, Zuversicht zu vermitteln. Das Baby Brigitte lacht auf

Mamas Schoß und betatscht alle erreichbaren Gesichter. Frau Hentz sitzt mit dem kleinen Heinz hinten im Bus auf der letzten Bank zwischen Gepäck und Männer gequetscht und schwätzt mit ihnen. Na, die wird noch ihr blaues Wunder erleben! Und kaum, dass wir innerlich ein wenig zur Ruhe gekommen sind und uns notdürftig zurechtgesetzt haben, hingekauert zwischen Gepäck und Parteigenossen, hält der Bus schon an, und wir müssen raus, jawohl hinaus in die Dunkelheit. Wir krabbeln raus, ohnmächtig vor Enttäuschung, aber die Männer von der Partei wissen zu befehlen. Wäre doch unser Soldatenvater bei uns. Er würde uns beschützen vor diesen Feinden im glatten Anzug. Angeblich fährt der Bus wieder zurück - warum? - um uns am nächsten Morgen wieder abzuholen, was uns hoch und heilig versprochen wird. Aber die Herren in Zivil, die der Frau Hentz als örtliche Parteigrößen alle bekannt sind, sind auch ausgestiegen. Das ist für uns so was wie eine Garantie, dass wir wieder abgeholt werden. Sie tragen keine Uniformen. Sie stehen sich einfach davon. Unsere Väter sind Soldaten.

20 Kilometer haben wir uns von Münstereifel entfernt. Frau Hentz erkennt das große Gebäude, vor dem der Bus in der Dunkelheit Halt gemacht hat. In Friedenszeiten soll es ein beliebtes Ausflugsziel gewesen sein - das "Haus Hardt". Bis vor einigen Tagen waren hier unsere Soldaten stationiert. Sie sind inzwischen abgerückt.

»Wären wir schon mal auf der rechten Rheinseite«, schimpft Hubert, »dann fühlte ich mich wohler!« Tja, dann würden wir uns alle besser fühlen. Kalter Nieselregen trägt nicht zu unserem Wohlbefinden bei. Ich mache ein hohles Kreuz in der Kälte unter meinem fadenscheinigen Mäntelchen, meine Nase tut weh, meine Trainingshose schlackert, meine Füße sitzen in zu engen abgelaufenen Schuhen, deren Sohlen Löcher aufweisen, und Mama krümmt sich in einer Hustenschauer. Das grelle Aufleuchten der Westfront begleitet uns als

ständiges Wetterleuchten. Das schwarzhaarige Mädchen und der Hans stehen zusammen, deren Mutter mit der jüngeren Schwester bei uns. Frau Hentz schimpft und meckert. Die Männer von der Partei sind - haste nicht gesehen - im Haus verschwunden.

»Isch jon zurück zo Foß, isch bliewen net he!« Als wenn das noch möglich wäre! Mama krächzt müde und heiser dazwischen. Das Kind trag'ich auf dem Arm. Es ist wach und zappelig. Die kleine Stupsnase ragt warm aus dem Packen. Ich lege das Kind in den Kinderwagen, der natürlich mit unserem Gepäck vom Bus runtergeholt worden ist. Unsere "Arche" verschwindet im blätterlosen kalten Wald. Hätten wir doch alles vorher gewusst!

»Los, lasst uns reingehen!« kommandiert Hubert. Wir setzen uns in Bewegung und gehen aufs Haus zu. Der kleine Heinz scheppert mit seinem leeren Aluminiumkochgeschirr. Ist der nervig! Mir erscheint plötzlich unsere Lage unwirklich, so, als ob ich träume. Aber der Kanonendonner ist kein Traum. Es gibt kein Erwachen in einen normalen Tag hinein. Frau Hentz stapft voran schimpfend ins Haus, erst eine Treppe hoch, dann um die Ecke rum, eine Tür steht auf, und wir befinden uns in einem spärlich beleuchteten großen Saal, in dem sogar ein Kanonenofen bullert. Dann stellt sich heraus, dass die Fremdenzimmer in diesem Haus bereits alle belegt sind von den Männern aus der Partei, die sich vor uns den Weg ins Haus gebahnt haben. Eine Frau taucht auf, der man anmerkt, dass sie den Parteigenossen gern die Zimmer gegeben hat und uns Müttern und Kindern den harten Fußboden überlassen lassen muss. Sie trägt stolz ihr Parteiabzeichen an ihrem Kleid. Wir stapeln das Gepäck auf, und Mama und Frau Hentz wollen in dieser einsamen dunklen gefährlichen Gegend den nächsten Ort aufsuchen. Sie kehren nach einer Weile zurück und haben für sich, den kleinen Heinz und den Kinderwagen mit Inhalt im Ort für die Nacht eine Bleibe gefunden - mit Bett. Wir übrigen müssen hier kampieren. Wäre Frau Hentz nicht mitgekommen,

hätte ich wohl mitgehen können. - Gute Nacht. - Sie gehen, und mir tut mein Herz weh. Und was sollen wir essen? Essen? Wir haben noch etwas Brot und schlucken es trocken runter. Vielleicht gibt es im Ort einen Laden, der morgen früh geöffnet hat, und wir können auf unseren Lebensmittelmarken etwas zu essen einkaufen. Es könnte sein. Vielleicht gibt's noch Wunder!

Wir sitzen auf harten Holzstühlen herum und reden ein bisschen miteinander. Der Hans schäkert mit dem Mädchen unter den strafenden Augen von deren Mutter. Irgendwann legen wir uns auf den harten Holzfußboden, um eine schlaflose Nacht zu verbringen. Das schwarzhaarige Mädchen verschwindet mit dem Hans unter seinem Volkssturmmantel. Was ist denn schon dabei? Nichts! Die Mutter sagt ja auch nichts mehr! Sie dreht ihrer jüngeren Tochter die Haare auf Lockenwickler. Und morgen früh hat diese wieder Locken! Sowas aber auch! Sie erzählt uns wieder einmal, dass sie auch nach Bayern wollen. Aber nicht mit uns! Und morgen soll's weitergehen mit dem Autobus auf die rechte Rheinseite nach Neuwied. Wär's nur schon mal so weit!

Aber diese Nacht geht irgendwie vorüber. Auch wenn sie länger dauert als so manche andere. Zuerst liegen, dann sitzen und frieren wir auf dem harten Holzfußboden herum und warten darauf, dass die Nacht endlich vorüber ist. Wohin mögen sie fliegen, fragen wir uns, als wir die gewohnten Motorengeräusche der Bomberverbände hoch oben über uns wahrnehmen. Bitte, bitte nicht nach Bochum, denn dort ist unser Bruder Karlheinz als Flakhelfer in einer Flakstellung in Bochum-Weitmar eingesetzt. Und nebenbei findet noch Unterricht statt! Auch das monotone, dumpfe Rumoren der Front hindert uns mal wieder nicht daran zu spinnen, dass das Großdeutsche Tausendjährige Reich am Ende doch den Krieg gewinnen wird. Geheimwaffe - V 1 - V 2 - und so - Offensive - der Führer weiß, was er tut - der ist doch nicht blöd - der doch

nicht! Aber wo steht das Ende des Krieges jetzt im Februar 1945 nach fünf Jahren Krieg? Irgendwo in der Zukunft. Nah? Fern? Wir sehnen den Frieden doch so heiß herbei! Ruhig schlafen können, keine Angst mehr haben vor dem Tod. Wann mag es das mal wieder geben?

Der nächste Tag ist nur ein einziges trostloses Warten. Die Stunden zerrinnen. Es wird Mittag. Es wird Nachmittag. Die Front rückt stündlich näher. Der Autobus, wo bleibt er? Ein Mann in einer Lederjacke, der in Haus Hardt ein Mansardenzimmer bewohnt, spendiert für unser Baby Brigitte eine Dose Büchsenmilch. So sieht also eine Dose Büchsenmilch aus? Glücksklee! Und Brigitte nuckelt ein leckeres Fläschchen leer.

»Mama, kommen wir hier noch mal weg?«

;»Ja sicher, Kind.« Frau Hentz schikaniert unsere Mutter ganz schön.

»!Sch nemme minge Künner und jon hem!« frech und laut. Wie will sie das anstellen?

»Lass sie doch gehen, Mama!« Ich weiß ja, dass Frau Hentz nicht wirklich vorhat zu gehen. Das muss ihr ja der Verstand sagen. Wer kann denn was dazu, dass der Bus so lange ausbleibt? Was wird aus uns? Aber auch die wohlgenährten Herren in den glatten Anzügen warten. Da wird schon was passieren! Wir können ja nicht zu Fuß über den Rhein marschieren, der noch so weit weg ist!

Wir Kinder durchstöbern den Schuppen und den Hof. Da stehen Kisten und Kästen voller Kleiderstoffe, gefüllt mit Spielsachen und Lebensmitteln herum, dass ich nicht umhin kann, für Brigitte zwei Dosen Kindermehl zu klauen. Wenn das der Führer wüsste! Meine Güte, wer hat das hier alles gehamstert? Vielleicht kommt die Front gar nicht mehr bis hierher? Wer kann das schon wissen?

Der Abend bricht herein. Und in der beginnenden Dunkelheit gewinnt die massive Angst wieder Oberhand. Und dann beginnt die große Schau. Anders kann ich das Spiel nicht bezeichnen. Aber damals? War es ein Spiel? Ja, eins um Leben und Tod - so empfanden wir's.

Das nasskalte Wetter ist richtig dazu angetan, uns den Tod mit all seinen Schikanen vorzustellen.

»Mama, Mama, der Bus kommt!« Wir stehen alle draußen, weil wir keine Ruhe mehr hatten und starren auf den in der Dunkelheit verschwindenden Wald. Aus dieser Dunkelheit heraus schält sich ein Bus mit abgeblendeten Scheinwerfern. Ganz schmale Streifen Licht sind das, die mühsam die Straße abtasten. Er hält an und steht breit und groß vor uns. Gott sei Dank! Das schlafende Kind wird aus seinem warmen Kinderwagen genommen, wird wach und nuckelt wild drauf los. Unser Gepäck ist im Nu draußen. Tja, da stehen wir nun vor einem schon wieder besetzten Autobus. Aber - hast du nicht gesehen - die Männer in Zivil stürzen sich auf die letzten freien Plätze, die von ihresgleichen freigehalten werden. Sie sind drin.

»Nein, Sie können nicht mehr mit! Sehen Sie nicht, dass der Bus überfüllt ist?« Ja sicher sehen wir das. Aber was heißt das? Wozu sind wir hier? Die Angst würgt mich mal wieder. Wie es scheint, passt kein Mensch mehr in den Bus.

»Mama, Mama, was machen wir?« Aber die beiden Jungen lassen sich nicht beirren und entdecken etwas von ihrem Heldentum in sich. Sie stören sich nicht an dem laufenden Motor. Sie bugsieren die Gepäckstücke und den Kinderwagen auf das Dach des Busses. Wir wissen, dass dieser Wagen nur für Frauen Kinder eingesetzt worden ist. Aber was hilft uns dieses Wissen? Mama krächzt diese Tatsache, kaum verständlich, in den Omnibus hinein. Und die Männer, diese starken Männer wollen uns hier am dunklen Straßenrand stehen lassen im Schussfeld der Front. Sie fürchten um ihre Haut aus

anderen Gründen als wir. Sie wollen dem Feind nicht in die Hände fallen und glauben, auf der anderen Rheinseite sind sie in Sicherheit. Im Augenblick nutzen sie an uns ihre Macht aus. Ich finde keine Worte für mein Gefühl der Ausweglosigkeit.

»Holen Sie ihr verdammtes Gepäck wieder vom Wagen, sonst sind Sie das auch noch los!« schreit eine schneidende Männerstimme aus dem Innern des Busses.

»Das ist der Ortsgruppenleiter«, sagt Frau Hentz leise, hilflos und mit einem Ton Ehrfurcht in der Stimme. Die Männer schreien alle durcheinander. Ich muss an unseren Papa denken, der nie im Leben Frauen und Kinder dem Beschuss am Wegesrand ausgesetzt hätte, nur um seine eigene Haut zu retten. Ach, Papa, wärst du doch hier! Die Männer kennen kein Erbarmen. Aber es darf nicht sein, dass wir hier stehen bleiben. Frau Hentz, die große Frau Hentz ist klein geworden bei dieser Vielzahl von Parteibonzen, d.h. sie akzeptiert und bewundert deren Posten in der NSDAP.

»Hännes, holl dat Gepäck ad wedder heraf!« wendet sie sich an ihren großen Sohn Hans. Der Mama zischt sie zu:

»Wir jon kapott!« Und Mama, die fast keine Stimme mehr hat, krächzt wie ein todwunder Rabe:

»Los Jungs, zeigt, was ihr könnt!« Der kleine Heinz heult jämmerlich. Baby Brigitte quietscht vor Vergnügen. Ich kreische erschrocken los:

»Die fahren ja wirklich!« Tatsächlich hat sich der Autobus in Bewegung gesetzt. Unser Gepäck liegt obenauf und wir laufen wilde Schreie ausstoßend hinterher.

»Ich schieß den Bonzen die Reifen platt!« Der Hans zieht seine Pistole aus der Ledertasche und fuchtelte bedrohlich in der Luft herum. Und der Autobus hält an, ohne dass Hans losfeuert. Wir dürfen jetzt halb ohnmächtig geworden in den überfüllten Bus klettern. Vage erkennen wir böse harte Männergesichter zwischen ihren Kisten, Koffern und sonstigem Gepäck. So viele Männer sitzen gar nicht in dem Bus. Dieser ist vollgepfropft mit Gepäck statt mit Müttern und

Kindern. Ruck zuck, setzen sich die Mutter aus Münstereifel und ihre beiden Töchter, die sich während der letzten Minuten völlig ruhig verhalten haben, auf die paar freien Plätze. Hans und Hubert werden nach draußen geschleucht. Der übermüdete Hubert setzt sich auf den rechten Kotflügel des Busses, und der Hans steigt auf den Gepäckständer auf dem Dach des Autobusses.

»Lieber Gott, mach, dass die beiden nicht herunterfallen!« Mama kann sich auch irgendwo mit dem Baby hinsetzen. Ein großer Mann ist aufgestanden für die beiden. Frau Hentz sitzt im Gang auf einer Kiste. Und ich muss hinten auf einen Berg von Gepäck klettern, der auf der langen Bank bis unter die Decke gestapelt ist. Ich sitz obenauf zusammengeklappt wie ein Taschenmesser. Die Männer sprechen kein Wort mit uns. Aber Gott sei Dank setzt sich unsere vermeintliche "Arche Noah" wieder in Bewegung. Hurra, wir fahren! Die rechte Rheinseite lockt uns wie ein Paradies an, das zu erreichen wir nicht mehr gehofft haben. Schon nach fünf Minuten glaube ich es in dieser gebückten Haltung nicht mehr aushalten zu können. Mein Nacken! Mein Kopf! Meine Beine! Aber ich recke mein Kinn hoch und beobachte so gut es geht die vor mir unten sich bewegende Mannschaft. Leises Gemurmel. Die ältere Tochter - Hans Schwarm - schäkert mit dem Mann, der neben ihr sitzt. Frau Hentz schläft auf der Holzkiste, und der kleine Heinz steht eingezwängt zwischen Koffern und Kästen und wackelt hin und her. Warum nimmt Frau Hentz ihn nicht auf den Schoß? Mama sitzt völlig eingequetscht zwischen dem fremden Gepäck mit dem Baby im Arm. Ich kann nicht mehr. Ich werde lahm hier oben. Was machen die Jungen draußen in dem eisigen Fahrtwind? Wenn die runterfallen! Der Bus zuckelt durch den bellenden Abend. Der Automotor übertönt das Brummen der Flugzeuge am lebhaften Himmel! Aber die Jungen! Meine Beine sind eingeschlafen. Mein Nacken tut so weh, dass ich ihn fast gar nicht spüre. Und auf einmal muss ich lachen bei meiner Vorstellung: Da sind wir dem Tod noch mal

von der Schippe gesprungen! Irgendwann döse ich vor mich hin. Im Halbtraum rufe ich: »Mama, ich komme!« Ich kann hier nicht runterspringen, so eng ist das. Da hebt mich der Mann, der der Mama seinen Sitzplatz gegeben hat, herunter. Ich knick auf dem Boden zusammen. Aber schnell erwachen meine steifen Glieder wieder, und ich bleibe neben Mama stehen. Hier drinnen kann keiner bemerken, wenn die Jungen draußen auf dem Kühler und dem Verdeck gegen ihre Müdigkeit kämpfen. Hubert wackelt hin und her, zuckt zum Glück immer wieder erschreckt zusammen, wenn es den Ruck gibt runterzufallen. Ein Glück, dass er uns später noch alles erzählen kann. Seine Mütze mit den Ohrenschützern ist ihm längst vom Kopf geflogen. Das Kind ist wach geworden und schreit. Ich nehme Brigitte auf meinen Arm. Nach kurzer Zeit patscht sie mir mit ihren Babyhändchen ins Gesicht. Sind wir eigentlich noch Menschen auf dieser unserer Erde? Ich weiß es nicht. Der Bus hält plötzlich mit einem harten Ruck an. Was ist los?

»Lass die Vorhänge zu!« schreien ein paar Männer, als ich mich weit herüberbeuge, um rauszugucken. Brigitte ist wieder bei Mama. Was gibt's denn schon wieder? Die Männer stehen von ihren Plätzen auf und steigen aus. Und wir müssen uns nun auf diese Sitzplätze verteilen. Auch die Jungen werden hereingeholt. »Lieber Gott, danke, dass sie noch leben!«

Schau einer an, wie gut es uns geht! Aber durchschaue es einer sofort!

»Wir sind in Ahrweiler« sagt Mama. Und jetzt dürfen wir auch durch die trüben Fensterscheiben gucken. Es sieht von draußen sicherlich recht nett aus, als die Mütter und Kinder durch die Fensterchen auf eine abgedunkelte Tankstelle blicken.

»Diese Hunde«, ist alles, was die Jungen über ihre erbosten Lippen bringen.

»Soviel Schlechtigkeit gibt es doch gar nicht«, flüstert Mama heiser. Wieso? - Ha, ha, wir sitzen großzügig verteilt und wohlverwahrt, scheinbar viel Platz beanspruchend, auf den freigemachten Plätzen im Omnibus.

»Ist alles in Ordnung«, sagt der Mann von der Tankstelle, der hereinguckt, um festzustellen, ob der Bus auch tatsächlich mit Frauen und Kindern besetzt ist. Weil das so ist, so zu sein scheint, wird der Bus betankt. Raffiniert haben die Herren von der Partei dieses Problem gelöst! Ein Soldat von der Feldgendarmarie schaut in unsere bequem sitzende Runde und sagt freundlich zu uns:

»Gute Weiterfahrt!« Kaum hat er seinen Satz zu Ende gesprochen, heulen schauerlich wohl in ganz Ahrweiler auf einmal die Sirenen los, anders als sonst bei Fliegeralarm.

»Mein Gott, Luftlandealarm!« Schreie von draußen. Nein, nein, lieber Gott, bitte, bitte nicht! Im Geiste sehe ich Fallschirme vom Himmel rieseln wie Pustebumen im Sommerwind.

Weiter - weiter! Gelenkig und elegant springen die Herren Parteigenossen, die sich draußen die Beine vertreten haben, - warum hat man sie nicht einfach dabehalten? - in den Bus zurück, und hopp, hopp, werden wir von den Sitzplätzen verjagt, und die machen es sich wieder bequem.

Die Jungen sitzen auf ihren Beobachtungsposten, dem Kotflügel und dem Dachgepäckständer. Der Bus fährt an, und weiter geht's ins Ungewisse.

*Erinnerungen - aufgeschrieben ca. 1950*

© Annemie Fetten-Winklhofer  
afwinkl@comundo.de

## *Sonderzug ins Land des Lächelns*

*Annemie Fetten-Winklhofer*

Wieder einmal stehen wir in trostloser Dunkelheit und klammer eisiger Kälte mit unseren Gepäckballen und Koffern auf einer fremden Straße in einer Stadt, von der wir nur den Namen kennen: Neuwied. Wir strecken unsere steif gewordenen Glieder nach dieser nervtötenden nächtlichen Busfahrt. Neuwied. Wir sind sozusagen rausgeschmissen worden. Alle sind ausgestiegen, auch die Männer in Zivil. Die werden schon wissen, wie es für sie weitergeht. Kein auf Wiedersehen oder gar gute Wünsche für unsere Odyssee. Die verschwinden sang- und klanglos aus unserem Leben.

»Verdammte Kälte« bollert Frau Hentz los. Das alte Lied:

»Mam, isch sin bang!«

»Wir wollen auch nach Bayern,« erfahren wir zum soundsovielten Male von der anderen Familie.

»Mein Gott, ich glaube, ich habe keine Ohren mehr,« sagt Hubert, »ich wunder' mich, dass wir nicht im Rhein gelandet sind. Es ist ein wahres Wunder.«

»Rolle, rolle,« macht Brigitte. Sie streckt sich behaglich in ihrem engen Kinderwagen.

»Jetzt ston wir hee,« brummelt Frau Hentz, »mein Jott noch, wär isch doch zu Hus jeblewwe!« Das schwarzhaarige Mädchen macht sich wieder an Hans heran. Der Mond scheint, auch die Sterne leuchten, die Front wetterleuchtet. Die Straße ist unheimlich menschenleer.

»Wir suchen jetzt erst mal die nächste Rotkreuzstelle,« bringt Mama mühsam hervor. Unser Grüppchen setzt sich in Bewegung mit Sack und Pack. Wie lange dauert es, bis wir

endlich Unterschlupf finden? Ich weiß es nicht. Irgendwann strecken wir in fremden, harten Betten unsere müden Glieder aus und schlafen einen tiefen Schlaf, der uns mit wilden Träumen quält. Der schönste Wachtraum erfüllt sich nicht: Frieden !

Angst? Wir erheben uns am späten Vormittag des nächsten Tages von unseren harten Lagern und hetzen vom Heulen der Sirenen gejagt in den nächstbesten Luftschutzkeller, der uns heile wieder herauslässt. Wir haben uns erkundigt. Nachmittags soll ein Zug nach Frankfurt fahren. Den wollen wir unbedingt mitkriegen. Auf dem Weg vom Luftschutzkeller zurück zur Rotekreuzstelle gibt es eine Überraschung. Irgendwo in einer Ecke dieser Rotekreuzunterkunft hat Hans eine Riesenkiste mit ungestempelten Urlauberlebensmittelmarken entdeckt. Wie haben sich die so genannten hilfreichen Geister die wohl unter den Nagel gerissen? Ist auch egal. Hans hat sich getraut und einfach eine Handvoll Urlaubermarken herausgenommen. Und erst einmal die andere Familie. Die Frau hat eine große Einkaufstasche pickepacke vollgestopft. Es tut mir heute noch in der Seele weh, dass wir zu bange waren, uns üppig zu bedienen. Auf jeden Fall hat die andere Familie ausgesorgt für den Rest des Krieges, mag er noch so lange dauern! Lebensmittelmarken sind wertvoller als Geld. Ist das Diebstahl? Ich weiß es nicht.

Wir gehen an menschenleeren hohen Mietshäusern, an ausgebrannten Fensterhöhlen und Bombenkratern vorbei um die nächste Ecke, dann auf die andere Straßenseite in unser Quartier zurück. Hans und Hubert suchen ein Lebensmittelgeschäft, um einzukaufen - Brot, Butter und Wurst - lecker! Die Frau mit den beiden Mädchen schließt sich ihnen an. Eine Rotekreuzschwester verteilt Essensgutscheine. Pro Kopf ein Mittagessen. Die Gutscheine sollen wir in einer Wirtschaft einlösen, d.h. wir müssen unser Essen dort abholen.

Die Jungen kommen mit gefüllten Einkaufstaschen zurück. Ha, und wir essen erst einmal an einem kahlen Holztisch leckere Butterbrote. Ein Kanonenofen bollert in einer Ecke des karg ausgestatteten Raumes und strahlt Wärme aus. Das Leben ist schön. Das Baby trinkt sein Fläschchen - mit richtigem Zucker gesüßt - lecker! Eine Weile später machen die Jungen und ich uns auf den Weg, um die Essensgutscheine einzulösen. Es dauert, bis wir das in Frage kommende Lokal finden. Die Kneipe vorne ist leer. Wir gehen in den sich anschließenden großen Saal, war wohl mal ein Tanzsaal. Das Essen ist noch nicht fertig. Wir sollen warten. Es soll Möhreintopf geben. Frauen in brauner Uniform säubern große gelbe Möhren und schälen Kartoffeln.

»Seid ihr beim Volkssturm?« werden die Jungen gefragt.

»Nein, wir sind auf der Durchreise.«

»So eine schlichte Frisur geziemt sich für ein deutsches Mädchen.« Damit bin ich gemeint. Ich ärgere mich und lächle hilflos. Ich mag Locken und möchte so gerne wieder welche haben! Es dauert eine Ewigkeit, bis die Kartoffeln und Möhren in zwei Riesenkochtöpfe, die je die Größe eines Riesenwaschkessels haben, verteilt werden. Ich mag keine gelben Möhren. Außerdem sind sie nicht sauber geschrubbt worden. Und wieder dauerts und dauerts, bis alles zum Kochen gebracht ist. Mama und Frau Hentz warten sicher längst auf uns. Wir beobachten, dass ein einziges halbes Pfund Margarine in beide Töpfe verteilt wird. Es brodelt in den Bottichen. Uns ist der Appetit vergangen.

»Für wen kochen die denn so viel?« fragen wir. Außer uns und den Frauen in den braunen Uniformkleidern befindet sich hier kein Mensch.

»Das Essen wird nachher abgeholt. Es ist schon ein Entgegenkommen, dass wir euch davon abgeben wollen.«

»Danke, wir mögen nichts mehr,« sagen Hubert und Hans wie aus einem Mund.

»Komm Annemie, lass die ihren Fraß alleine essen.« Ich laufe rot an und hechte hinter den beiden her.

»Ihr werdet's noch bereuen und froh sein, wenn ihr so was Gutes zu essen bekommt!« Eine keifende Frauenstimme ist das!

»Pfff!« Alle Verachtung dieser Welt liegt hierin. Wir klinken die brüchige Wirtshaustür hinter uns zu und verschwinden.

»Brr, so ein Fraß!« schütteln wir uns.

»Es waren Steckrüben,« sagt Hubert, »wahrscheinlich für russische Fremdarbeiter bestimmt.«

»Ob die immer so ein schlechtes Essen bekommen?« frage ich.

Mama und Frau Hentz sind enttäuscht, dass wir nichts Warmes zu essen mitbringen.

»Hättet wenigstens an das Kind denken können! Das Kind isst gerne Möhren!« Haben wir aber nun mal nicht! Wir brühen Kaffeersatz auf, essen wieder Brot mit Butter und werden satt. Endlich fällt uns auf, dass die Mutter mit ihren beiden Töchtern sich nicht mehr bei uns hat sehen lassen, seitdem sie einkaufen wollten.

»Wo sind die denn?«

»Vielleicht sind sie schon zum Bahnhof gegangen.« Wir ruhen uns noch ein wenig aus und verabschieden uns von der freundlichen Rotekreuzschwester, die unserer Mutter noch eine Dose Milch für das Baby mit auf den Weg gibt. Sie erklärt uns den Weg zum Bahnhof. Unsere Lebensgeister haben sich wieder gemeldet. Es wird alles gut, meinen sie. Hoffentlich haben sie recht. Leben - am Leben bleiben - nur das ist wichtig. Wir mühen uns mit unserem lästigen Gepäck durch die fremden Straßen in einer von den meisten Menschen verlassenem geisterhaft wirkenden Stadt zum Bahnhof. Straßenbahnen fahren schon lange nicht mehr.

Unser Zug fährt pünktlich ein. Gott sei Dank! Als er die Bahnhofshalle verlässt, läuten sämtliche Glocken von Neuwied Luftlandalarm ein. Wieder mal. Es grenzt an ein Wunder, dass wir wegkommen. Noch an diesem Abend erreicht der Zug Frankfurt. Am Hauptbahnhof müssen wir aussteigen, weil der Zug nicht weiterfahren kann. Warum? Die Strecke ist bombardiert worden und muss erst abgeräumt werden. Der Bahnsteig ist zerstört, auf dem wir aussteigen. Wir keuchen die Treppe runter in die große Bahnhofshalle, die voller Leben schwirrt. Stimmengewirr, hastende Soldaten und Lautsprecherdurchsagen für die Soldaten Irgendwie tut es uns gut, mal wieder richtige Soldaten zu sehen, obwohl viele Verwundete unter ihnen sind. Heute kommen wir nicht mehr weiter. Aber morgen ist ja auch noch ein Tag. Nachmittags soll es weitergehen. Wir lassen uns den Mut nicht nehmen. Das ferne Bayernland lockt.

Die kommende Nacht verbringen wir in einem bombensicheren Hochbunker in der Nähe des Hauptbahnhofes. Wir liegen in richtigen, bequemen Betten.

»Gute Nacht,«

»gute Nacht!« Mama, das Baby und ich haben eine Kabine für uns. Natürlich gibt es Fliegeralarm in der Nacht. Auch hier müssen wir aufstehen. In dem großen Aufenthaltsraum sitzen viele Soldaten und Zivilisten, die genau wie wir kein Zuhause mehr haben. Frau Hentz tauscht bei einem Soldaten Brotmarken gegen Zigaretten ein. Nach der Entwarnung legen wir uns wieder in unsere Betten und schlafen uns aus.

### *Frankfurt*

Wieder eine Großstadt, die kennen zu lernen in einer anderen Zeit was Tolles wäre. Aber so? Hier wirkt alles sehr vertraut auf mich, als wir im frühen Nachmittag den Hochbunker verlassen. Wenn uns nur nicht das schwere Gepäck so quälen

würde! Zerstörte Häuser, einst hohe Gebäude, jetzt nur noch ein Trümmerhaufen. Viele Menschen haben unter den Trümmern nicht überlebt, Menschen, die dasselbe Recht hatten zu leben wie wir auch. Und der Wahnsinn hält an. Es dämmert sehr bald. Wir haben uns spät auf den Weg aus dem sicheren Bunker gemacht. Auf uns Kinder macht nur der Name der Stadt Eindruck: Frankfurt am Main. Die Stadt wirkt wie jede andere zerstörte Großstadt. Die wenigen an uns vorüberhuschenden Gestalten haben alle vergräme einheitliche Gesichter, genau wie alles in diesem Krieg: Einheitsseife, Einheitsherde, Einheitskinderwagen, Einheitszigaretten. Einheitskleidung, so auch durch Leid und Angst gezeichnete Einheitsgesichter. Man müsste die Menschen erst kennen lernen, um Unterschiede feststellen zu können. Hoffentlich gibt es keinen Fliegeralarm!

»Mam, isch han Hunger!« Heinz drückt lauthals aus, was wir empfinden.

»Wo soll ich dir jetzt jet zu esse herholle?« faucht Frau Hentz unbeherrscht unter ihrem Packen. Wir hatten morgens von unseren Vorräten gegessen. Wir finden kein intaktes Lebensmittelgeschäft. Der Kleine schnupft, heult und zieht seine Nase hoch.

»Im Bahnhof können wir sicher was essen,« meint Mama mit letzter Stimmkraft. Das leere Kochgeschirr schwingt der Kleine aufsässig durch die Luft. Ich könnte ihn . . . ! Wir haben noch Brot und Butter im Gepäck. Aber wie sollen wir hier mitten auf der Straße daran kommen? Was für ein Glück, dass wir die Reisemarken haben, sonst müssten wir sicher verhungern. Wären wir doch schon in Bayern! Unsere Verwandten werden sicher dumm gucken, dass wir nicht alleine kommen. Das ist aber jetzt egal. Gewichtig schreiten Hans und Hubert mit gefüllten Pistolentaschen am Koppel vor uns her. Kalt ist es. Der Weg vom Bunker zum Bahnhofsgebäude ist nicht weit. Wir sind aber glücklich, als wir den Bahnhof erreichen. Zuerst einmal stehen wir verfroren in der kalten provisorisch

abgedeckten Halle herum und müssen uns zurechtfinden. Es werden nur noch Urlauberzüge eingesetzt. Es heißt, planmäßige Züge fahren überhaupt nicht mehr. Weibliche Stimmen schallen aus den Lautsprechern über sämtliche Bahnsteige und durch die Bahnhofshalle:

»Der Urlauberzug aus . . . hat unbestimmte Verspätung. Der Urlauberzug von . . . läuft voraussichtlich mit zwei Stunden Verspätung ein.« Uns interessiert nicht, woher die Züge kommen, sondern nur wohin sie fahren. Sehr bald wird die Einfahrt unseres Zuges angekündigt. Und los geht das Gerenne. Soldaten, die so vertraut zu unserem Leben gehörenden Gestalten, laufen fluchend in der kalten zugigen Bahnhofshalle hin und her. Die harten Kommissstiefel dröhnen. Wieder einige Soldaten drängen zurück durch die Sperre in den Wartesaal, um auf den nächsten Zug zu warten. Wir hasten mit unserem Gepäck durch die Halle. Mama versucht krampfhaft - fast röchelnd - unsere Herde zusammenzuhalten in diesem Lärm und Chaos.

»Pass auf, guck vor dich!«

»Wie kann ich mit dem Packen auf dem Buckel aufpassen?« gibt Frau Hentz unwirsch zurück. Wir stolpern mehr, als dass wir laufen. Der kleine Heinz schwingt sein leeres Kochgeschirr wieder mal hin und her. Der Kinderwagen eiert. Die Jungen sind in Hochform. Unsere Bekannten von Haus Hardt haben wir noch nicht entdeckt. Endlich stehen wir vor der für uns zuständigen Sperre. "Kettenhunde" prüfen und kontrollieren die Urlaubsscheine der Soldaten. Wir passieren die Sperre, nachdem die Fahrkarten abgeknipst worden sind. Wir müssen die Treppe hoch zu unserem Bahnsteig, dem Bahnsteig 5. Mama und ich müssen erst das Gepäck die schmutzige breite Steintreppe herauftragen und es oben absetzen. Dann folgt der Kinderwagen. Endlich stehen wir an der richtigen Bahnsteigkante neben dem aufgestapelten Gepäck und warten auf "unseren Zug".

So wie wir aussehen, würde man uns in Friedenszeiten Penner nennen. Ich fühle mich in meiner ausgebeulten Trainingshose überhaupt nicht wohl. Die Jungen in ihren weiten Mänteln und auch die Mama sehen noch einigermaßen aus. Den Kinderwagen schiebe ich missmutig hin und her. Hektik herrscht auf sämtlichen Bahnsteigen. Das Kind ist wach und macht seine Luftsprünge im Kinderwagen, das heißt es hopst mit dem Po immer hoch.

»Wenn wir in Würzburg sind,« sagt Mama, »machen wir einen Tag Aufenthalt. Würzburg ist noch nie von Bomberverbänden angegriffen worden, ein großes Kriegslazarett ist dort und keine Industrie. Eine wunderschöne Stadt. Die wird wohl keinen feindlichen Bombenangriff erleben müssen. Ich freue mich drauf. Mama hat ihre liebe Not, Frau Hentz daran zu hindern, in einen Zug in entgegengesetzter Richtung zu steigen. Sie hat schon einen Teil des Gepäcks auf die andere Bahnsteigkante geschafft, will es in ein Zugabteil werfen und natürlich einsteigen.

»Los misch doch,« sagt sie störrisch, »isch fahr mit minger Künger hem!« - Als ob noch irgendein Zug in die hinter uns gelassene Front hineinfahren würde! Aber ich denke:

»Wenn sie doch abhauen würde!« Sie macht unsere Mutter verantwortlich, dass alles nicht so reibungslos abläuft, wie sie es gern hätte. Aber unbedingt mitkommen musste sie! Krächzend, schimpfend, plärrend stehen wir auf dem kalten, zugigen, teilweise zerstörten Bahnsteig und machen uns das Leben schwerer, als es bereits ist. Und wo sind die Jungen schon wieder? Eine Hilfe sind sie fürwahr nicht. Sie stehen am Treppenabgang großspurig an einem Rollfix gelehnt und quatschen mit ein paar Landsern. Frau Hentz hat die Seiten wieder gewechselt, die Jungen haben dieses Drama gar nicht mitbekommen. Die beiden kommen zurück. Wieder einmal glauben sie an den Endsieg. Es gibt die noch nicht eingesetzte Geheimwaffe, auf die alle warten. V1 und V2 sind seit langem im Einsatz. Atombombe? Ist sie noch nicht fertig? Es halten

einige Züge. Aber der richtige für uns ist noch nicht dabei. Da endlich läuft unser Zug ein.

»Vorsicht an der Bahnsteigkante!« tönt es aus dem Lautsprecher. Wir heben das quietschvergnügte Kind aus dem Kinderwagen und verstauen diesen, weil wir es müssen, mit dem sperrigen Gepäck im Gepäckwagen. Hoffentlich sehen wir unsere Sachen wieder! Die übrigen Gepäckstücke behalten wir bei uns.

»Ist das auch der richtige Zug?« Mama versichert immer wieder kaum hörbar, dass es unser Zug ist. »Räder müssen rollen für den Sieg!« Die in großer weißer Druckschrift geschriebenen Parolen sind auf die meisten Eisenbahnwaggons gepinselt. Jetzt sollen die Räder uns erst mal bis Würzburg rollen. Wäre unser Zug doch schon mal raus aus dem Bahnhof, bevor es wieder Fliegeralarm gibt. Die Wagons sind noch ziemlich leer. Wir haben ein ganzes Abteil für uns. Unser Gepäck haben wir gut verstaut. Eine schwarz angestrichene Glühbirne baumelt unter der Decke. Wir ziehen die schmutzigen Vorhänge nicht zu. Der Zug steht immer noch auf den Bahngleisen. Rotekreuzschwestern eilen auf den Bahnsteigen an die Fenster der Urlauberzüge und reichen Essen und Trinken herein. Lärmen - Rufen - Hasten - Soldaten - Lautsprecherdurchsagen. Das Baby nehme ich auf meinen Schoß. Wir sitzen hier zusammen, die Mama, der Hubert, das Kind und ich, Frau Hentz und ihre beiden Jungen. Frau Hentz ist eingeschlafen. Die kann überall pennen. Die beiden großen Jungen hänseln den kleinen Heinz.

»Heinemännche, wat häste en schön Plätekäppsche!«

»Mam, der Hannes ärgert mich immer!« Deren Mama schläft tatsächlich.

»Lasst doch den Heinz in Ruhe!« Das ist Mamas krächzende Stimme.

»Sind Sie Flüchtlinge?« fragt uns ein SS-Soldat, der mit aufgeschultertem Gewehr durch den Zug patrouilliert. Sind wir Flüchtlinge? Eigentlich nicht. Wir machen einen höchst

schäbigen Eindruck in unserer ausgebeulten Kleidung und dem uneleganten Gepäck.

»Ja, « sagen Mama und die aufgeschreckte Frau Hentz gedehnt, »eigentlich schon «.

»Dann gehen Sie nach hinten in den letzten Wagon, der ist für Sie reserviert.« Warum das denn auf einmal? Es gibt keine deutschen Flüchtlinge, höchstens Evakuierte.

»Nun machen Sie schon!« werden wir angeschnauzt. Mit unseren Utensilien laufen wir durch alle leeren Wagons bis zum letzten Wagen. Der ist auch leer. Sonderbar. Es ist ein Wagen der dritten Klasse, ausgestattet mit ein paar Holzbänken. Ehe wir uns häuslich niederlassen können, bahnt sich der altbekannte Ton den Weg durch den Bahnhofslärm - auf - ab - auf - ab. Auch das noch! Frankfurter Luftschutzsirenen heulen einen Vollalarm in den Abend. Unser Zug kann die Bahnhofshalle nicht verlassen. Wir müssen raus.

»Los raus!« kommandiert Hubert. Frau Hentz meutert:

»Isch bliewen sette, und wenn isch kapott jon!« -

»Mama komm schon!« Unsere Gepäckstücke müssen wir hier zurücklassen und auch das im Gepäckwagen. Der SS-Mann schließt von außen den Wagen ab. Heinz klappert schon wieder mit dem Kochgeschirr. Er scheint es nie mehr loslassen zu wollen. Ein vergnügtes Baby halte ich auf dem Arm. Es begrüßt jede Abwechslung. Der kleine Heinz versucht, wie ein Hahn zu krähen, es gelingt ihm nicht so richtig.

»Büs doch still, Klöpes,« sagt sein Bruder. Wir hasten mit all den anderen Menschen die Treppen hinunter. In der Halle bleiben wir dann stehen. Hier solls sicher sein? Hoffentlich gibts bald Entwarnung. Wir wünschen uns, dass die Bomberverbände "nur" über Frankfurt hinwegfliegen. Und unser egoistischer Wunsch geht in Erfüllung. Es dauert nicht lange und es gibt Entwarnung. Wir steigen die Treppen hoch. Unser Zug steht noch da. Er hat die Bahnhofshalle nicht verlassen. Aber was ist das? Wo ist unser Abteil, unser Wagon? Das Bild hat sich in der kurzen Zwischenzeit

verändert. Der gesamte Zug ist vollgestopft mit Menschen. Wo ist unser Abteil? Hysterisch und bange rennen wir den überfüllten Zug entlang. Hinter sämtlichen Abteifenstern herrscht Leben und Betrieb. Unser großes Gepäck ist noch im Gepäckwagen. Wir erkennen den Griff vom Kinderwagen. "Unser" Wagon scheint picke packe voll besetzt zu sein. Wieso sind auf einmal so viele Menschen in dem Zug? Es ist ein Sonderzug. Das wissen wir. Der SS-Soldat ist nirgendwo mehr zu sehen.

»Vorsicht an der Bahnsteigkante, der Sonderzug nach Regensburg fährt sofort ab!« Wir stürzen in den letzten Wagon, in dem wir kaum was wiedererkennen. Wir suchen nach unserem zurückgelassenen Gepäck.

»Sieh mal, Mama da liegt deine graue Tasche!« Ja, das ist unser Abteil.

Die Gepäcknetze sind vollgestapelt mit unzähligen Habseligkeiten - nur nicht mehr mit unserem Gepäck. Die Sitzplätze sind besetzt von armselig aussehenden Menschen - wir sehen sicher genau so aus - aber das wissen wir nicht. Feindselig starren sie uns an und machen nicht einen Zentimeter Platz. Wo bleibt Hubert? Wir sind kaum drinnen im überfüllten Wagen, Mama mit dem Kind auf dem Arm, da werden von außen die Türen abgeschlossen, und Hubert ist noch nicht da. Unser hysterisches Winken nutzt nichts. Der SS-Mann, der das Abteil abschließt, verschwindet sofort und stört sich nicht an unserem Fuchteln. Dämmerts uns, ahnen wir den Irrtum der SS-Leute, der uns in diese Situation gebracht hat? Ich weiß nicht, ob wirs wissen. Aber es ist so. Die SS glaubt, wir seien Ausländer oder gar Zwangsarbeiter und sperrt uns mit diesen einfach ein. Ich habe Angst vor dem Hass dieser Menschen. Die Lokomotive pfeift. Es gibt einen harten Ruck. Der Zug setzt sich in Bewegung. Der Zug lässt Frankfurts Sirenen, die wieder Vollalarm in die Stadt heulen, hinter sich. Wo ist Hubert?

»Der wird schon in ein anderes Abteil gestiegen sein!« sagt Hans. Da stehen wir in dem dunklen Zugabteil und können uns kaum bewegen. Unsere Gepäckstücke sind auf dem Boden verteilt. Wir erkennen sie an den Umrissen. Wir stehen da, sagen nichts. Die Spannung ist unerträglich. Frau Hentz lässt sich aufseufzend auf einen Koffer fallen - ob der hält? Er hält. Er ist der einzige noch verfügbare Sitzplatz. Einige Gesichter nehmen Konturen an. Wir erschrecken vor der Starrheit und dem Hass, der unverkennbar ist. Mama kann mit dem Kind auf dem Arm kaum noch stehen, das unterhalten sein will und herausfordernd kauderwelscht. Das Mützchen hängt wie immer schief. Alle Türen sind verschlossen. Wir sind allein zwischen den fremden, bedrohlichen Menschen, die sich flüsternd in einer fremden harten Sprache unterhalten. Eine alte Frau rutscht auf ihrem Platz etwas zur Seite, was wohl bedeuten soll, dass Mama sich mit dem Kind hinsetzen kann. Die Blicke der fremden Männer und Frauen werden nicht freundlicher. Eine Unterhaltung ist in Gang gekommen. Wir verstehen natürlich kein Wort. Ich quetsche mich neben Mama und beschäftige mich mit dem Kind, das unternehmungslustig in die Dunkelheit peilt und kindliche Annäherungsversuche unternimmt. Die Fremden reden miteinander über unsere Köpfe hinweg. Wir merken, dass es um uns geht. Ich flüstere in Mamas Ohr:

»Ich glaube, das sind Po.....!«

»Ich weiß,« sie winkt ängstlich ab, bevor ich das Wort "Polen" ausgesprochen habe. Ich erkenne, dass auch Mama Angst hat. Das steigert die meine ins Unermessliche. Ob diese Menschen aus irgendeinem Lager weitertransportiert werden sollen? Sind das Fremdarbeiter? Mein Gott, wie die uns hassen! Lautes Männerschimpfen übertönt plötzlich die leisen Stimmen, die sofort verstummen. Der Hans, der riesengroße Hans in seiner zu großen Volkssturmuniform - ein abgewetzter alter SA-Mantel ohne Trensens, ohne Merkmale - eigentlich nur noch ein brauner Mantel - ist die Ursache hierfür. Er lehnt lässig, groß und stark wirkend an der Abteiltür, die keinesfalls

aufgehen kann, weil sie ja von außen verschlossen ist, und greift mit einer Gebärde, die provozierend auf die Ausländer wirken muss, an seine Pistolentasche. In dieser schemenhaften Umgebung wirkt aber auch alles bedrohlich.

»Lass den Blödsinn!« zischt heiser unsere Mutter.

»Ich knall das Pack über den Haufen!« Ich weiß, er meint das nicht so. Hoffentlich verstehen die Leute kein Deutsch. Frau Hentz hats gut. Die schnarcht. Der kleine Heinz schwankt im Stehen hin und her. Warum nimmt Frau Hentz ihn nicht auf den Schoß? Es geht noch mal gut. Es wird weiter gemurmelt. Hans hält seine Arme verschränkt. Der Zug braust durch die Schatten der herannahenden Nacht. Ein willkommenes Futter für die hungrigen Nachtvögel. Hoffentlich erspähen sie ihn nicht.

»Die bringens fertig und werfen uns aus dem Zugfenster, wenn Hans so weiter macht,« steigere ich unseren Horror. Hans hat sich beruhigt. Das lärmende Geschwätz ertönt wieder. Frau Hentz schreckt hoch und schimpft mit ihrem Sohn. Sie hat von nichts eine Ahnung. Der kleine Heinz heult. Brigitte schreit. Eine Flut von harten Wörtern in einer fremden Sprache ergießt sich über uns. Wie sollte es anders sein? Frau Hentz und der große Hans geben Kontra. Mama kann nichts tun. Sie hat überhaupt keine Stimme mehr. Sie zittert genauso wie ich. Im Geiste sehe ich uns schon mit den Beinen aus den Abteifenstern hängen.

»Seid endlich ruhig!« schrei ich hysterisch. Die Vorstellung von den Abteifenstern und den verrenkten Beinen wird mich die ganze Nacht quälen. Wieder einmal hält der Zug mit einem Ruck. Es ist Fliegeralarm, und der Zug hat keine Einfahrt in den Bahnhof. Wir stehen auf offener Strecke.

»Lieber Gott, bitte, bitte, lass uns heile hier herauskommen.« Im Verhältnis zu unserer Situation ist das eine unverschämte Bitte. Die fremden Menschen lärmern und schreien durcheinander. Mir gegenüber sitzt ein Mädchen. Es lächelt mich verlegen an, und ich lächle zurück. Das Mädchen zuckt

mit den Schultern, was wohl heißen kann: Ich kann doch auch nichts dafür! Ich tu das gleiche. Denn auch ich kann nichts dafür. Befangen versuchen wir, uns anzulächeln. Ist es denn möglich? Das Geschrei geht in Flüstertöne über. Das ist unheimlich. Ich bekomme einen engen Sitzplatz freigemacht auf der Bank neben dem Mädchen und hänge mehr als dass ich sitze auf dem harten Holz. Der Zug fährt weiter. Und wieder schwellen die Stimmen an. Alle gucken in Frau Hentz Richtung, die wieder losbollern will. Mama und ich glauben zu wissen, was los ist. Mama nimmt den Rest ihrer Stimme zusammen, und fährt Frau Hentz an:

»Nimm endlich deinen Heinz auf den Schoß« Der Kleine schaukelt schlafend im Stehen hin und her. Das ist ein unmöglicher Zustand. Frau Hentz setzt ihn tatsächlich auf ihren Schoß. Die Gemüter kühlen ab. Brigitte wird von Mamas Arm auf meinen gereicht. Und der Hubert? Der ist sicher in einem anderen Abteil! Hoffentlich! Ist es noch Abend? Ist es schon Nacht? Die Fahrt scheint kein Ende nehmen zu wollen. Das Kind schläft mal wieder. Der Packen auf meinem Arm ist durchnässt. Es ist nicht möglich, das Kind sauberzumachen. Ich kann kaum noch einhalten. Das Mädchen neben mir - wir vermeiden jede mögliche Berührung - hat sich auf den Boden gehockt, und ich ahne mehr, als dass ich es weiß, was sie da unten tut. So was kann ich nicht. So ein Ferkel! Noch einige Male bleibt der Zug auf der Strecke stehen. Wie lang das jedes Mal andauert, ist uns inzwischen gleichgültig geworden. Die Hauptsache ist, dass er auch wieder abfahren kann. Nein, wir werden nicht durch die Fenster geworfen. Sicherlich ist darüber verhandelt worden, ob sies tun oder nicht. Aber Hans trägt eine Pistole. Ob sie das abhält? Die Türen bleiben nach wie vor verschlossen, auch wenn der Zug auf freier Strecke stehen bleiben muss. Wir sind Gefangene geworden unter einer zusammenhängenden großen Gruppe von Mitgefangenen, die uns sehr feindlich gesinnt ist, die uns hasst. Der Zug keucht. Ratta tsch, ratta tsch. Ich kann nicht mehr sitzen. Ich kann nicht

stehen. Ich kann nicht schlafen. Ich muss mal. Ich kann auch nicht mehr wach bleiben. Hans hat sich inzwischen auf ein Gepäckstück gehockt. Zu allem Überflus stellt sich Hunger ein.

Düster ist es, die Menschen werden zu Schemen. Die alte Frau neben Mama reicht unserer Brigitte ein Stück trockenes Brot, die mit ihren Patschhändchen danach grapscht. - Würzburg. Ist diese Stadt denn unerreichbar? Immer wieder halten wir auf offener Strecke: verdunkelte Bahnhöfe, Rotekreuzschwestern, die an allen anderen Zügen entlangeilen und heißen Kaffee reichen. Nur uns nicht. Wir können uns nicht bemerkbar machen, weil kein Mensch uns zur Kenntnis nimmt. Was wird bloß aus uns?

Endlich! Würzburg! Es tagt, als der Zug in den Bahnhof einfährt. Und Tiefflieger sind unterwegs. Und ein Wunder geschieht! Als es hell ist, werden die Abteiltüren wieder aufgeschlossen. Wer diese Schlüsselgewalt hier ausgeübt hat, kriegen wir nicht mit. Gott sei Dank, wir leben! Hubert taucht auf, steif gefroren, weil er die ganze Nacht auf der Plattform vor einem verschlossenen Wagen ausharren musste. Die Hauptsache, er ist wieder bei uns. Als sein Gesicht sich erholt hat, tut er so, als sei nichts geschehen. Wir werden von einem SS-Mann aufgefordert auszusteigen, die anderen müssen im Zug bleiben. Wir wollten ja sowieso nur bis Würzburg. Ob der Irrtum aufgefallen ist? Vielleicht ist der braune Volkssturmmantel von Hans ein Hinweis? Ich weiß es nicht. Verzweifelt, verschlafen, mit steifen Gliedern vom Sitzen und dem gebückten Stehen raffen wir unser Gepäck unter den scharfen Blicken der Mitreisenden zusammen, stolpern mit dem Kind auf dem Arm durch die geöffnete Abteiltür, die hinter uns wieder zugeschlossen wird, über den Gang auf die Plattform nur raus aus dem Zug, nur raus, nur raus! Hans und Hubert holen die großen Gepäckstücke aus dem Gepäckwagen

und werfen sie auf den Bahnsteig. Ist das wahr? Sind wir in Würzburg? Mama und ich wollen den Kinderwagen holen.

»Halt! Stehen bleiben, oder ich schieße!« brüllt uns eine herrische Männerstimme an, als wir den Kinderwagen auf den Bahnsteig absetzen. Frau Hentz hat das Baby auf dem Arm. Es schreit. Mama und ich begreifen nicht, dass wir gemeint sind.

»Bliw doch stohn!« schreit Frau Hentz. Erschrocken bleiben wir stehen, drehen uns um und erstarren wie die anderen Menschen auf dem Bahnsteig - unrasierte Soldaten und einige Zivilisten. Eine Gewehrmündung ist direkt auf uns gerichtet. Der SS-Soldat in schwarzer Uniform, der uns gestern Abend in den letzten Wagen des Zuges gescheucht hatte, steht an der Bahnsteigkante und will Mama und mich erschießen. Seine blank gewienerten Stiefel fallen auf. Warum? Was haben wir getan? Schritt für Schritt nähert er sich uns mit dem angelegten Gewehr. Hubert ist an seiner Seite. Alle haben Angst. Meine Knie werden weich und drohen wegzurutschen. Wir haben die letzte Nacht überlebt - und nun? Das Baby strampelt auf Frau Hentz Arm herum. Die kleinen Fausthandschuhe sind heruntergefallen. Es bietet sich ein groteskes Bild auf dem Bahnsteig 4 in Würzburg. Da hält ein Soldat von der Waffen-SS eine Knarre auf Mutter und Kind gerichtet. Es ist ein eisig kalter Februarmorgen. Wir sind alle steif vor Entsetzen. In dieser Unbeweglichkeit registriert mein Blick, dass Mamas grauer Regenmantel mit unzähligen kleinen Winkelhaken und Schnitten übersät ist. Wie ist das möglich? Mein Unterbewusstsein antwortet unklar: Die Leute im Zug waren das! Die Flüchtlinge!

»Warum rennen Sie davon? Wohin wollen Sie? Los zurück!« Der Soldat von der Waffen-SS will uns jetzt mit seinem Gewehrkolben in den Zug zurücktreiben. Der Bogen ist überspannt Ich verliere den Bezug zur Wirklichkeit. Ich möchte mich an das Gewehr hängen und schaukeln. Lachen möchte ich und keine Angst haben.

»Wir sind keine Flüchtlinge,« versucht Hubert, den SS-Mann aufzuklären. Das Wörtchen «wir» betont er. Und mir fällt es jetzt wie Schuppen von den Augen. Der denkt wir gehören zu den polnischen Flüchtlingen im Wagon und wollen ausbüxen! Wo ist Hans? Er hat sich verdrückt. Mama gibt krächzend Erklärungen ab. Sie hat Mut.

»Sie haben uns zu den Flüchtlingen gesteckt, obwohl wir gar keine sind!« Die beiden Frauen müssen ihre Personalausweise vorzeigen, und der Mann nimmt die Knarre runter. Wir werden nicht erschossen. Ich habe uns schon hingestreckt und blutend auf dem fremden Bahnsteig liegen sehen. In die übrigen steifen Gestalten auf dem Bahnhof kehrt wieder Leben ein. Sie bewegen sich fort, als sei eine Fotografie lebendig geworden. Frau Hentz, Hans und Heinz warten in sicherer Entfernung. Der SS-Soldat entschuldigt sich nicht. Im Weggehen schnauzt er noch:

»Seien Sie froh, dass ich so human bin. Sie haben sich strafbar gemacht, weil Sie im Ausländerzug gefahren sind. Wer sagt mir, dass Sie nicht spioniert haben?« Gerade dieser SS-Mann hatte uns doch in Frankfurt in diesen Wagen geschickt!

Woher sollen wir wissen, dass in der vergangenen Nacht der erste Bombenangriff auf Würzburg stattgefunden hat? Die spätere Statistik wird nicht einmal die ungefähre Zahl der Toten festhalten können, ebenso das genaue Datum und die genaue Uhrzeit. Die nackten Zahlen auf dem Papier sagen nichts aus über den brennenden Mörtel, den Kalk, der die Augen ätzt. Eine Stadt ohne irgendeinen Bunker, eine friedliche Stadt mit einem großen Lazarett, das gekennzeichnet ist mit einem großen roten Kreuz auf weißem Untergrund - wie alle Krankenhäuser und Lazarette. Warum nur diese Stadt ohne Industrie? Dreck und Staub vom Bombenangriff hängen immer noch in der Luft. Erst jetzt bemerken wird es. Uns brennen die Augen von den Staubkörnchen in der Luft. Die Tränen sind keine geweinten.

»Du wolltest unbedingt hier aussteigen!« schimpft Frau Hentz in altbewährter Weise.

»Würzburg!« äfft sie, »eine wunderschöne Stadt, da bleiben wir einen Tag!«

»Sei doch froh, dass du heile aus dem Pollackenzug raus bist!« mischt sich Hans ein, »wer weiß, was aus uns geworden wäre?« Ja, wer weiß! Der Augenblick wird gekrönt von erneutem Heulen der Sirenen, die heile geblieben sind, erbarmungslos. Vollalarm! Rasch, rasch nur in irgendeinen Luftschutzkeller! Wären wir doch nur schon wieder weg! Das viele lästige Gepäck - könnten wirs doch einfach wegwerfen! Es geht gut - auch ohne Luftschutzkeller. Die Entwarnung kam schneller als unser Trab dorthin. Und Wunder über Wunder - eine Stunde später fahren wir Richtung Regensburg und sitzen in einem normalen Zugabteil.

Dieses Stück Bahnfahrt wird immer wieder durch Hüpfübungen unterbrochen. Es ist Tag, und unser Zug wird immer wieder von feindlichen Tieffliegern verfolgt. Immer ein anderer. Die Tiefflieger hier sind einrumpfige Flugzeuge. Bisher waren wir die doppelrumpfigen "Lightlings" gewohnt. Das Flugzeug nähert sich dem fahrenden Zug, gleitet tiefer und tiefer und setzt zum Sturzflug an - - . Der Zug hält mit einem kräftigen Ruck auf der Strecke. Schnell, schnell raus! Die Mama hat das Kind unter den Arm geklemmt. Wir hüpfen und springen wie Rehe vor der Flinte des Jägers an den Bahndamm oder in einen Graben, der feucht ist und nach Erde riecht. Es gibt keinen Sturzflug. Es wird nicht geschossen. Aber es gibt ein nächstes Mal und wieder ein nächstes Mal: Wir kleben am Bahndamm und zwei Jabos brausen tiefer und immer tiefer über unsere Köpfe hinweg.

»Mama, gib mir deine Hand!«

»Verdammter Mist!« murmelt Hubert und zieht seine Mütze ins Gesicht. Die Maschinengewehrsalven klatschen auf den Abhang auf der anderen Seite des Bahndamms. Der Spuk

dauert nicht lange. Sie drehen ab. Der Zug ist nicht getroffen worden. Wir rappeln uns auf und laufen zurück zu unserem Zug, der auf freier Strecke stehen geblieben ist und als Zielobjekt sehr gut geeignet ist. Die Felder sind aufgewühlt von Bombentrichtern. Es fahren nicht viele Menschen mit diesem Zug. Wenn möglich, fahren alle Leute nachts. Räder müssen rollen für den Sieg. Die wundersame Parole der Deutschen Reichsbahn.

*»Der letzte Wagon, oder Land des Lächelns«*

Irgendwann in diesem unserem Leben haben wirs geschafft! Wir sind wohlauf im März 1945. Wir wohnen bei Tante Rosi in Jägerwirt bei Passau auf dem Bauernhof mit der Familie Hentz. Gab es jemals diese Odyssee? Ich meine fast, es liegen Jahre dazwischen. In Wirklichkeit sind erst ein paar Wochen vergangen. Diese Horrorfahrt hat sich in nebelhafte Fernen verdrückt. Mama hat versucht, die Risse in ihrem Mantel zusammenzustopfen. Es sind viel zu viele. Es klappt nicht. Frühling macht sich tagsüber bemerkbar, und in unseren Herzen keimt Hoffnung auf. Worauf? Nein, auf keinen Sieg, sondern auf das Ende. In den zerstörten Städten wird es bald zwischen den Trümmern blühen. Schneeglöckchen, Veilchen, später Vergissmeinnicht, Hahnenfuß und Sumpfdotterblumen. Die Todesanzeigen mit dem Eisernen Kreuz in den Zeitungen gleichen sich in ihren Aussagen: »Er starb, damit Deutschland lebe!« Oder: »Im Gigantischen Ringen um das Großdeutsche Reich ließ er sein junges Leben für sein Vaterland!« Das ist kein Trost.

Ich habe am 16. März Geburtstag und werde 14 Jahre alt. Gefeierte wird nicht. Brigitte wird am 22. März ein Jahr alt. Omas und Opas schrecklicher Tod durch einen Bombenvolltreffer jährt sich am 27. März. Wir denken oft an sie. Karlheinz wird sicherlich die beiden kleinen Heldengräber

in Essen aufsuchen. Er hat uns geschrieben. Von unserem Vater haben wir lange nichts gehört.

Der 1. April zieht ins Land. Wir leben mit Familie Hentz zusammen bei den Verwandten meines Vaters in Niederbayern, Jägerwirt bei Passau, Frau Hentz, Hans und Heinz. Jägerwirt ist das höchstgelegene Dorf weit und breit. Der Kirchturm mit dem niedrigen roten Dach ist kilometerweit zu erkennen. Mein Jägerwirt - auch heute noch überragt es so manches Mal mein Leben. Wir sind alle lebendig hier angekommen, alle, die wir hierher unterwegs waren. Vergleichbar mit der Zeit "vorher" leben wir im Land des Lächelns, im Zauberland, wenn wir diesen kurzen Abschnitt unseres Lebens mit dem vergleichen, dem wir entronnen sind. Leben wir im Krieg? Natürlich spüren wir ihn auch hier. Aber er ist nicht mehr so hautnah. Wir haben das Lachen wieder gelernt. Die Menschen, die hier zu Hause sind, wissen nicht, wie gut sie es haben. Bei Aigners konnten wir nicht mehr unterkommen. Bei ihnen sind schon Evakuierte aus Hamburg untergebracht. Aber das macht nichts. Dieses Stück Niederbayern ist wie eine Oase inmitten des heißen Kriegsgeschehens. Wie verdurstende Kamele traben wir umher und schlürfen gierig den kühlenden Trunk des vermeintlichen Friedens. Wir lachen, wenn wir uns das Labyrinth vorstellen, durch das wir uns schlagen mussten, bevor wir hier angekommen sind. Hier ist die Front nicht mit uns und die feindlichen Tiefflieger nicht über uns. Man glaubt es kaum - aber es ist so: wir Kinder glauben wieder an einen Endsieg. Heil Hitler! Außer uns grüßt hier kein Mensch so. Es heißt nach wie vor: Grüß Gott! Jetzt, da sich unser Körper, unsere Seele, unser Verstand normalisiert haben, gewinnen die kleinen Dinge wieder an Bedeutung. Unsere Urlaubermarken sind aufgebraucht. Sicherlich hört das gute Leben bald auf. Milch bekommen wir genügend von Tante Rosi, obwohl sie die Milch abliefern muss. Was sie abliefern muss, wird nach der Anzahl der Kühle berechnet. Wenn eine Kuh weniger Milch gibt, muss

sie trotzdem das gleiche Quantum abliefern. Soldaten sind auch in Jägerwirt stationiert. Die Mädchen gehen abends mit ihnen im nahe gelegenen Wald spazieren. Auch unsere Mutter wird auf der Dorfstraße angequatscht. Ein Oberfeldwebel hat sie angesprochen und sie gefragt, ob er ihr die schöne Gegend zeigen solle. So was! Sobald die Sonne scheint, bin ich mit dem Kinderwagen unterwegs. Einmal fragt mich ein Mann.

»Jo mein, is dies schon die Kind?« So was! Doch dann nickte ich nur stolz. Er schüttelt seinen Kopf und schaut mich recht sonderbar an. Im Dorf kennt uns jeder. Hans und Hubert machen die Gegend unsicher und die kleinen Kinder bange. Und die Fronten rücken immer näher aufeinander zu. Sieg oder bolschewistisches Chaos. Diese Parole hat ihre Gültigkeit für uns nicht verloren. Manches Mal überkommt uns das bange Gefühl, dass all der Schrecken zurückkehren kann. Ob wir dann überleben? Der Führer hält die Geheimwaffe in der Hinterhand, die uns zum Sieg verhelfen soll. Der Schießplatz mitten im Wald, auf dem im vergangenen Jahr noch die Piloten vom Pockinger Flugplatz ihre Schießübungen gemacht haben, wird nicht mehr benutzt. Wir spazieren oft dorthin. Die Bäume sind gerodet. Ein großer Platz, der sich für alles Mögliche eignet. Völkerball, Fußball, Schlagball, Laufen, Spaziergehen. Und wieder einmal habe ich eine Freundin gefunden. Eine richtige Freundin.

Wir haben bei Tante Rosi im Bauernhof nur zwei Zimmer zum Schlafen. In dem einem schlafen Mama und Frau Hentz, in dem anderen schlafen die beiden Jungen. Die Zimmer liegen oben und zur Dorfstraße heraus. Unten haben wir einen größeren Raum, der uns allen als Küche und Aufenthaltsraum dient. Ich bin deshalb ständiger Gast im Hause des Dorfschullehrers, zumindest für nachts. Ich schlafe mit seinen beiden Töchtern in einem großen Schlafzimmer. Die Lehrerfamilie wohnt in der Dorfschule. Die beiden Mädchen sind meine Freundinnen geworden. Mausl und Annerl. Mausl

ist schon 16 Jahre alt. Annerl ist ein Jahr jünger als ich. Annerl ist vor kurzem erst aus Schalding zurückgekehrt. Ihre Schule ist auch geschlossen worden. Sie wohnte dort bei ihrer Tante und kam nur jedes Wochenende nach Hause. Wir drei verstehen uns sehr gut. Es sind zierliche Mädchen. Und Hubert ist verknallt in das ältere, in Maudi. Wir Mädchen wollen uns Blutsfreundschaft schwören. Maudi, die eigentlich Irene heißt, hat ihr Haar vorne und an der Seite hochgekämmt und zu einer großen Rolle gewickelt. Schön sieht das aus. Sie hat natürliche Wellen. Meine Haare sind auch wieder nachgewachsen. Ich trage meine Zöpfe um den Kopf geschlungen und kämme meine Haare vorne hoch und drehe sie auch zur Seite. Das sieht toll aus. In der Dorfvolksschule unterrichtet der Vater der beiden Mädchen. Es gibt nur einen einzigen großen Klassenraum, in dem alle Volksschulklassen unterrichtet werden. Der kleine Heinz ist der einzige, der hier mit den Dorfkindern die Schulbank drücken muss. Er ist sechs Jahre alt und schulpflichtig. Das Schul- und Wohngebäude steht direkt neben der Dorfkirche. Auf der anderen Seite in einer Dorfnebenstraße befindet sich ein kleines Lebensmittelgeschäft. Der Hals der Kirche mit seinem kurzen roten Kirchturm ist rank und schlank. Die Kirche schaut weit über Täler und Höhen hinweg. Es ist ganz egal, wohin wir gehen oder mit einem Fahrrad fahren, der Kirchturm ist immer zu sehen und vermittelt ein wunderbar heimeliges Gefühl. Wir leben sorglos, nicht sorgenfrei, in jeden schönen Tag hinein, denn jeder Tag, sei er noch so wolkenverhangen, ist schön. Obwohl wir uns um unsere Angehörigen sorgen, die nicht bei uns sind, leben wir auf und denken nicht Tag und Nacht an den Tod, der uns stets hautnah bedroht hat.

Frau Hentz Haupt- und Lieblingsbeschäftigung ist das Holzhacken. Sehr oft fliegt ein Scheit haarscharf an den Köpfen ihrer Jungen vorbei. Sie ist sehr jähzornig. Mama gewöhnt sich mit Gewalt das Rauchen an, obwohl es keine

Zigaretten gibt. Nur weil Frau Hentz pafft. Sie scheint auch schon süchtig zu sein. Gemeinsam mit Frau Hentz rollt sie alle möglichen Kräuter in Zeitungsrändern zu Zigaretten zusammen. Sie haben irgendwo am Rand der großen Wiese Tabak angepflanzt. Na ja!

Wir gehen den weiten Weg von Jägerwirt bis Fürstenzell oft, um unsere Verwandten zu besuchen und um einzukaufen. In Jägerwirt gibt es nur einen Laden, der nicht einmal die Dinge, die es auf Lebensmittelkarten gibt, vorrätig hat. Es ist wenig genug. Die Bauern sind alle Selbstversorger. Dann ist da noch Schmied-Lisa. Lisa arbeitet beim Dorfschmied als Pflichtjahrmädchen. Sie ist in unserem Alter. Wir sind oft mit ihr zusammen. Hans und Hubert buhlen gemeinsam um die Gunst beider Mädchen, um Lisa und um Mausl. Das Annerl und ich: wir dürrn Bohnenstangen!

Tante Rosi, bei der wir ja nun leben, hat hinter ihrem Hof eine große Wiese. Dort schnattern die Enten am kleinen Weiher, dort gackern die Hühner, dort hängen wir die Wäsche auf. Tante Rosi hat einen Sohn, den Franzl. Er ist ein scheuer Junge, zehn Jahre alt, mit dem wir Kinder nicht so recht warm werden können. Er hat seine Freunde im Dorf. Er und Heinz vertragen sich. Die beiden mögen sich und spielen auch öfters zusammen. Direkt gegenüber von Tante Rosis Wohnhaus - man braucht nur über den Hof zu gehen - sind die Kuhställe. Über den Ställen ist eine kleine Wohnung. Dort wohnt die Familie Höing mit zwei Kindern, einem kleinen Jungen und einem Mädchen. Das Ehepaar arbeitet für Tante Rosi auf dem Feld und im Stall. Es sind arme Leute im landläufigen Sinne. Ich stehe mit Brigitte auf dem Arm hinterm Hoftor am Weiher.

»Jo mei,« fragt die Tochter der Höings, »sein dös alles dei Hemden, Annemie?« Ich blicke auf die Leine, auf der meine Hemden mit Schulterchluss im Verein mit anderen

Wäschestücken in der Sonne trocknen und lustig im Wind flattern.

»Ja sicher, sind das meine,« sage ich.

»Jo mei, i denk, ihr seids ausgebombt?«

Wir waschen jeden Tag, obwohl nur eine einzige Pumpe draußen vor dem Haus auf der Wiese zum Feldweg hin das Wasser spendet. Wir müssen jeden Tag einige Male kräftig pumpen. Das Wasser ist rostig, aber gesund. Die Soldatenhemden, die der Hans und der Hubert in Iversheim für Brot bei den Landsern eingetauscht hatten, sind Opfer des Herdfeuers geworden. Und - toi, toi, toi - die Kleiderläuse sind wir endlich los.

Dann gibt es noch den Niedermeyer-Hof, den wir oft aufsuchen. Große Wiesen und ein großer Weiher, in dem die Jungen schwimmen, ziehen uns dorthin. Zwei stattliche Töchter haben die Niedermeyers, zwar zu alt für die Jungen, aber sie schäkern. Sie laden uns oft zum Essen ein. Sie haben Flüchtlinge aus Ungarn aufnehmen müssen, eine nette, aber undurchsichtige Familie. Sie hassen nicht gerade uns, aber die Deutschen, die Nationalsozialisten sind. Das muss ich noch sagen. Wir sind nicht mehr die ätherischen Verwandten, die man mit einer gewissen Hochachtung bedacht hatte. Es ist anders geworden. Mama musste Tante Rosi einige Male beschwichtigen. Es gab richtigen Ärger. Die beiden Jungen, der Hans und der Hubert, tun nichts lieber, als Onkel Franz, Tantes Rosis Mann, zu ärgern. Er ist wirklich nur ein Häufchen Elend unter Tante Rosis Herrschsucht und hat «nur» in den großen Bauernhof eingeheiratet. Es ist gemein, was die mit ihm anstellen. Onkel Franz hat es mit dem Herzen. Dummerweise hat Tante Rosi uns erzählt, dass Onkel Franz wegen seines Herzleidens vom Volkssturm zurückgestellt worden ist. Seine kurze Ausbildungszeit ist abgebrochen worden. Er soll bei einer Übung, während der eine Panzerfaust losgelassen wurde,

in Ohnmacht gefallen sein. Da kann der Mann ja nichts zu! Er ist längst wieder zu Hause und streichelt oft seinen Hund im Hof. Seine Augen blicken müde. Der Schnäuzer hängt schief. Der Klotz zum Holzhacken steht auf dem Hof, und zwar seitlich zwischen Scheune und dem Teil des Hauses, an dem sich unser Fenster des Wohnraumes befindet. Geht man ein paar Schritte weiter in Richtung Hinterfront des Hauses, befindet neben der Scheune das Häuschen mit dem Herzchen für alle. Daneben ist die hohe Mauer aus Holzscheiten, wie sie hier überall auf den Höfen vorkommt. Es riecht stets nach Holz und Stall. Die Gänse und Enten watscheln über den Hof, die Hühner gackern aus der Scheune. Brigitte läuft schon allein, man muss sie nur noch unter einem Arm festhalten, dann rennt sie und jauchzt vor Vergnügen. Sie hat ihren Spaß, wenn man mit ihr hinter dem Federvieh herläuft.

Deutsche Soldaten sind in den Wäldern stationiert. Eines Tages haben sich die Jungen einfach freiwillig der Wehrmacht angeschlossen. Das geht! Tagsüber sind sie fort. Nachts dürfen sie nach Hause. Im Wald wird oft geschossen. Sie haben auch schon Gefangene gemacht und geben fürchterlich an damit.

Der April vergeht. Morgens, wenn wir drei Mädchen noch in den Betten liegen, singen wir schallend Volks- und Wanderlieder. Das schallt durchs ganze Schulgebäude. Mitunter sitzen die Schüler schon in den Bänken und müssen sich das anhören. Aber die beiden Mädchen haben eine schöne Stimme. Da kann ich meine gut einflechten. Wir singen zwei-, sogar dreistimmig.

Dann kommt die letzte Aprilwoche. Wir erkennen über die Felder und Hügel hinweg auf den sich weit hinter dem Dorf schlängelnden Straßen heranrollende Panzer - amerikanische. Die deutschen Soldaten, die hier im Dorf (20 Häuser, 1 Schmiede, 1 Schule, 1 Lehrer, der wohl außer dem

Ortsgruppenleiter der einzige Parteigenosse hier ist) ins Bild gehörten, sind in Hast und Eile aus dem kleinen Ort verschwunden. Gut so. Auch die Jungen sind seit einigen Tagen verschwunden, ganz verschwunden, d.h. sie kommen abends nicht mehr heim. Sie wollen wohl wieder mithelfen, den Krieg zu gewinnen. Sie tragen richtige Soldatenuniformen. Irgendein Feldwebel hat sie in die Wehrmacht aufgenommen. Unglaublich! Sie bewegen sich auf einem hochgespannten Drahtseil ohne Netz und Boden.

Der 1. Mai. Mittags. Die beiden Jungen haben sich immer noch nicht blicken lassen. Frauen aus dem Dorf laufen laut schreiend von der Straße her den Feldweg zwischen Tante Rosis Wiesen hinunter auf den Hof zu. Es ist ein schöner Sonntag. Wir stehen vor dem Bauernhaus auf der Wiese. Die gestern noch wie Ameisen wirkenden Panzer haben sich sehr stark vergrößert, bedrohlich gewaltig rollen sie unten auf der Straße heran. Die Panzerspitze hält genau vor Tante Rosis Bauernhof hinter den Wiesen.

»Mama, müssen wir jetzt sterben?« Die Jungen - wo sind die Jungen?

Von Mama nimmt das Dorfvolk wohl an, dass sie Englisch sprechen kann. Die lauten Frauen verfolgen eine gemeine Absicht. Sie haben das eigennützige Ziel, Mama an die Panzerspitze holen. Sie soll dolmetschen.

»Frau Winklhofer, Sie müssen mitkommen und den Amerikanern sagen, dass keine deutschen Soldaten mehr im Dorf sind!« Mama? Warum unsere Mutter?

»Du kommst aber mit,« sagt sie mit zittriger Stimme zu Frau Hentz, der robusten Freundin aus der Eifel. Die steht steif wie ein Stock und rührt sich nicht. Hier weiß kein Mensch, dass sie Parteimitglied ist. Ein Glück.

»Kommens endlich! Sonst erschießens uns alle!« Mama hebt das kleine Kind aus dem Einheitskinderwagen mit Anbau, das

dort friedlich gesessen hat. Steif wie eine Marionette mit dem Kind auf dem Arm und mir am Rockzipfel schreitet sie den schmalen Pfad durch die Wiesen zur Straße hinunter, Frau Hentz hinter sich lassend. Die Frauen, eben noch laut, bleiben mucksmäuschenstill im Hintergrund stehen. Der Bauernhof, die zu Tode erschreckten Menschen, die Wiesen, die feindlichen Panzer, die auf uns gerichteten Geschütze und mittendrin unsere Mutter mit dem Baby auf dem Arm und mir Klette am Rock.

»Lieber Gott, beschütze uns doch bitte alle!« Mein Standardstoßgebet. Das Kind schreit. Meine Sommersprossen springen mir fast aus dem Gesicht. Wie ein Denkmal mit Kind steht Mama dann vor den Waffen der Feinde. Sie unterhält sich - als sei das die normalste Sache auf dieser Welt - mit einem amerikanischen Offizier. Der nickt nach diesem kurzen Gespräch. Steif gehen wir den Weg zurück auf den Hof zu. Die Panzer rollen weiter in Richtung auf den unheimlichen Wald. Es fällt nicht ein einziger Schuss. Mutter steht - immer noch wie eine Marionette - den Frauen aus dem Dorf freundlich Rede und Antwort. Sie habe den Amerikanern versichert, dass in den Wäldern keine deutschen Soldaten versteckt seien, und dass sich schon seit langem keine Soldaten mehr im Dorf aufhalten. Sollte sich herausstellen, dass Mama nicht die Wahrheit gesagt hat, so die Amerikaner, gehe das Dorf in Schutt und Asche unter. Die Panzer verschwinden im Wald. Es fallen keine Schüsse. Im Dorf wimmelt es plötzlich von amerikanischen Soldaten. Sie lassen alles mitgehen, was nicht niet- und nagelfest ist. Auch unsere Armbanduhren verschwinden an die mit Uhren überladenen Arme der Amis. Nach langem Suchen mit Tante Rosi entdecken wir endlich Frau Hentz zitternd vor Angst in einer Ecke im Keller. Es kostet sehr viel Überredungskunst, sie aus dem Keller herauszuholen.

Für uns ist der Krieg beendet. Wir ahnen nicht, wie lang er noch anhalten wird. Die Mädchen aus dem Dorf, die mit deutschen Soldaten in den Wald gegangen sind, gehen jetzt mit den Amerikanern spazieren. Das verstehe ich nun wirklich nicht. Am 9. Mai erfahren wir von der bedingungslosen Kapitulation der Deutschen. Der Führer hat sich selbst getötet, heißt es. Wir aber glauben, er hat sich irgendwo ins Ausland abgesetzt. Der Führer lebt, heißt die Parole einiger uneinsichtiger Deutscher. Der Propagandaminister Josef Goebbels hat sich, seine Kinder und seine Frau mit Gift getötet. Admiral Döring sollte nach des Führers Tod das traurige Erbe Deutschlands verwalten. Er konnte nur noch dafür sorgen, dass endgültig Frieden herrscht in deutschen Landen. Der Krieg ist verloren - der Frieden ist eingekehrt. Irgendwann in einer Nacht zwischen den Tagen vom 1. zum 9. Mai tauchen die Jungen auf. Dreckig, verlodert, aber lebend. Sie hatten sich nach dem Einmarsch der Amerikaner im Wald versteckt gehalten. Gegessen haben sie von den Vorräten, die die deutschen Soldaten hinterlassen haben. Eine ganze Nacht lang zerschneiden Mama und Frau Hentz die Uniformen und verbrennen sie im kleinen Herd. Es geht alles gut. Niemand verpetzt sie, keiner fragt: Wo wart ihr denn?

Tante Rosis fasst das Kriegsende so zusammen:

»Jetzt sammer endlich vom preußischen Joch befreit!« Sie hat wirklich überhaupt nichts kapiert.

*Ausklang*

DAS ENDE.

Wie sieht es aus?

Jahrelang haben wir auf den Endsieg gewartet, dann nachdem die Großstädte zerstört waren nur noch auf den Frieden. Aber immer wieder haben wir - zumindest wir Kinder - an einen Endsieg geglaubt. Es rumort ein wenig in unseren Herzen, dass

die vermeintliche deutsche Geheimwaffe nicht eingesetzt worden ist. Andererseits sind wir keinesfalls überrascht, dass Deutschland den Krieg verloren hat. Der Weltkrieg ist allerdings noch nicht beendet. Da sind noch die Japaner, Deutschlands Verbündete gegen den Rest der Welt. Wann das ein Ende nimmt, wissen wir nicht. 1939 wurden die großen Schulferien verlängert, weil der Krieg ausgebrochen war. Er sollte nur 14 Tage dauern. 1945 haben wir schon lange gar keinen Schulunterricht mehr gehabt. Deutschland hat die Waffen gestreckt. Der Heil-Hitler-Gruß muss ab sofort in der Versenkung verschwinden. Die hohen Lieder der alten Schule haben ausgedient. "Deutschland, Deutschland über alles" - "Es zittern die morschen Knochen" - "Nach Ostland geht unser Ritt" - "Denn wir fahren, denn wir fahren, denn wir fahren gegen Engeland". Ich kann sie nicht alle aufführen, die wir in Bochum an den Jungmädelnachmittagen geschmettert haben, wenn wir durch die Straßen marschiert sind. Warum sollte ich das leugnen? Schreiend, lärmend und begeistert. Jetzt müssen wir andere Lieder lernen und die, die nach uns kommen, andere lehren. Wann fängt die Schule wieder für uns an? Parolen: "Ihr Opfer war nicht umsonst." - "Im gigantischen Ringen um die Freiheit des Großdeutschen Reiches erfüllte er die heilige Pflicht und brachte sein blutjunges Leben dem Vaterland zum Opfer." Wie werden die Mütter und Väter heute mit diesem Schmerz fertig? Der Sieg ist ausgeblieben. Das Warten hat uns mürbe gemacht. Wir nehmen vorlieb mit dem Umkehrschluss. In den Jahren des Krieges haben wir alles hinter uns lassen müssen. Wir standen unter der Uhr des Krieges und warteten darauf, dass der Zeiger sich fortbewegte. Er ging rückwärts und zerstörte alles, was wir mal hatten.

Meine bange Frage von einst klingt heute nur noch nervtötend:

»Mama, wird es mal wieder schön so wie vor dem Krieg?«  
Mit Sicherheit nicht. Die Litfaßsäulen in den Städten mit ihrem

unheimlichen großen Ungeheuer vor einem roten Hintergrund mit einer wurfbereiten Mine in der geöffneten Faust, verkünden noch lange Zeit die Parole: "Sieg oder bolschewistisches Chaos." Ob es so wird? Bitte nein.

Ich sehe unsere Mutter vor mir. Die kleine Brigitte läuft kauderwelschend zwischen uns und hat von all dem nichts mitbekommen, außer einer schrecklichen Hautkrankheit, an der sie beinahe gestorben wäre. Aber - Gott sei Dank - hat sie in letzter Minute ein nach Jägerwirt geflüchteter ungarischer Arzt geheilt. Die deutschen Ärzte konnten ihr nicht helfen. Übermangansaurer Kali war ihr Lebensretter, als fast alles zu Ende zu sein schien. Die Jungen: hatten sie das Soldatsein nur gespielt? Ein gefährliches Spiel. Unser Vater? Sicherlich sitzt er irgendwo hinter Stacheldraht in Kriegsgefangenschaft mit einem auf dem Rücken eingebrannten Hakenkreuz. Und Karlheinz? Er ist eigentlich auch noch ein Kind, wenn auch ein erwachsenes. Die Flakgeschütze braucht er nicht mehr zu bedienen.

Wann sehen wir uns wieder? Irgendwann müssen wir nach Hause, das gar kein Zuhause mehr ist. Die Städte liegen in Schutt und Asche. Und die unzähligen Toten, ob sie vergessen werden? Die Übriggebliebenen bauen mit blutenden Händen neue Unterkünfte. Zuerst Notunterkünfte, damit sie überhaupt weiterleben können. Die Frauen, die Kinder, die Heimkehrer, sie helfen beim Wiederaufbau. Irgendwann in einer Zeit, die noch nicht vorstellbar ist, sitzen die Menschen in ihren fertigen Häusern und haben die Toten längst vergessen. Auch die toten Helden von Stalingrad, denen wir damals in dem kältesten aller Winter in unserer lächerlichen, kindlichen Einfalt Ohrenwärmer und Handschuhe aus Wollresten gestrickt haben.

## ***Der zweite Wunsch.***

*Annemie Fetten-Winklhofer.*

### **Eine Weihnachtsgeschichte.**

Es ist der Tag vor Heiligabend. Die Dämmerung ist hereingebrochen. Der Schnee vor der Tür löst sich langsam in kleine Rinnsale auf. Drinnen bei Großmutter ist es so richtig gemütlich. Das heruntertropfende Wachs der roten Kerzen im Adventskranz, der Duft der Bratäpfel und das ausströmenden Aroma des knisternden kleinen Tannenzweiges auf der Platte des Kamins vermitteln den Duft, der die Großmutter jedes Jahr in der Weihnachtszeit begleitet hat. Und nun soll sie wieder einmal erzählen, wie das "damals" war, Weihnachten 1945. Die rothaarigen Zwillinge hören nicht auf zu bitten. Die beiden Enkel sind ganz schön hartnäckig für ihre 6 Jahre.

»Die Geschichte hab ich doch schon oft erzählt. Wollt ihr die wirklich noch mal hören?« »Ja, bitte, bitte.«

Bruder und Schwester, immer zu Streichen aufgelegt, sitzen der Großmutter zu Füßen, knabbern Chips und Großmutter schimpft nicht, wenn sie krümeln. Die Kinder sind gern hier. Sie haben heute keine Lust, mit den hektischen Eltern im Supermarkt herumzurennen, um das, was diese bisher vergessen haben, noch auf die Schnelle zu besorgen. Und das ist gar nicht so wenig, wie sie aus Erfahrung wissen.

Nun gut. Großmutter lässt sich erweichen und erzählt von "damals", als sie selbst noch ein kleines Mädchen mit roten Zöpfen war.

»Ich war damals - 1945, im ersten Winter nach Kriegsende - 6 Jahre alt und verstand von all den Kriegs- und Nachkriegsereignissen überhaupt nichts. Ich wusste nur, dass der schreckliche Krieg endlich zu Ende war, dass keine Bomben mehr fielen und wir nicht mehr den Tod fürchten mussten - war er doch während der Bombenangriffe unser ständiger Begleiter.

Wir gehörten zu den Familien, die ihr gesamtes Hab und Gut in den Bombennächten verloren hatten. Wir lebten, mit den heutigen Verhältnissen verglichen, damals - Weihnachten 1945 - in absoluter Armut zwischen Sperrholzkisten und schliefen auf Strohmattmatzen in Betten aus Metallstangen. Zum Glück hatten wir keine Vergleichsmöglichkeiten. Wie es vor dem Krieg im Ruhrgebiet ausgesehen hatte, wusste ich nicht. Dazu war ich ja viel zu klein. Aber unsere Mutter hatte sich immer nach dieser Zeit zurückgeseht.

Jetzt war die Hauptsache, dass die Sirenen und Bomben nicht mehr bei Tag und Nacht schaurig losheulten. War alles nur ein böser Traum gewesen? Wenn wir Kinder draußen spielten, wurden wir schon daran erinnert, dass das Kriegsgeschehen in unserer Heimat wirklich stattgefunden hatte. Wir mussten ständig über Trümmerberge hinwegklettern, riesige Schutt- und Steinhäufen, die einmal Häuser waren. Und immer noch stürzten Ruinen zusammen. Wir mussten gut aufpassen, wenn wir Verstecken spielten.

Der Schwarzmarkt, auf dem getauscht, verschoben und betrogen wurde, blühte zwischen den Ruinen der Stadt. In den wenigen Lebensmittelgeschäften, die wie kleine in Steinhäufen

eingebaute Höhlen auf mich wirkten, standen die provisorischen Regale meistens leer. Wenn Ware eingetroffen war, drängelten sich draußen vor der Tür Schlangen von Menschen, um ihre Rationen auf den Lebensmittelmarken zu ergattern. Oftmals musste man nach stundenlangem Schlangestehen verfroren mit leerer Tasche wieder nach Hause gehen. Alle Menschen waren schlank und hatten ständig Hunger. Es gab überhaupt keine Dicken.

Weihnachten stand vor der Tür. Weihnachten! Trotz aller Armut und Bedürftigkeit freuten wir uns wie die Schneekönige auf das Fest der Freude und Liebe ohne Bunker und Luftschuttkeller. Wir wohnten direkt neben dem Trümmerberg unserer ehemaligen Wohnung in einer provisorisch aufgebauten Holzbaracke mit Einheitskohlenherd. Auf dem Ofen mit der schwarzen gusseisernen Herdplatte wurde gekocht, wenn es was zum Kochen gab. Wenigstens brauchte unsere Mutter diese Herdplatte nicht blank zu scheuern. Unsere Mama hatte es geschafft, für Weihnachten einen Zentner Nusskohle ohne Bezugschein zu ergattern, die wir im Leiterwägelchen am Zechentor der Zeche Prinz Regent abends im Dunkeln abgeholt hatten.

Wir hielten zusammen wie Pech und Schwefel: unsere Mutter, meine beiden Brüder, 10 und 11 Jahre, und ich, 6 Jahre alt. Unser kleines Tannenbäumchen hatten wir heimlich abends in der Dämmerung im Weitmarer Holz geschlagen. Zu kaufen gabs keine. Nur auf dem Schwarzmarkt zu unerschwinglichen Preisen. Eigentlich war diese Art 'des Besorgens' ein offenes Geheimnis und strengstens verboten. Aber wir Kinder hatten kein schlechtes Gewissen dabei und fanden diese Aktion sehr spannend. Eisig kalt wars auf dem langen Heimweg und der Schnee drang in unser leichtes Schuhwerk. Mama schimpfte nicht, als wir mit klammen Fingern und roten Nasen zu Hause mit dem gestohlenen Bäumchen ankamen. Sie rieb unsere

Hände warm. Wir tranken heißen Kornkaffee, den unsere Mutter aus den Gerstenkörnern, die wir im Spätsommer auf den abgemähten Feldern mühsam zwischen den harten Stoppeln aufgelesen hatten, geröstet und gemahlen hatte. Meine Brüder bastelten aus Papier und Strohhalmen Figürchen und Sterne. Wir waren voller Vorfreude.

Unsere Mama hatte Bouillonwürfel und Rindfleisch auf dem Schwarzmarkt in der Stadt in der Nähe des Rathauses eingetauscht. Auf dieser Meile wurden oft Razzien von der Militärpolizei durchgeführt. Mama wurde Gott sei Dank nie erwischt. Sie hatte unsere wie Augäpfel gehüteten schönen Kristallteller gegen Fleisch eingetauscht. Es waren die letzten 'Wohlstandsschüsseln', die aus unerfindlichen Gründen übrig geblieben waren von unserem Vorkriegshaushalt.

Unsere stets hungrigen Mägen knurrten einem wahren Festessen entgegen, das aus Vorsuppe, gekochtem Rindfleisch und süßen Kartoffeln bestehen sollte. An die süß schmeckenden, verfrorenen Kartoffeln hatten wir uns gewöhnt. Wir hatten hiervon einen Zentner gegen Entgelt beim Bauern Vogelsang, den Mama aus besseren Zeiten gut kannte, erstanden. Unsere Mutter war ein wahres Genie beim Organisieren.

Schulunterricht gab's in diesem Jahr nicht. Es fehlten die Räume und vor allem die Lehrer. Meine beiden älteren Brüder konnten schon lesen und schreiben. Sie sollten mir beim Aufsetzen meines Wunschzettels helfen. Herbert, mein jüngerer Bruder, nahm mich ernst. Wohingegen Karl, der Ältere, mich nie so ganz für voll nahm. Er musste mich stets ärgern. Er prustete laut los, als ich eine Woche vor Heiligabend meine beiden so unterschiedlichen Wünsche äußerte. Wir saßen am zusammengeleimten Tisch in der Küche. Unsere Mutter hantierte am Herd. Sie warf ständig Holzscheite

zwischen die geöffneten Ringe des Ofens. Es qualmte ganz schön, denn das Holz war noch feucht. Aber wir mussten ja mit den paar Kohlen sparsam umgehen. »Ich wünsche mir eine Babypuppe,« posaunte ich los. »Babypuppe, Babypuppe«, äffte mein Bruder Karl mich nach und bog sich vor Lachen. "Babypuppe", schrieb mein Bruder Herbert ernsthaft auf meinen Wunschzettel. Und dann folgte der zweite, der maßlose Wunsch, dessen Erfüllung nur auf einem Wunder beruhen konnte: »Liebes Christkind, mach, dass unser Vater bald wieder heimkehrt. Bitte, bitte, bitte.«

Unsere Mutter weinte oft. Wir wussten nicht einmal, ob unser Vater noch lebte. Es war über ein Jahr her, dass wir ihn auf einem Sonderurlaub zum letzten Mal gesehen hatten. Die beiden Jungen wünschten sich Baukästen und Stelzen vom Christkind, obwohl sie gar nicht mehr an das Christkind glaubten.

Am Heiligabend brannten sogar Kerzen an unserem kleinen Weihnachtsbaum. Wir sangen: »O du fröhliche, o du selige«. Auf dem Fußboden vor der selbst gebastelten kleinen Krippe lagen unsere Geschenke. Ich konnte es nicht fassen! Eine richtige Babypuppe mit Porzellankopf, Kulleraugen und einem Nuckel im Mund lag auf einem kleinen Kissen auf dem kalten Fußboden. Ich nahm sie hoch und drückte sie an mich. Und diese Puppe sagte: 'Mama'. Noch fester drückte ich unsere Mutter. Ich ahnte schon, dass sie dem Christkind geholfen hatte bei der Besorgung der Geschenke. Die beiden Jungen rannten wie irre mit den Stelzen in unserer Wohnbaracke herum, bis Mama uns an den mit Köstlichkeiten gedeckten Tisch rief. Das wenige selbst gemachte Marzipan von meinem Weihnachtsteller hatte ich schon verspeist. Es gab Suppe, Fleisch, Kartoffeln und rote Grütze. Ein feineres Weihnachtessen habe ich nie wieder genossen. Meine Puppe nahm ich natürlich mit ins Bett. Unser aller großer Wunsch war

aber offen geblieben und ich hörte Mama in der Küche noch lange weinen.

Mitten in der Nacht weckte uns ein heftiges Poltern an der Haustür auf. Eine Klingel gab es nicht. Mein erster verschlafener Gedanke war: »Bringt das Christkind noch Geschenke für uns?« Mein zweiter war schon realistischer: »Sind das Einbrecher?« Mich überfiel meine mir so bekannte panische Angst. Doch dann hörte ich den für mich gellenden Schrei unserer Mutter: »Franz!« - Franz, Franz, Franz, so heißt ja unser Vater! Die Tür nach draußen stand sperrangelweit auf. Den vor die Haustür gewehten dünnen Schnee blies der kalte Wind herein. Wir drei Kinder schrien wie auf Kommando los: »Papa! Papa! Papa ist da!« Du lieber Himmel, war das eine Freude. Ein Wunder war geschehen! Als sich unsere Eltern endlich losließen, konnten auch wir Kinder unseren heimgekehrten Vater umarmen. Sein Bart kratzte. Seine verwetzte Uniform ohne Tressen war fadenscheinig. Aber unser Glück war unbeschreiblich. Vom Weihnachtessen war noch genügend übrig geblieben. Es war eigentlich für den nächsten Tag vorgesehen. Aber es reichte dann auch doch. Später in meinem Bett mit meiner Puppe im Arm dankte ich dem Christkind für die beiden wundervollen Geschenke.

Unser Vater war aus amerikanischer Kriegsgefangenschaft entlassen worden. Da wir, seine Familie, in der amerikanischen Besatzungszone lebten, durfte er als einer der ersten Kriegsgefangenen heimkehren. Wie sich sein Weg aus der Gefangenschaft gestaltete und wie er uns überhaupt wiedergefunden hatte, das habe ich euch schon erzählt. Wir waren noch viele, viele Jahre sehr glücklich miteinander, obwohl die Nachkriegszeit nicht einfach war, aber wohl schön, weil wir alle bescheiden waren und uns über den kleinsten Fortschritt wie die Schneekönige freuten.«

»Kinder, eure Eltern sind wieder da!« ruft da die Großmutter. Sie hat ganz feuchte Augen von ihrem Ausflug in die Vergangenheit.

Die Zwillinge schnäuzen sich wieder einmal kräftig. Dabei kennen sie die Geschichte in- und auswendig.

© *Annemie Fetten-Winklhofer*  
*afwinkl@comundo.de*

## ***Das rote Fenster***

*Urte Skaliks*

### **Die Bombardierung Dresdens und die Flucht nach Westen**

Gemurmel im Hintergrund. Ihre Gäste reden von der Angst vor Kellergespentern. Renates Gedanken driften in frühere Zeiten ab. Die Sirene heult ums Haus. Alte Bücher auf dem Speicher, ein Gesangbuch, »Bis hierher hat mich Gott gebracht...«  
Tiefflieger, krachende Äste, heulender Sturm. Hinter einem kleinen Fenster, einem Ausschnitt im Dunkel, der tiefrote Himmel. Diese Erinnerungen plötzlich. Bilder, Rufen. »Mutter! Mutter!«, »Ruhe hier, was sollen denn die Kinder denken? Gehen Sie endlich wieder da hinten hin und bleiben Sie bei den anderen sitzen! Zivilisten! Es passiert Ihnen hier schon nichts!«  
Bilder, Lärm. Feuer vor dem Kellerfenster. »Dies Kind soll unverletzt sein.«

»Renate? Jetzt aber du! Erzählen! Du denkst an was, das merke ich schon die ganze Zeit.« »Ja, stimmt schon. Ist aber gar keine Gespenster-Geschichte und ist schon so lange her. Wisst ihr was, ich glaub', ich weiß, warum ich keine Angst im Keller habe. Wir haben doch damals in Dresden überlebt.«  
»Dresden? Ach so, der Bombenangriff - da wart Ihr auch drin? Du glaubst nicht, wie oft ich schon Menschen getroffen habe, die damals dort gewesen sind. Aber viel erzählt haben die meist nicht.« »Wir auch nicht. Also, wenn wir damals nicht in dieser

Kaserne gewesen wären - uns hat ein riesengroßer Keller in Dresden das Leben gerettet. Wahrscheinlich eiskalt - vergessen. Dunkel muss es wohl gewesen sein, es war ja Verdunklungszeit und Luftangriff.« »Aber da hättest du doch erst recht Angst kriegen müssen?«

Renates Erinnerungen kamen allmählich und in Bruchstücken heraus. Es war nicht ganz leicht, die Ereignisse richtig auf die Reihe zu bekommen.

Sie waren am Tag vor dem Angriff in Dresden angekommen und hatten draußen gespielt. Es war schönes Wetter am 13. Februar. Für die Dorfkinder aus Schlesien war die Reise ein Abenteuer. »Vor der Kaserne, bei dem großen Tor, stand eine Laterne, und steht sie noch davor.« Lili Marleen -, hier bekam das Lied der Soldaten auf einmal einen Ort.

Am 11. Februar frühmorgens waren sie, wie es später immer hieß, noch mit dem letzten Zug herausgekommen, der öfters lange stillstand, weil die Russen schon ganz nah waren. Die Flak hatte von der nahen Front her dumpf im Hintergrund gegrollt. Erst spät in der Nacht waren sie in der großen Stadt angekommen und durch die leeren Straßen zu der Kaserne gewandert, wo Tante Gretel sie erwartete, durch diese Straßen, die zwei Tage später um diese Zeit verbrennen würden. Nur ihre Rucksäcke besaßen sie noch, weil alles große Gepäck ihnen schon auf der Zugfahrt geklaut worden war.

Noch ein Spieltag auf dem Kasernenhof, Neugier in der fremden Wohnung. Da stand das Klavier, das Renate einmal hätte haben sollen und nun nicht mehr bekommen würde, denn es sollte bald verbrennen. So würde sie später Geige spielen lernen, weil eine einfache Geige billig war. Dann müde und ins fremde Bett. Tante Gretel würde die Nacht über wegen Luftschutzdienst auswärts sein.

Als der Angriff begann, musste die Mutter mit Tante Klärchen und den vier Kindern in den geräumigen Luftschutzkeller der Kaserne. Alles perfekt organisiert, sonst waren nur Soldaten da. Ein Wachsoldat regte sich auf, dass Renate und Margot ihren kleinen Dackel mit runternehmen wollten, weil er doch Atemluft verbrauchen würde. Da lief die Mutter zur Hochform auf. "Das Letzte, was den Kindern noch geblieben ist«, und Fiffi durfte doch mit in den Keller.

Für Renates Familie war es der erste Luftangriff ihres Lebens. Bombenflugzeuge kannten sie nur als die kleinen Silberfischchen, die ihr Dorf auf dem Weg zu anderen, lohnenden Zielen in großer Höhe überflogen hatten. Renate erinnerte sich nicht, Angst gehabt zu haben. Aber Tante Klärchen, die mit Heinz und Willi vor den Fliegerangriffen aus Westfalen nach Schlesien geflohen und nun mit ihnen geflüchtet war, rannte ziellos herum und schrie immer nur »Mutter!«, »Mutter!« und »Mutter!«. Nur sie wusste, was das für ein schwerer Angriff war, der da über ihnen tobte. »Die Christbäume, habt ihr die vielen schrecklichen Christbäume gesehen, die sie gesetzt haben?« Die Kinder bewegten sich in dem langen Kellerflur hin und her und schauten manchmal aus dem einzigen zugänglichen Fenster hinaus, wenn sie drankommen konnten. Schreckliche Christbäume?

Am Fenster sah man nur Himmel, keine Häuser, aber - Himmel? Der Himmel war orangerot, es gab keine dunkle Stelle mehr, wo es doch eigentlich Nacht war. Und bald hörten sie einen starken Sturm, wenn die Soldaten die Stahltür öffneten, weil sie wieder mal nach oben mussten, um einen Brandherd in dem riesigen Gebäude zu löschen. Wenn die Soldaten nicht dauernd Tante Klärchen angeschrien hätten, sie solle endlich mit dem Schreien aufhören, was sollten denn die Kinder denken, wäre es eigentlich ganz interessant gewesen.

Ein roter Himmel, welch ein Staunen! »Brandbomben«, »Christbäume«. Und kein Gedanke, dass ihnen selbst etwas hätte passieren können - jedenfalls in Renates Erinnerung. »Breit aus die Flügel beide ...«

Irgendwann, nach scheinbar sehr langer Zeit, war es zu Ende. Entwarnung, alle gingen wieder nach oben und standen noch eine Weile vor dem Haus herum, unter diesem brennenden Himmel. Da kamen plötzlich mehrere junge Leute in kaputter Abendgarderobe von der Straße her angerannt, aus einem Theater geflohen, aus dem Karneval, und erzählten von ihren Schreckenserlebnissen. Der Zirkus, die Tiere! Renate behielt vor allem in Erinnerung, wie fasziniert sie auf dieses riesige brennende Kuppeldach in der Ferne gestarrt hatte, dessen Sparren glühten und glühten und plötzlich in sich zusammenstürzten. Sie hatte sich ihr Leben lang gefragt, was für ein Gebäude das wohl gewesen sein könnte, und nahm nach einem späten Filmbericht an: der Zirkus Sarrasani.

Ja, und dann sollte wieder schlafen gegangen werden. Tante Gretel war noch nicht wieder da, sie war am Hauptbahnhof im Einsatz. Die zehnjährige Renate weigerte sich, ihr Kleid wieder auszuziehen, sagte mit einer unkindlich nüchternen Gewissheit und war sich dieser Nüchternheit sogar bewusst: "Die kommen wieder,« und legte sich angezogen aufs Sofa.

Als »die« kurz nach ein Uhr noch einmal »Christbäume« setzten und »Bombenteppiche« warfen, waren die Flüchtlinge schon im Keller und blickten wieder durch das rechteckige Fenster auf den brennenden Himmel. Und der Keller hielt abermals stand. »Dies Kind soll unverletzt sein.«

Die Tante, erschöpft vom Helfen, kam im Morgengrauen nach Hause, das allein schon ein Wunder, verschmutzt, versteinert, aber wenigstens kam sie. Die Flüchtenden

verließen die Kaserne, in der nächsten Straße wehten aus einem noch stehenden Haus die langen, weißen Gardinen zu den Fenstern heraus. Und die Familie reihte sich auf dem Weg aus der fremden, verbrannten Stadt hinaus in den Strom der anderen Flüchtlinge ein, im beißenden Rauch an den Leichenbergen vorbei. »Schaut nicht hin, kommt schnell weiter, das ist nichts für Kinder«. In allmählich freieres Land, »Weißer Hirsch«, Hügel, lange Alleen, Apfelbaum-Chausseen.

Über der Landstraße plötzlich Tiefflieger. "Runter, in den Straßengraben, los, lasst alles fallen«. Rein in den Graben, neben einem weiten Feld, unter den kahlen kleinen Apfelbäumchen. »Fiffi!« Kein Schutz, kein Keller. »Steck dein Buntpapier weg! Das können die sehen.« Das schöne Buntpapier, letzter geretteter Besitz - warum hatte sie das auch in der Hand getragen? »Ich leg mich drauf, oh oh, wird es ja ganz dreckig ...«. »Die schießen auf uns, sie haben uns gesehen.« Äste splittern, krachen. Schon sind sie weg. »Neiiii, nichts aufheben! Spielt da nicht mit! Lasst bloß die Silberstreifen dort liegen. Die sind vergiftet.« Die Aluminiumstreifen zur Störung des Funkverkehrs, abgeworfen aus den Feindflugzeugen, kein Kinderspielzeug, kein Kinderspiel, kein Spiel.

Dann Stolpen, ein kleiner Ort, eine wohlhabende Familie nimmt sie auf, ein rosa Kindernachthemd mit Stickerei für Renate, ein Radiergummi, einfach so geschenkt bekommen. »Arme Kinder, was die alles durchgemacht haben.«

Zwischendurch wieder ein Angriff und Zuflucht in einem gewaltigen oberirdischen Weinkeller in der Burg, mit drei Meter dicken Basaltmauern, so hieß es, und winzigen Fensterscharten. »Ein feste Burg«. Eine große Menge ruhiger Menschen im Riesenrund entlang der schwarzen Wände in dem kreisrunden Kuppelbau, Flüstern.

Am nächsten Tag zum Bahnhof. Kampfpause. Renate schreit und wehrt sich: Sie will nicht auf dem offenen Viehwaggon transportiert werden. Aber sie hat doch damals noch nicht gewusst, wohin die Viehwaggons voller Menschen durch ihr Heimatdorf in Schlesien rollten, durch den kleinen Bahnknotenpunkt, mit der Aufschrift »Räder rollen für den Sieg!« an der hölzernen Fußgängerbrücke, nach Osten?

Weiter aufs Land, in das nächste Dorf im Erzgebirge, zur Tante Marie, die so seltsam geworden ist, seit sie im Krieg ihren Sohn verloren hat, und immer so schrecklich schreit. Bei einem Tieffliegerangriff mitten im Dorf unter einer Holzstallage Zuflucht gesucht, prasselnde Äste, schnell vorbei, wieder mal Glück gehabt. »Dies Kind ...«

Dann Wohnen auf einem fremden Bauernhof mit anderen Flüchtlingen, Sitzbänke um den großen Wohnraum herum, Essen mit den Händen aus einer großen Schüssel oder im Gasthaus »Zur Linde«, kleine Fenster, winzige Gesinderäume, ein Bach vor dem Haus und niedrige Berge dahinter, Dorfkinder, abends vor der Haustür sitzen und Volkslieder singen, mit Alma Sirup kochen in riesigen Kesseln auf dem Hof. Ein unangenehmer dicker Mann singt Operettenlieder, Frauen singen mit, nachts in der riesigen Schlafstube mit zwanzig Menschen, ältere Mädchen im Hinterkämmerchen vor Russen verstecken, Tür mit dem Schrank verbarrikadieren. Russen nachts an den Türen: »Komm, Frau.« Keine Schule. Leben.

Fiffi, von Renate an der zu langen Leine gehalten, stirbt, »wenigstens hat er es nicht mehr gespürt«, beim Einmarsch unter den Rädern eines vorbeirasenden »Besetzerautos«, das er anzugreifen versucht hat. Vergissmeinnicht auf sein Grab

hinter der Scheune, viel später in der Schule eine Geschichte darüber.

Gerade eben elf die eine, die andere noch sieben Jahre alt sind sie, als der Krieg zu Ende, als »Kapitulation« ist, die Familie sich einreißt in den losen Treck, der weiter gen Westen zieht, im Wald noch einmal von Siegersoldaten ausgeplündert. »Uhri, Uhri.« »Aber meinen Ehering haben sie nicht gefunden!« Zuweilen »zur Sicherheit« mit flüchtenden »eigenen« Soldaten, mit »unseren« auch mal auf Lastwagen, ein hellblaues Kinderbuch darauf vergessen, nur halb ausgelesen, sie wird nie wissen, wie es ausgegangen ist.

In einem Dorf wer weiß wo liegen ganze Bögen frischer Briefmarken auf der Straße herum, Briefmarken, einfach so. Etwas Bedeutendes muss geschehen sein.

Tagtäglich, immer und immer wieder dieses geflüsterte Wort, nach dem man sich nicht zu fragen traut, aus heimlichen Gesprächen der fliehenden Frauen erlauscht: »Vergewaltigung«. Später, wieder mit angehört, der beruhigend gemeinte Satz: »Die sagen, sie sorgen schon dafür, dass solche Kinder nie geboren werden.« Unaufgeklärt, aber doch: Ach so! »Aber - doch Kinder? Gibt es keine Babies mehr?«

Auf der Straße die knallenden Hufe der kleinen russischen Panjepferdchen, ein sterbendes Pferd auf einer Wiese, Kolik. Tante Klärchen und ihre frechen Jungs sind irgendwann plötzlich verschwunden. Keiner mehr, der immer »jau« sagte statt »ja«. Weiter, immer weiter durch Wälder und über Bäche westwärts. Harte, dicke Kekse, »Hundekuchen«, ehemalige Notrationen aus einem eröffneten Armeedepot, klebrige süße Kondensmilch an den geschenkten beigen Wehrmächts-Wolldecken mit je einem roten und blauen breiten Streifen, aus denen später Wintermäntel werden. In einem dunklen Wald

vorbei an einem feierlich dasitzenden General, der seine Uniform nicht ablegen will und nur nachts wandert.

Unterwegs Betteln, ein Mutterfluch für die reiche Bäuerin, die den Kindern nichts zu essen gegeben hat, quälendes Schuldgefühl deswegen bei Renate, aber sie wird nie etwas darüber sagen. Schlafen in kahlen Schulen, in einer Sägemühle auf Holztischen, eingeschlossen, »Nur, mein Mann darf nichts merken, Sie müssen vor dem Hellwerden weg sein«, nachts einmal notvoll vorsichtiges Pinkeln in ein winziges Abflussloch auf dem Boden, als Junge hätte man es wirklich leichter. Eines Tages auch mal gleich in zwei Dörfern hintereinander köstliches frisches Brot, das sich in der Erinnerung zu leuchtend gelbem lockerem Maisbrot verklärt - das aber kann es erst viel später gegeben haben.

Endlich wieder Unterschlupf für einige Monate in einem Dorf, zufällig, am Wege, viel Hunger, kaum Brot, aber genug Zucker, einmal geschenktes Pferdefleisch. Zwergschule und Küehütten im Klee, im heißen staubigen Sommer, Kartoffeln und Getreidestoppeln, die Ruhr durch unreife Äpfel, aus geschnorrten Stoffresten von der Handschuhmacherin Püppchen nähen, Milch eintauschen. Freundin Gerlinde, Bauerntochter, die so eine seltsame Aussprache hat: »Uuhnmöglich« sagt sie, und Herr Schirmer wird Herr Scharmer ausgesprochen. Die Schuhe sind zu klein geworden. Erika Berger singt im Radio.

Zu Weihnachten mitgenommen in die Kirche, die strahlend glanzvoll erleuchtete Kirche, erhaben. »Macht hoch die Tür...« Die erste Friedensweihnacht. Eine sich drehende haushohe Weihnachtspyramide. Lichterbaum, Weihnachtsbaum, Christbaum, »schreckliche Christbäume«, brausendes Heulen, ein roter Fensterausschnitt.

Um das Fahrgeld aufzubringen, wird die goldene Uhr des Großvaters versetzt, die wunderbarerweise nicht verloren war. Und im Januar dann bei Göttingen über die grüne Grenze, Durchgangslager Friedland, Entlausung und mit der Bahn ganz weit weg an die holländische Grenze, Maria Veen, zurück durch Münster, überall Ruinen, nach Ostwestfalen.

Erst spät in der Nacht kommen sie in der kleinen Stadt an, wandern mit ihren Rucksäcken, wegen der Sperrstunde von einem riesigen schwarzen Soldaten begleitet, durch die spärlich beleuchteten leeren Straßen, durch diese Straßen, die ihnen in der Zukunft sehr vertraut werden sollen. Zu einer enttäuschenden Großmutter, die doch aber immer diese hübschen Puppenkleidchen zu Weihnachten geschickt hatte? »Flüchtlingskinder!« Aber dann gibt es eben auch den einjährigen Vetter, die Tante, die Katzen. Die Frauen immer auf der Suche nach einer "Handvoll Böhnchenkaffee.« Wieder Kino - zu oft? Renate, »zu ernst«, findet das leichtfertig. Ein Jahr später das erste Lebenszeichen vom Vater, »aus Kriegsgefangenschaft«, aus Polen. Ermutigung zum Schuljahresbeginn: »Was euch nicht umwirft, macht euch stärker.«

»Ja, so war das mit unseren Erlebnissen im Krieg, ihr lieben Leute, und am Anfang von all dem waren die Keller. Gute Keller, feste Keller ... Aber ich konnte sie beide nicht wiederfinden. Ich habe die Basaltburg in Stolpen nach der Wende gesehen, als ich die Fluchtstrecke auf dem Weg zu einer Konferenz noch einmal nach Osten nachgefahren bin. Leider war nicht genug Zeit, um lange nach dem Keller zu suchen. Aber in Dresden - falls ich, ohne einen alten Stadtplan, an der richtigen Stelle geguckt habe, da steht auf dem ehemaligen Kasernengelände jetzt ein großes, modernes Wohnviertel.«

Beim dritten Angriff war die Kaserne durch einen Volltreffer zerstört worden. Jahrzehnte später hatte Renate in Südafrika, das sich gerade eben befreite, einen uralten, dünnen Engländer mit seinem fotografierenden Muttchen getroffen, der hatte damit geprahlt, er habe Dresden bombardiert, er sei »dabei gewesen«. Davon erzählte Renate zuletzt. Sie hatte sich damals vor der Strohütte wortlos abgewandt. Am Ende ihres Berichts atmete sie auf.

Als die Zuhörer sich wieder gefangen hatten, redeten alle durcheinander.

»Mensch, Renate, das hatten wir ja alles gar nicht gewusst.«

»Hätte ich euch auch wohl nie erzählt ohne eure Kellergespenster da.«

»Wir haben nur wenig mit Flüchtlingen zu tun gehabt. Die konnten uns nicht verstehen, und wir konnten die nicht verstehen.«

»Das ist den Evakuierten auf dem Lande so ähnlich ergangen.«

»Das glaube ich dir gern, bei uns gab es ja auch keinen Bombenkrieg. Dieser ewige Alarm bei euch muss furchtbar gewesen sein, - wenn ich das so höre.«

»Unsere Mutter hat jahrzehntelang gehofft, wir kämen noch mal ‚ganz nach Hause‘ zurück.«

»Die wollten ja alle wieder rübermachen in die alte Heimat.«

»Eure Kindheit war da wohl zu Ende, als ihr weg musstet?«

»Das kann man wohl sagen. Aber herrlich war es, als mich am ersten Tag bei meiner Großmutter die Tante Mariechen an die Hand nahm und wir einfach so zum Bäcker einkaufen gehen konnten. Und da gab es einfach Weißbrot zu kaufen.«

»Einfach so, einfach so, ja!«

Die Gäste brachen spät auf und standen, bevor sie langsam nach Hause gingen, noch eine Weile vor dem Haus herum, unter diesem dunklen Himmel. »Der bestirnte Himmel über uns ...«

© Urte Skaliks

Eine längere Fassung der Geschichte ist erschienen in: "Der dunkle Keller«, Hrsg. A. Amberg, Geest-Verlag, Vechta 2002

## **Kindheitserinnerungen, die nicht verblassen.**

*Barbara Siwik.*

Zu meinen Kindheitserinnerungen gehören verdunkelte Fenster, Sirenen und überstürzte Fluchten in den Luftschuttkeller. Jede harmlose Sirenenübung der Feuerwehr jagt mir noch heute einen Schauer den Rücken hinunter, weil der Ton gekoppelt ist an diese nächtlichen Vorgänge, die mehr als ein halbes Jahrhundert zurückliegen.

Als die Front damals näher rückte, blieb es nicht mehr bei der nächtlichen Flucht in den Luftschuttkeller. Die Bevölkerung der östlichen Gebiete Deutschlands wurde evakuiert. Das war im Februar 1945. Es lag Schnee.

Wir wurden in Liegnitz in einen Zug verladen. Er war bereits vollgestopft mit Menschen. Der Zug fuhr unendlich lange, dann blieb er ebenso unendlich lange stehen.

Es war schon dunkel, als Sirenen heulten. Was das bedeutete, wusste ich. Alles drängte unter großem Geschrei aus dem Zug. Ich erinnere mich an viele Frauen und Kinder, weiße Schwesternschürzen und große Kälte. Wir krochen unter die Eisenbahnwagen, das Angstgeschrei hörte nicht auf ...

Am Himmel wurde es hell, als ob immer wieder große Lampen aufflammten. Es krachte ohrenbetäubend. Die Eisenbahnschwellen, auf denen wir lagen, bebten. Meine Mutter stöhnte immer wieder: »O mein Gott, o mein Gott!« Ich versuchte zu sehen, was sie sah, aber sie stieß mich hinter sich.

Was ich damals miterlebte, ist als die Bombardierung Dresdens in die Geschichte des II. Weltkrieges eingegangen! Dass wir diesen Angriff überlebten, verdankten wir dem Umstand, dass der Zug in einem der Außenbezirke Dresdens stecken geblieben war. Der Dresdner Hauptbahnhof und alle Gleise bis dorthin waren völlig durch Züge verstopft.

Wir verbrachten auch den folgenden Tag im Eisenbahnwagen. Als endloser Tross marschierten wir schließlich am Rande einer Bombenwüste entlang. Ich erinnere mich an weitflächige Brände, stinkenden Rauch, Straßen voller Dinge, die dort nicht hingehörten, Menschen, die schreiend umherliefen, Menschen, die wie weggeworfene Bündel umherlagen.

Wir irrten wie all die anderen über Trümmerberge, übernachteten in einer eingedrückten Straßenbahn ohne Fensterscheiben. Auch in der Straßenbahn lagen Tote.

Schließlich führte uns ein Mann in Uniform aus Dresden heraus. Ich erinnere mich an eine Fahrt auf einem Lastwagen und wieder an einen Zug, der uns schließlich in eine Stadt brachte, die Teplitz hieß.

Auch hier Sirenen auch hier Bombenabwürfe! Und die Front näherte sich!

Diesmal gab es keine geordnete Evakuierung der Zivilbevölkerung mehr. Wir wurden von einem deutschen Lkw-Konvoi mitgenommen, der sich auf dem Rückzug befand.

In unmittelbarer Nähe einer Ortschaft wurde der Konvoi von einem Waldrand aus beschossen. Wir mussten uns zu unserem Schutz auf den Boden des offenen Lkw legen. Die Soldaten schossen über die Seitenwand hinweg irgendwohin.

Ich hatte noch nie Schüsse aus nächster Nähe gehört. Es schmerzte furchtbar in den Ohren. Ich stand auf, ich wollte vom Wagen herunter. Eine Hand griff nach mir und riss mich zu Boden. Etwas fiel schwer über mich: Ein Soldat hatte mich zurückgerissen und war dabei selbst von einer Kugel getroffen worden.

Das Schießen hörte auf. Über die Wiese kamen vom Wald her drei Soldaten gelaufen. Der mittlere schwenkte an einem Ast ein weißes Tuch!

Wieder hörte ich Schüsse. Die Menschen auf der Wiese fielen zu Boden.

Aus dem Wald brachen nun Panzer hervor, sie rollten auf uns zu aber sie schossen nicht. Die deutschen Soldaten sprangen von den Lkw, warfen ihre Gewehre weg und hoben die Hände, noch ehe die Panzer uns erreicht hatten. Ein deutscher Offizier, festgehalten von Soldaten, brüllte böse Beschimpfungen. Bald darauf erschien ein russischer Soldat bei unserem Lkw.

»Dawai, dawai!« rief er und zeigte auf die Straße hinunter. Da sah ich, dass überall auf den Lastwagen Frauen und Kinder mitgefahren waren.

Die russischen Soldaten brachten den deutschen Offizier, der inzwischen still geworden war. Einer der Soldaten setzte ihm eine Pistole an den Kopf und drückte ab. Dieser Offizier, das erklärte mir meine Mutter später, hatte die drei Parlamentäre erschossen!

Frauen und Kinder wurden in den großen Saal des Wirtshauses geschickt, das an der Straße stand. Die russischen Soldaten suchten nach Wertsachen.

Meine Schwester saß verängstigt auf dem Schoß meiner Mutter. Einer der Soldaten kam auf uns zu, zog seine Pistole und setzte sie meiner Schwester an den Kopf. Meine Mutter begann zu weinen und ich brüllte wie am Spieß! Andere Soldaten wurden auf uns aufmerksam und rissen den Soldaten von meiner Schwester weg. »Seine Frau, seine Kinder so erschossen von Deutschen!« sagte einer der Soldaten in gebrochenem Deutsch zu meiner Mutter.

Gegen Abend erschien eine alte Frau im Saal. Sie bot Frauen mit Kindern eine Übernachtung an. Dankbar nahm auch meine Mutter das Angebot an.

Ich schlief mit ihr in einem Bett und erwachte davon, dass sie sich verzweifelt gegen jemand wehrte, der sich auf ihr bewegte und ihr den Mund zuhielt.

Die Frau, die uns scheinbar so freundlich Unterkunft angeboten hatte, war für die russischen Offiziere, die in ihrem Haus Quartier bezogen hatten, auf "Frauenfang" ausgegangen und hatte sich dadurch die eigene Sicherheit erkaufte!

Von da ab liefen wir zu Fuß nach Liegnitz zurück. Wir erreichten die Stadt am 1. Pfingstfeiertag 1945

In unserer Wohnung bedeckten Textilien, Bücher, zerbrochenes Geschirr, zerbrochenes Mobiliar, Urin und Exkrememente vermischt mit Bettfedern aus sämtlichen Betten als dicke Schicht den Fußboden. Ein unbeschreiblicher Gestank macht das Atmen schwer.

Meine Schwester und ich erkrankten infolge des verunreinigten Wassers, das wir tranken und weil wir nichts zu essen hatten, an Ruhr. Es gab weder einen Arzt noch

Medikamente. Einen Tag später war meine Schwester tot. Ich überlebte wie durch ein Wunder.

Zwei Tage, nachdem ich das erstmal außer Bett war, erhielten alle noch vorhandenen Einwohner die polnische Order, binnen 24 Stunden die Stadt zu verlassen. Mitgenommen werden durfte nur Handgepäck. Meine Mutter nahm mich auf den Rücken, eingebunden in eine Decke.

Diesmal zog der Treck unter berittener polnischer Bewachung zu Fuß in Richtung Görlitz. Übernachtet wurde unter freiem Himmel auf dem blanken Boden. Im Straßengraben lagen immer wieder Tote - alte Leute und kleine Kinder.

Eines Morgens waren die berittenen Begleitmannschaften fort. Der lange Treck zog in kleinen Gruppen weiter. Ein deutscher Eisenbahner verschaffte uns Plätze auf einem offenen Güterwagen. Der Wagen war schon dicht besetzt mit Menschen.

»Nicht sprechen! Es sind Polen, sie dürfen nicht wissen, dass ihr Deutsche seid,« sagte der Beamte. Ich vergaß die Warnung und wir bekamen von überall Stöße. Das war nicht ungefährlich, weil der Güterwagen keine Wände hatte. Wir saßen mit baumelnden Beinen am Rande der Ladefläche. Als der Zug kurz anhielt, sprangen wir ab und suchten zu Fuß den Weg nach Görlitz

Dort wusste niemand mit den vielen Vertriebenen etwas anzufangen. Von Görlitz wurden wir nach Cottbus geschickt. Züge fahren nicht!

Einmal kam uns auf der Landstraße eine kleine Gruppe sonderbarer Menschen entgegen. Sie hatten eine Art Schlafanzug an, bewegten sich sehr langsam und sahen aus wie

der Tod in meinem Märchenbuch. Meine Mutter zog mich ängstlich zur Seite.

Einer der sonderbaren Menschen streckte mir die Hand entgegen. Auf der offenen Handfläche lag ein kleines Stück Brot. »Iss!« murmelte der Mann. Noch bevor meine Mutter etwas sagen konnte, hatte ich das Brot in der Hand und kaute. Das war meine Begegnung mit einem KZ-Häftling, der überlebt hatte.

Der Sommer 1945 war heiß. Der Asphalt schmolz unter den nackten Füßen, wir hatten nichts zu essen und kauten Sauerampfer. Hin und wieder versuchten wir zu betteln, aber weder meine Mutter noch ich konnten es besonders gut.

Schließlich trafen wir wieder in Cottbus ein und wurden diesmal nach Teltow geschickt.

Auf diesem Teil des Weges kamen wir durch viele Wälder. Sie waren zerschossen oder abgebrannt. Mit uns zogen andere Vertriebene oder sie kamen uns wieder entgegen: Niemand wollte uns, niemand brauchte uns. Die Bauern jagten uns davon, wenn wir um ein Nachtlager in der Scheune baten. Sie riefen »Lumpenpack! Geht hin, wo ihr hergekommen seid!« und hetzten die Hunde auf uns.

Es war auch nicht gut, allein zu "trecken". Immer wieder wurden wir von plündernden russischen Soldaten belästigt.

In Finsterwalde fanden wir endlich einen Güterzug, der uns mitnahm. »Der fährt aber nur bis Falkenberg«, sagte ein Eisenbahner. Ich erinnerte mich, dass Freunde meiner Mutter dort bei Verwandten untergekommen waren.

Spät abends krochen wir über die hohen Schutthalden des zerstörten Falkenberger Bahnhofs und fanden wirklich die angegebene Adresse und unsere Freunde. 10 Wochen Umherirren auf deutschen Straßen fand so ein Ende!

Wenn ein Kriegsbericht über den Bildschirm flimmert, höre ich den Schuss, bevor er fällt, rieche den Treibstoff der Panzer und die Ausdünstungen verkohlter Ruinen. Sirenengeheul verursacht mir körperliche Übelkeit, der Anblick zum Abriss reifer Häuser weckt in mir ein Gefühl drohender Gefahr.

Beim Anblick von Flüchtlingskolonnen in Nachrichtenreportagen beginne ich zu zittern.

Das ist mein dunkler Erinnerungs-Keller!

Mag sein, dass die meisten Menschen für diesen Ort ihres Unterbewusstseins ein Schloss mit einem Schlüssel besitzen und selbst entscheiden können, ob und wann sie den gemiedenen Raum öffnen, um einen vorsichtigen Blick hineinzuwerfen.

In dieser glücklichen Lage bin ich nicht. Ich habe mich daran gewöhnen müssen, dass die Tür meines Kellers unverhofft und ohne mein Zutun aufgestoßen wird.

<mailto:barbara.siwik@arcor.de>

\*\*\*\*\*

## **Lappen Ella**

### **Über eine Kinderpuppe.**

Von Heidrun Schaller

Räume, Orte, Menschen, Fahrzeuge, ein wirres Kaleidoskop. Immer wieder einpacken, aufbrechen. Die »Lappen Ella« an die Brust gedrückt. Ihr, der Lumpenpuppe, flüsternd Geschichten erzählen, sie aufmuntern, um die eigene Angst zu verlieren. Einer Liebe, die in all dem Chaos Sicherheit, Geborgenheit gibt, damit Angst und Schrecken, die permanente Ungeborgenheit nicht überhand nehmen, sich nicht ausbreiten, nicht lähmen oder sich in einem Gebrüll zur falschen Zeit Bahn brechen: »Um Gottes Willen Kind, sei bloß still, du bringst uns noch alle ins Grab!« Damit keiner ihre Anwesenheit bemerkt und Schlimmeres, als dieses Kind sich je vorstellen kann, geschieht. Ein Kleinkinderleben in dieser Zeit. Kein zu Hause, kein Raum, kein Ort, nur eine Lappenpuppe als Stütze, in dieser aus den Fugen geratenen Welt.

# **Geburt bei Fliegerangriff.**

Von Heidrun Schaller

Aus der Enge der mütterlichen Geborgenheit ausgestoßen, ausgetrieben. Der Schrei, der erste Schrei, vermischt mit den Explosionen der detonierenden Bomben, hallt durch den feuchten, dunklen Bunker. Rings umher Menschen mit angstvollen Gesichtern, angespannten Körpern. Die Mutter allein gelassen ohne Hebamme und ärztliche Hilfe.

Dieser Bunker wird nun in den ersten zwei Jahren dieses kleinen Wesens immer wieder das schützende Zuhause, wenn die Sirenen den herannahenden Fliegerverband mit der tödlichen Last im Rumpf ankündigen.

Aus dem Bettchen herausgerissen, in die Arme der vor Angst bebenden Mutter, der ältere Bruder heulend festgeklammert an der Tasche, in der alles das ist, was der Mensch für Stunden zum Überleben braucht, aber auch das, was gerettet werden muss, wenn das Zuhause, das nun immer öfter kein Zuhause mehr ist, von einer Bombe getroffen wird und alles zerstört, nichts mehr zu retten ist.

In dieser angstvollen Zeit steht das Kinderzimmer fast leer, nur mit dem Nötigsten, mit einem Bett und einem Schrank ausgestattet und ist kein ruhiger, geschützter Ort für das Aufwachsen. Die glitschige Treppe in das Innere des hässlichen, feuchtkaltdunklen Bunkers wird zur schützenden Gebärmutter für dieses Kind.

## ***Die Butterfront***

### ***Piloten im Kampf um Berlin.***

*Von Hans Fillbrandt.*

Ich war gerade 17 Jahre alt. In der Kleinstadt mit ihren 3000 Einwohnern in der Nähe von Danzig, in der ich aufgewachsen war, lebten wir wie in einer Dorfgemeinschaft. Wir kannten uns fast alle. Der Krieg nahm immer mehr an Härte und Brutalität zu. Menschenmaterial wurde an der Kriegsfront verheizt. Die Blüte der Jugend wurde im viel zu frühen Alter im Kampf für das Vaterland gefordert. Der größte Teil der Jugend wurde zur Infanterie oder Waffen SS einberufen.

An der Zahl der immer öfter in unserem Ort eintreffenden Vermissten-, Verwundeten- und Gefallenenmeldungen konnte man sich ein Bild über den äußerst erzwungenen Kampfeinsatz machen. Die deutsche Wochenschau trug noch einiges dazu bei. Durch Gespräche mit Soldaten (Heimaturlaubern, Verwandten, Brüder) war auch eine Vorstellung darüber vorhanden, welche Strapazen und unsagbare Leiden hauptsächlich die Infanteristen durchzumachen hatten. Es gingen viele Gedanken durch meinen Kopf und ich kam zu dem Entschluss, nicht bis zur Einberufung zur Infanterie oder Waffen SS zu warten. Ich meldete mich freiwillig zur Luftwaffe und sah in meinem Wunsch, Flugzeugführer zu werden, ein nicht so hartes Los im Vergleich zum Infanteristen.

Nach Prüfungen in der Fliegerannahmestelle Elbing und Königsberg war ich für eine Ausbildung zum Flugzeugführer vorgesehen. Anfang 1943 musste ich noch 3 Monate zum Reichsarbeitsdienst. Nach Ableistung des RAD kehrte ich nach Hause zu meinen Eltern zurück. Zwei Wochen später lag der Einberufungsbefehl zur Luftwaffe vor. Ich war recht froh, dass es mit der Einberufung so schnell ging, denn zu dieser Zeit erging es etlichen, die für die Luftwaffe oder Marine gemustert waren, ganz anders. Sie sahen sich in den Erdkampftruppen wieder.

Nach Einkleidung in Eger wurden wir zum Luftwaffen-Ausbildungs-Regiment nach Frankreich verlegt. Kurze Grundausbildung und Versetzung zum Flügenwärterbataillon Abt. Mante -Rosa im Raum St. Malo. Ende 1943 erfolgte die Versetzung zur Flugzeugführerschule A 115 Wels bei Linz. Nach Ausbildung zum Flugzeugführer wurde ich zum Schlachtgeschwader 104 Putow (Pommern) versetzt. Der Aufenthalt in Putow war nur von kurzer Dauer. Benzinmangel für die Flugzeuge war an der Tagesordnung. Eine Staffel (FW 190) kam noch zum Einsatz an der Ostfront.

Mitte Februar 1945 wurde das Schlachtgeschwader 104 mit der 1. Gruppe (3 Staffeln) Und der 2. Gruppe (3 Staffeln) nach Dänemark Aalborg West verlegt. Hier tat sich nur lange Weile für uns auf. Ein Gammelleben an der sogenannten Butterfront. Essen reichlich. Speck, Eier, Schinken, Torten etc. konnte man bei den Dänen kaufen. An Geld mangelte es nicht, denn der Wehrsold und die Fliegerzuschläge wurden in dänischen Kronen ausbezahlt.

Im Gegensatz zum reichlichen Essen hatten wir aber kein Flugbenzin, um unsere Flugzeuge zu fliegen. Durch Auflösung anderer fliegender Verbände kamen noch Versetzungen von Flugzeugführern zum Schlachtgeschwader 104 hinzu. Die

Staffeln (6 an der Zahl) hatten inzwischen je Staffel mehr als 100 Flugzeugführer erreicht.

So konnte es wohl nicht mehr lange weitergehen, zumal ein General (genannt Heldenklau) schon 1944 technisches Personal und allgemeines Truppenpersonal aus fliegenden Verbänden ausgekämmt und diese Luftwaffensoldaten der Fallschirmjägertruppe im Erdeinsatz zugeführt hatte. Der Ausfall dieser Soldaten wurde durch weibliches Personal ersetzt, die in Lehrgängen zu Flugzeugtechnikerinnen und allgemeinem Truppenpersonal geschult und eingesetzt wurden. Wir hatten inzwischen so viele Luftwaffenhelferinnen, dass wir schon das Putzplangeschwader genannt wurden.

Wir brauchten nicht mehr lange auf einen für uns ereignisreichen Tag zu warten. Es wurde befohlen, dass alle Flugzeugführer des Geschwaders in der Flugzeughalle anzutreten haben. Wir begaben uns mit sehr gemischten Gefühlen dorthin. Was sollte mit uns geschehen? Die Vermutung, dass eine Verlegung mit Flugzeugen nach Deutschland erfolgen könnte, war so gut wie ausgeschlossen, denn wir konnten auf Grund von Benzinmangel die Flugzeuge kaum bewegen. Die Frontlage und das restliche Trümmerfeld Deutschland ließ dieses auch nicht zu. In der Halle waren ca. 1000 Flugzeugführer angetreten.

Es wurde ein geheimer Aufruf von Reichsmarschall Göring verlesen, der die Flugzeugführer aufforderte, sich für einen geheimen Einsatz freiwillig zu melden, von dem es möglicherweise kein Zurück geben würde.

Wer sich melden oder nicht melden wollte, hatte ein Formular zu unterschreiben. Freiwillige hatten ein Testament zu machen. Bei dieser Bekanntgabe über ein Selbstopfer-Unternehmen hatte wohl jeder mit sich selbst zu kämpfen. Konnte überhaupt

zu dieser Stunde, als die Amerikaner über den Rhein vorgestoßen waren, die Russen startbereit waren, um auf Berlin vorzustößen, im Süden die Front zusammengebrochen war, die Deutsche Luftwaffe fast vernichtet war, Industrie und Städte in Schutt und Asche lagen, noch der Mut aufgebracht werden, sich für einen Totaleinsatz mit Opferung des Lebens zu melden?

Wer wollte aber als feiger Soldat abgestempelt werden? Der geleistete Eid als Soldat hatte wohl auch seine Berücksichtigung bei den meisten Flugzeugführern gefunden, sich freiwillig zu melden. Ein Kamerad, der sich nicht freiwillig melden wollte, sagte zu mir, dass er den Tod durch Selbstopferung nicht gegenüber seinen Eltern verantworten könnte. Es war denen, die sich nicht freiwillig meldeten, wohl bewusst, dass eine Abschiebung zur Infanterie bevorstand.

Inzwischen kamen Parolen auf, dass bereits Selbstaufopfer-Kommandos eingesetzt worden waren. Flugzeugführer, die sich mit Sprengstoff beladenen Flugzeugen auf besonders wichtige Ziele zu stürzen hatten und Rammjäger, die feindliche Bombenflieger zu rammen hatten. Später hat sich erwiesen, dass die Parolen der Wahrheit entsprachen.

Wir verblieben weiter in Wartestellung. Ganz überraschend war die Wahrheit durchgesickert, dass die für ein Selbstopfer-Unternehmen geforderte hohe Anzahl an Flugzeugen nicht zur Verfügung stand, sondern nur eine geringe Anzahl an Flugzeugen gestellt werden konnte.

Kurz danach kam dann der Befehl an das SG 104 zum Erdeinsatz im Großraum Berlin. Nun ging es bei uns sehr hektisch zu. Es musste uns erst klar gemacht werden, dass wir keine Luftwaffensoldaten mehr seien, sondern Infanteristen. Wir konnten auch für einen Erdeinsatz nicht richtig ausgerüstet

werden. Modernes Waffengerät und Material waren nicht vorhanden.

Schlechte Bekleidung, abgetragenes Schuhzeug wurde ausgegeben. Ganz zu schweigen von der Tatsache, dass wir im Erdeinsatz ungeübt waren. Am 11.04.1945 verließen wir mit dem Güterzug (Stärke 1.200 Mann), Aalborg West in Richtung Ostfront. Auf dem Flugplatz Aalborg waren Dänen beschäftigt und so konnte unsere Verlegung nicht geheim bleiben. Der dänische Widerstand hatte davon Kenntnis bekommen. Es kam zu Sabotageakten an den Gleisanlagen und wir benötigten 3 Tage bis zur deutschen Grenze. 3 weitere Tage Bahnfahrt dann noch bis in Nähe der Ostfront. (Großraum Berlin) Das Schlachtgeschwader 104 wurde in Luftwaffen-Regiment 6 umbenannt. Die Führung des Rgt. (1. und 2. Bataillon) übernahm ein Oberst von den Fallschirmjägern. Die russische Armee hatte bereits die Offensive auf Berlin begonnen. Wir wurden kurzerhand in den Einsatz geschickt, um die Russen aufzuhalten. Die Frage war aber, wie wir mit unseren Waffen, (zum Teil Gewehre aus dem 1. Weltkrieg, knapp an Munition, keine Granatwerfer), durchhalten sollten. Diese Frage beantwortete sich sehr schnell, denn das 1. Bataillon (3 Kompanien) wurde innerhalb von 2 Tagen aufgerieben. Das 2. Bataillon (3 Kompanien) hielt am Pinow-Kanal und Hohenzollern-Kanal, 8 Tage den Russen stand. Nach Rückzug und einem sinnlosen Gegenangriff über flaches, offenes Gelände im Feuer von Artillerie, Flugzeugen und russischer Infanterie, wurde es ebenfalls aufgerieben.

Von den 1200 eingesetzten Soldaten sind leider ca. 800 Soldaten, darunter viele junge Flugzeugführer, nicht aus dem Krieg zurückgekehrt.

[kolarom@yahoo.dk](mailto:kolarom@yahoo.dk)  
*Itzehoe, den 16.11.1997*

## ***Begegnung mit einem Menschen an einer anderen Welt***

*Max Brink*

Wer von uns damals in den Jahren des Krieges den hinweisenden Namen "Iwan" benutzte, meinte damit im Allgemeinen Russland oder die russischen Menschen. Sozusagen als "Begriffsverwandtschaft" verstanden. Dabei musste das nicht negativ gemeint sein. Genau so wenig, wie die Deutschen von den Österreichern als "Piefke", von den Franzosen als "Boche" oder den Niederländern als "Moffe" bezeichnet werden. Auch das muss nicht ausgesprochen abfällig gemeint sein. Der Name Iwan ist in Russland halt ein häufig vertretener Vorname. Daher hat man diese Bezeichnung wohl als Synonym für das Land und seine Bewohner ausgewählt.

In unserer kleinen Umgebung einer Flakstellung befanden sich im Krieg sechs russische Gefangene. Sie gehörten zu denen, die das Glück hatten, einerseits der Front entronnen, andererseits aber auch aus einem der großen und schlimmen Gefangenen-Lager in der Senne oder an anderer Stelle auf Anforderung militärischer oder ziviler Stellen ausgesondert worden zu sein. So waren sie dann in unserer Stellung gelandet. Zwei von ihnen trugen diesen häufigen Vornamen Iwan und wir unterschieden sie wegen ihrer konträren Körpergröße einfach mit "kleiner" und "großer" Iwan. Die anderen vier hießen Wassillj, Dimitrij, Alex und Sergej.

Sie hatten es angesichts der Tatsache, dass sie in Gefangenschaft waren, eigentlich gut bei uns. Am Tage konnten sie sich völlig frei bewegen Sie wären im Hinblick auf die sehr faire Behandlung auch dumm gewesen, einen Fluchtversuch zu unternehmen. In der Nacht wurde ihre Wohnbaracke versperrt und von Zeit zu Zeit vom Posten kontrolliert. Die Sechs gingen uns bei täglichen Verrichtungen wie Aufräumen, Gerätereinigen und sonstigen Tätigkeiten zur Hand. Da wir oben auf unserem Berg keinen Wasseranschluss hatten, musste das kostbare Nass von einer nahen Ansiedlung in Kannen und Eimern herangeholt werden. Auch dies gehörte zu den Aufgaben der Russen. Sie verrichteten diese Arbeit allein und ohne jede Begleitung.

Es hatte sich im Laufe der Zeit ein freundliches Zusammenleben herausgebildet, bei dem der eine den anderen achtete. Etwa nach der Devise: Wir kleinen Soldaten haben offensichtlich beide den Krieg nicht angezettelt, und so verrichtete jeder seine ihm auferlegten Pflichten., ohne sich gegenseitig als "Feind" zu betrachten. Wir erkannten hier mehr als einmal am Tag, dass der Feind nur der ist, dessen Persönlichkeit man als Mensch noch nicht kennenlernte, der weitab im Graben lag und schießen musste oder der in einem Panzer saß und unsichtbar war. Die von der deutschen Propaganda herausgestellten "Untermenschen" haben wir nie in diesen Gefangenen sehen können, im Gegenteil, es waren einfache Leute, mit deren Schicksal niemand von uns hätte tauschen mögen.

Sergej war für uns zuständig. Er war ein netter Bursche und absolut zuverlässig. Er hatte immer ein freundliches, lachendes Gesicht. Lesen und schreiben konnte er nicht. Das hatte er mit vier seiner Kameraden gemeinsam. Nur einer, der "kleine" Iwan, stellte eine Ausnahme dar. Doch bei ihm kehrte sich alles ins krasse Gegenteil um: Er war nicht nur kein Analphabet,

sondern hatte in Moskau Germanistik und Philosophie studiert. Damit hatten wir jemanden, der seinen Kameraden auch etwas kompliziertere Dinge übersetzen konnte. Der "kleine" Iwan sprach fließend deutsch.

Wie fast alle Menschen, die sich in einer Kriegsgefangenschaft befanden, waren unsere Gefangenen außerordentlich geschickt. Für Sergej war es überhaupt kein Problem, mit nassem Holz einen Kanonenofen in Gang zu bringen. Dazu benötigte er lediglich sein Taschenmesser. Das war praktisch sein größter Schatz. Mit ihm konnte er schnitzen und allerhand schöne Dinge anfertigen. Mit ihm als Werkzeug brachte er es auch fertig, aus dem Blech einer Konservendose ein kleines Scharnier für eine Holzklappe zu basteln.

Diese praktische Veranlagung glich das Handikap des Analphabeten zwar kaum aus, doch sie milderte diese Tatsache entscheidend. Probleme, die mit Befähigungen solcher Art zu tun hatten, gab es bei Sergej so gut wie gar nicht. Manchmal hatte man das Gefühl, einem Waldmenschen gegenüber zu stehen. Einem Wesen, das mit großer Wahrscheinlichkeit Wochen oder Monate allein und ohne jede Hilfe fertig würde. Demgegenüber stand seine Einfältigkeit und die völlige Abstinenz zu technischen Dingen oder modernen Errungenschaften. Er hatte nie vorher ein Radio gekannt, noch nie einen Film gesehen. Und bei den meisten Kameraden war dies kaum anders. Diese Einfalt hatte eines Tages zur Folge, dass aus unserem Vertrauensverhältnis ein zusammenstürzendes Kartenhaus wurde.

Durch dienstliche Obliegenheiten war ich gehalten, mittels eines tragbaren, batteriebetriebenen Rundfunkempfängers auf einer bestimmten Sonderfrequenz geheime Mitteilungen und Hinweise abzuhören. Da hierfür bestimmten Zeiten vorgesehen waren, konnte es durchaus vorkommen, dass mit dem

speziellen Gerät zu anderer Zeit auch Radiosendungen empfangen wurden.

Eines schönen Sommertages trat ich mit dem Empfänger unter dem Arm vor unsere Befehlsstelle, in angenehmer Stimmung flotte Musik hörend. In diesem Moment kam Sergej über den Hauptweg auf mich zu. Als er erkannte, was hier vor sich ging, oder besser, als er dieses nicht zu begreifen im Stande war, wurde er leichenblass. Er konnte einfach nicht verstehen, welch Teufelszeug ich da unter dem Arm trug und wieso dort so laute Musik herauskam. Noch dazu ohne jede Kabelverbindung. Es war das erste Mal, dass ich Sergej nicht in sein sonst permanent lachendes Gesicht sehen konnte. Er war ernst geworden, ängstlich zumal. Er rief total verschreckt noch laut meinen Namen, drehte sich um und lief zurück in seine Baracke. Es war als sei Satan persönlich hinter ihm her.

An den folgenden Tagen blieb Sergej "in Deckung". Er vermied es, mir über den Weg zu laufen. Und weil mir der Vorfall doch ein wenig leid tat und ich ihm gern etwas mehr über dieses - zugegeben, auch für uns noch recht ungewohnte - Phänomen erzählen wollte, hätte ich ihm gern seine Ängste genommen. Doch ich bekam ihn zunächst einmal nicht mehr zu sehen. Der Waldmensch wurde deutlich, nämlich durch Verborgenheit.

Wenige Tage später ergab es sich, völlig unabhängig von diesem Vorfall, dass ich mit meinem Fotoapparat einige Aufnahmen aus unserer Umgebung und unserem Alltag machte. Dabei wollte es nun wirklich der Zufall, dass Sergej hinter einer Gerätebaracke hervortrat, während ich gerade an dieser vorbeiging. Spontan wollte ich mich ihm wieder freundlich zuwenden indem ich den Apparat hochnahm, um ein Foto zu machen. Aber dies war wohl das Dümme, was mir passieren konnte. Sergej muss wieder unmittelbar an den

Teufel gedacht haben, der es auf ihn abgesehen hatte. Nun sollte er auch noch fotografiert werden. Das war einfach zuviel der modernen Welt für ihn. Er drehte sich sofort um und rannte weg. Der etwa 25jährige Mensch verhielt sich wie ein Kind, noch dazu wie ein völlig unerfahrenes. Und in diesem Stadium muss er sich auch wohl irgendwie befunden haben.

Es ist nicht einfach, sich in das Wesen und die Gefühle eines Menschen hinein zu versetzen, der so ganz anders aufgewachsen ist. Schon gar nicht, wenn man selbst noch relativ jung und wenig erfahren ist. Das Erlebnis war mir eine Lehre, auch wenn ich damals vielleicht noch nicht das richtige Verständnis für jenes Verhalten aufbringen konnte. Eine Lehre insofern, als ich im späteren Leben, wenn auch nicht in so krasser Form, so aber doch manche Situation erlebte, die meine Entscheidungen, in Erinnerung an diesen russischen Gefangenen, beeinflussen konnten. Auf Menschen zuzugehen mit Feingefühl, ihn nicht zu erschrecken oder gar zu verletzen.

Wenige Tage nach diesen Vorfällen bekamen wir neue Aufgaben. Die Gefangenen blieben zurück.

Ich habe Sergej nicht wiedergesehen, aber ich habe mich noch oft an den Waldmenschen erinnert.

*maxbrink@osnanet.de*

## ***Der Zug der Schulzeit***

*Max Brink*

### **Über eine Jugendliebe**

An jedem Morgen war es so. In jeder Woche und jedem Monat, mit Ausnahme der Ferien. Es war nur ein kurzer Weg vom Haus seiner Eltern zum Bahnhof. In dem kleinen beschaulichen Ort, in dem es kein Gymnasium gab, war diese tägliche Bahnfahrt für ihn und seine Mitschüler erforderlich.

Es war eine Nebenstrecke, auf der das alte Dampfross sich mit Pfeifen und Rumpeln durch die grüne Landschaft quälte. Wenn die vorsintflutlichen Waggons an der Station hielten, traf der Junge weitere Freunde, die bereits an der vorigen Haltestelle eingestiegen waren. In den alten Wagen nahmen sie gewöhnlich auf den Holzbänken Platz, oder sie standen bei besserem Wetter draußen auf der offenen Plattform. Fünf Stationen waren es bis zur Stadt. Und dort ging es auf Schusters Rappen weiter bis zur Schule. Manchmal verspätete sich der Zug ein wenig. Dies wurde von allen gern genutzt, um die erste Unterrichtsstunde zu versäumen. Wenn man entsprechend bummelte, so blieb die Ausrede, dass sich der Zug verspätet habe, doch eine bestimmte Art von Wahrheit. Zwar kam man am Mittag etwas später als die Stadtkinder wieder in die Nähe von Mutters Kochtopf, doch wie das so ist: Alles im Leben gleicht sich aus.

So waren die Vor- und Nachteile des Fahrschülerdasein gleichmäßig verteilt. Vielleicht, so dachte eines Tages der Schüler Felix, vielleicht überwiegen aber auch die Vorteile. Wann nämlich hatten seine Mitschüler aus der Stadt eine so günstige Gelegenheit, die Mädchen des Lyzeums, die ebenfalls mit der alten Eisenbahn fuhren, kennen zu lernen und oft in ihrer Nähe zu sein?

Jeden Morgen und jeden Mittag fuhren eine ganze Reihe von Mädchen mit. Besonders bei schönem Wetter standen sie gemeinsam mit den Jungen auf den äußeren Plattformen der Waggons. Von den jungen Reisenden schienen sowohl die einen als auch die anderen diese aufregende Nähe zu genießen.

Felix hatte schon seit einiger Zeit ein Auge auf ein blondes Mädchen mit Zöpfen geworfen, deren reizendes Gesicht ihm besonders gefiel. Immer wenn sich ihre Blick trafen, schlug das Mädchen die Augen nieder. Wollte sie nichts mit ihm zu tun haben? Die leichte Röte in ihrem Gesicht deutete mehr auf das Gegenteil hin, aber die Schüchternheit war stärker. Auch Felix war befangen und wagte in den ersten Tagen, da er dem Mädchen Beachtung schenkte, nicht, es anzusprechen. Ein Junge aus der Klasse, Günter, machte manchmal recht dumme Bemerkungen, die für Felix und das Mädchen zwar vielsagend, aber ebenso peinlich waren. Es gibt eben immer wieder Wichtigtuer, dachte Felix, die im falschen Moment Spott anzubringen versuchen.

Zweimal war Felix nach dem Aussteigen aus dem Zug mit einigem Abstand hinter dem Mädchen hergegangen. Sie hatten, bis zu einem bestimmten Punkt, den gleichen Heimweg. Während Felix an einem Krämerladen nach rechts abbiegen musste, ging das Mädchen auf der Straße weiter geradeaus. Gewöhnlich freute sich Felix in diesen Tagen auf seinen morgigen Schulweg.

Auf einer der nächsten Heimfahrten von der Stadt, bat Felix dann seinen Freund Walter, einmal heraus zu bekommen, wie dieses blonde Mädchen heißt. Walter war immer ein Genie, wenn es um detektivische Arbeit ging. Und richtig, Walters Spürsinn trug Früchte. Während der Zug an einer Weide entlang fuhr, auf der sich mehrere Pferde ein Galopprennen lieferten und alle durch dieses Schauspiel abgelenkt wurden, bückte sich Walter zu der am Boden stehenden Büchertasche des Mädchens und las auf der dort anhängenden Plakette ihren Namen. Walter flüsterte Felix zu: »Sie heißt Thea Wienert.«

Am nächsten Morgen fasste sich Felix ein Herz. Als das Mädchen im letzten Moment im Laufschrift am Zug ankam, sprang sie dort, wo Felix stand, auf die offene Plattform des letzten Wagens. Felix half ihr, indem er ihre Tasche ergriff und es dann mit Handschlag begrüßte: »Guten Morgen Thea!« Sie lächelte in an: »Guten Morgen Felix, danke!«

Der Junge wurde nachdenklich. Sie kannte also längst seinen Namen und er fragte sich, warum er nicht schon früher so reagiert hatte? Aber so günstig war die Gelegenheit, die er heute beim Schopfe gefasst hatte, niemals vorher.

Es war an diesem Morgen eine besonders schöne Fahrt zur Schule. Für beide war dies so. Sie unterhielten sich frei und so fühlten Thea und Felix sich auch. Manchmal kamen die Worte etwas mühsam an, denn alles war so neu und so unwahrscheinlich interessant, aber das Eis war gebrochen, ihr kleines bisschen Mut wurde belohnt.

Mittags, als sie zurückkamen, ging Felix mit ihr gemeinsam vom Bahnhof weg. Und er bog auch nicht beim Krämerladen rechts ab, sondern ging noch einige hundert Schritte mit ihr bis vor das Haus, in dem das Mädchen Thea wohnte.

Diese halbstündigen Bahnfahrten und der Heimweg waren für die beiden in der folgenden Zeit immer sehr schön. Sie erzählten sich von der Schule, von den schwierigen Fächern und davon, dass Thea im Sportverein Handball spielte und gern Schwimmen ging. Hier trafen sich die gemeinsamen Interessen und so sah man beide in der nächsten Zeit öfter in der Schwimmhalle der Stadt wieder, auch wenn sie dadurch noch einen Zug später in den Heimatort zurückkamen.

Es wurde und blieb eine schöne Jugendfreundschaft. Bis sie sich aus den Augen verlieren sollten. Felix zog mit seinen Eltern in eine südliche Stadt des Landes und er begann nach dem Abitur ein Studium. Als sie sich trennen mussten, hat Thea ihm noch ein Geheimnis verraten:

An jenem Morgen, als sie fast den Zug verpasste und Felix ihr beim Einsteigen half, hatte sie längst vorher hinter einem Pfeiler am Bahnhof gestanden und beobachtet, auf welcher Plattform sich Felix befand.

»Eigentlich wollte ich das nie sagen, aber jetzt, da wir uns trennen, wollte ich fair sein und es dir verraten!«

Felix freute sich über ihre Aufrichtigkeit, und er war glücklich darüber. Es war eine schöne Freundschaft gewesen.

Felix und Thea haben sich nie wiedergesehen, aber beide haben sich auch wohl nie ganz vergessen.

*maxbrink@osnanet.de*

## ***Das Flammenmeer***

*Max Brink*

*Was in 700 Jahren erbaut wurde, brannte in 12 Minuten ab.*

### **Wilder Mann**

*(Der Geschichte erster Teil)*

Im späten Mittelalter, genauer gesagt im Jahre 1418, wurde in der Stadt Hildesheim am alten Markte das erste Fachwerkhaus errichtet. Ein Haus des Ackerbürgers war es und die Menschen, die in ihm leben durften, waren selbstbewusst und voller Freude. Sie waren Handwerker und mit Recht stolz auf das Geschaffene.

Wenig mehr als hundert Jahre später stand ein junger Zimmergeselle vor eben diesem wunderschönen Haus und konnte sich nicht Sattsehen. Inzwischen waren schon viele weitere Fachwerkhäuser gebaut worden.

Der Geselle hieß Johannes Loseweck. Er war seiner Zunft entsprechend auf der Wanderschaft und kam von der Marienburg her durch das Goschentor in die Stadt. Seinem letzten Meister hatte er einige Wochen lang in Duderstadt gedient. Dort hatte er viel dazugelernt, vor allem, das Zimmern der Fachwerkgiebel und -dächer.

Einige seiner Meister hatten ihm den wilden Mann beigebracht und nun wusste Johannes genau, auf was er beim Zimmern dieser wichtigen Dachkonstruktion zu achten hatte.

Johannes sah die vielen schönen Häuser der Bürger und wünschte sich sehr, hier ein wenig bleiben zu dürfen. Nach einigem Fragen fand er den Zimmermeister Moritz Wolters. Ein angesehenener Mann, wie man Johannes in der Stadt erzählt hatte. Er klopfte nach der Mittagszeit an die Tür des Hauses und bat um Einlass. Der Meister hatte ein Stündchen geruht und war gerade im Begriff, auf dem Zimmerplatz bei den Gesellen nach dem Rechten zu sehen.

Wie es sich gehörte, sagte Johannes seinen Spruch auf und wünschte dem Meister und seiner Familie Gottes Segen. Er bat um Arbeit, so diese denn vorhanden sei, oder um ein Nachtquartier und eine Wegzehr, wenn er denn morgen weiterziehen müsse.

Meister Wolters ließ sich erzählen, woher er komme und wohin er denn schon überall gewandert sei.

Johannes stammte aus Freiburg im Breisgau. Er war vom Süden her durch das ganze Land gezogen. Im Hessischen hatte er es sogar länger ausgehalten, aber das hatte wohl ein wenig mit dem hübschen Töchterchen seines dortigen Meisters zu tun gehabt. Überall habe er dazugelernt und er war stolz, dem Meister Wolters über die Unterschiede des Handwerks, die er in den vielen Landstrichen erfuhr, erzählen zu können.

Moritz Wolters gefiel der junge Mann und auch das, was er zu berichten wusste. Dass er sein Handwerk schon gut verstand, war ohne Zweifel zu erkennen. Er müsste sein Können nur einmal gründlich in der Praxis zeigen.

»Kannst du den wilden Mann?« Wolters sah ihn bei dieser Frage scharf an.

Johannes lächelte und er war um die Antwort nicht verlegen: »Ja, Meister, ich habe ihn zuletzt in Duderstadt gezimmert und vorher schon einige Male im Odenwald und im Thüringischen.«

»Dann weißt du ja wohl auch, wie genau diese wichtigen Stützen des Stuhles gearbeitet werden müssen.«

»Gewiss Meister, es kann das Wichtigste im ganzen Dachstuhl sein.«

»Merk dir Johann, es ist das Wichtigste! - Du bleibst also?« fuhr der Meister fort. Johannes nickte erfreut.

»So geh' in die Küche zur Magd und lass dir zu Essen geben, du wirst hungrig sein vom Weg. Bring dann dein Bündel auf die Gesindestube und komm alsbald zum Bau des Bürgers Engel in den Katthagen.«

So gut war Johannes schon lange nicht empfangen worden. Er nahm sich vor, sein Bestes zu geben und fleißig und gewissenhaft sein Handwerk zu üben.

Auf dem Bau im Katthagen begann seine Arbeit am Ständerwerk der Wände. Hier wurde das heimische Holz der umliegenden Wälder genutzt, gut abgelagerte Eiche. Es gefiel Johannes beim Meister, bei dem noch zwei weitere Gesellen schafften.

Abends nach dem Essen nahm ihn der Meister beiseite.

»Ich sah heute Nachmittag deine Arbeit und finde sie gut. Du stellst dich geschickt an und scheinst unser Handwerk zu verstehen. Mach weiter so, denn wir werden in wenigen Wochen eine wunderbare Aufgabe bekommen.«

Dann erzählte der Meister ihm von seinem neuen Auftrag, den er vor wenigen Tagen von der Zunft der Fleischer erhalten hatte. Meister Wolters sollte vor dem bisherigen Amtshause der Fleischer ein neues und großes Fachwerkhaus errichten, das sie das »Knochenhauer Amtshaus« nennen wollten. Er ging noch weiter über seine Erzählung hinaus und zeigte Johannes verschiedene Aufrisse des geplanten Hauses.

Der Meister war sehr stolz auf das Vertrauen, das man ihm von den Knochenhauern entgegenbrachte. Und er war begeistert von diesem Entwurf, an dem er selbst tüchtig mitgewirkt hatte.

»Sieh dir nur einmal diesen himmelhoch aufragenden Giebel an«, sagte er zu Johann, »und die einzelnen Geschosse, die spielerisch übereinander vorkragen.«

»Als wenn die Erdschwere nicht vorhanden ist«, meinte Johannes.

»Genauso sieht es aus und es wird eine schwere Arbeit sein, aber sie wird uns gelingen«, und Moritz Wolters fügte träumerisch hinzu, »vielleicht wird es das Schönste, was ich in meinem Leben bauen durfte.«

»Und was wird im Torbalken stehen?« Johannes wollte immer schon vorher wissen, welche Inschriften über dem Eingang einzuschlagen waren. Er hatte schon oft an solchen Runen mitarbeiten dürfen.

»Das ist noch nicht fest bestimmt, aber es wird dabei gewiss ein anno 1529 sein.

Der Meister ahnte damals noch nicht, wie Recht er mit der Vermutung haben sollte, dass dies das denkwürdigste Haus werden würde, das er in seinem Leben errichten durfte. Moritz Wolters schickte sich mit seinen Gesellen an, das schönste Fachwerkhaus der Welt zu bauen.

## **Das Amtshaus**

*(Der Geschichte zweiter Teil)*

Da war der kleine Junge, der 400 Jahre nach der vorherigen Erzählung in Hildesheim geboren wurde.

In einer Stadt, in der es im Laufe der Jahrhunderte wohl an die 700 herrliche Fachwerkhäuser gab und die man in Deutschland gewöhnlich »Das Nürnberg des Nordens« nannte. Eine unwiderlegbare Bezeichnung.

Es waren viele unverfälschte gotische Ackerbürgerhäuser darunter. Neben den hohen Toreinfahrten für die Erntewagen lagen die Wohn- und Schlafräume, Diele und Küche. Darüber befanden sich, zum Ausgleich der hohen Einfahrten, die niedrigen Zwischengeschosse mit den Kammern für das Gesinde. Erst darüber folgte das Obergeschoss, das nach der Straßenseite hin überragend erbaut war. Man nannte das vorgekragt.

Zwischen diesen schönen Häusern wuchs der Junge auf. Oft sah er sich die glanzvollen Schnitzereien in den Balken an, die

bis zu verschwenderischer Bildfülle gingen und den zunehmenden Reichtum der Stadt ausdrückten.

Doch das Schönste, woran er sich immer wieder erfreute, war das Knochenhauer Amtshaus, von dem ihm seine Mutter erzählte, dass es das schönste Fachwerkhaus der Welt sei. Oft hat er davor gestanden und auf dem Marktplatz am Rolandbrunnen die vielen Tauben des alten Marktes gefüttert. Die zutraulichen Tiere saßen auf seiner kleinen Hand und pickten die Körner ohne Angst. Sie gehörten zum Markt, wie das Rathaus, das Tempelherrenhaus, das Wedekindhaus und vor allem das Knochenhauer Amtshaus.

Und es hatte immer einen besonderen Anflug von Stolz ob des Prädikates, das ihm auf der ganzen Welt zuteil wurde. Würde strahlte es aus. Man sah ihm an, mit welchem großen Können vor 400 Jahren einmal die tüchtigen Handwerker, die Zimmerleute des Meisters Wolters, dieses Werk geschaffen hatten.

Und man las innerhalb der Inschriften in den Giebelbalken das anno 1529, das der Zimmergesell Johannes Loseweck damals als Belohnung für sein besonderes Können dort einschlagen durfte.

## **Abgrund der Zeit**

*(Der Geschichte dritter Teil)*

Vom zweiten bis zum dritten Teil der Kunde vergehen kaum mehr als zehn Jahre.

Ein Abgrund tat sich am schlimmsten Tag für die Geschichte einer Stadt auf. Es war ein warmer Frühlingstag, wolkenlos und voll lauer Winde. Es war der 22. März 1945, um die Mittagszeit.

Die Bomber kamen aus dem Westen. 300 Lancastermaschinen der britischen und kanadischen Luftwaffe. In ihren Flugkarten stand als Deckname für Hildesheim der Ziel-Code »Finnock«. Diesen Punkt flogen sie an. Und sie warfen 1063t Bomben auf das Zentrum dieser mittelalterlichen schönen Stadt.

Zwischen 13.13 Uhr und 13.26 Uhr wurde fast alles ausgelöscht. Über 1000 Menschen starben. In 13 Minuten war Hildesheim verbrannt. In nicht einmal einer Viertelstunde versanken die 700 Fachwerkhäuser in ihren Erinnerungen. Allen voran das schönste Fachwerkhaus der Welt, das Knochenhauer Amtshaus.

Und während eine Todeswolke aus Brand und Rauch zu einer Höhe von 5000 Metern anwuchs, vermerkte einer der abfliegenden Piloten in seinem Lancasterbomber: »Ein leichter Trip.« Und ein anderer fand, »it was a good show.«

Thomas Mann sagte zu diesem und zu anderen schwarzen Tagen wenige Tage später:

»Zuletzt ist das deutsche Unglück nur das Paradigma der Tragik des Menschseins überhaupt. Der Gnade, deren Deutschland so dringend bedarf, bedürfen wir alle.«

Es fiel damals schwer, daran zu glauben, dass Hildesheim sich von diesem Absturz je wieder erholen würde und noch einmal zu einem lebendigen Gemeinwesen mit kulturellem Mittelpunkt erblühen könnte.

Und doch ist es Wirklichkeit geworden. Phönix hat sich aus der Asche erhoben. Und es soll zum Abschluss der drei Teile der Kunde nicht versäumt werden, daran zu erinnern, dass es nach weiteren 40 Jahren gelungen ist, selbst das Knochenhauer Amtshaus nach ursprünglichen Plänen und Fotografien in seiner alten Pracht und Schönheit wieder aufzubauen.

Ein äußeres Zeichen dessen, was Menschen trotz allem Leid vermögen und als Mahnmal dafür, dass wir niemals je wieder vor solchen Abgründen stehen dürfen.

*maxbrink@osnanet.de*

## ***Jahre nach dem Krieg meldet ein Mann die Lage eines Blindgängers***

***Er hörte es in den Abend-Nachrichten.***

*Max Brink*

In der westfälischen Stadt Rheine war am Nachmittag eine Bombe explodiert. Ein Blindgänger aus dem zweiten Weltkrieg. Ein schreckliches Ereignis, denn ein Bauarbeiter war bei diesem Unglück um sein Leben gekommen. Es war ein Toter zu viel.

Was war geschehen?

In der Stadt wurde ein neues Geschäftszentrum geplant. Direkt gegenüber vom Bahnhof. Die Vorarbeiten für dieses Objekt waren mit den Ausschachtungsarbeiten und der Trümmerräumung in vollem Gang. Einige Häuser des engeren Stadtkerns mussten diesen Planungen weichen. Es waren alte Häuser und auch ehemals bebaute Bereiche, die nach den Kriegsschäden unbedingt einer Erneuerung bedurften.

Bei diesem Wiederaufbau passierte es. Ein Baggerfahrer traf auf die im Bauschutt steckende Bombe. Sie war dort vor über 30 Jahren abgeworfen worden, um den Verkehrsknotenpunkt der Bahnanlagen zu treffen. Sie war, nicht detoniert, als Blindgänger jahrzehntelang unentdeckt geblieben. Der Sprengkörper hatte einen Säurezünder, der durch die

Berührung aktiviert wurde und im gleichen Moment explodierte.

Als der Mann abends diese Meldung hörte, spürte er plötzlich ein beklemmendes Gefühl. Unheilvolle Gedanken gingen ihm durch den Kopf. Er dachte an den toten Menschen, der so sinnlos hinweggerafft wurde, der sein Leben verlor, während er fleißig und friedlich seiner Arbeit nachging.

In dieser Nacht schlief der Mann sehr unruhig. Am Morgen wurde er nach der Zeitungslektüre erneut an das schreckliche Ereignis in Rheine erinnert.

Er konnte sich einfach nicht auf den Tag konzentrieren. Er spürte sein Gewissen. Es war da etwas, das ihn ermahnte, das ihn wieder einmal an den Krieg erinnerte.

Wusste er doch ebenfalls von einer nicht detonierten Bombe. Damals, in den Märztagen 1945, kurz vor dem Ende des grausamen Krieges hatte er es erlebt. Er kannte sogar die genaue Stelle an der sie möglicherweise heute noch liegen würde. Zwar waren die äußeren Umstände dort völlig anders. Nicht in einer eng bebauten Stadt lag dieser Sprengkörper, sondern im freien Feld eines bäuerlichen Anwesens. Es konnte nicht angenommen werden, dass ein Bagger sie berührte. Doch wer wusste schon, ob nicht der Bauer mit seinem Pflug jahrzehntelang über sie hinweggegangen war?

Oder hatte sich dort nach so vielen Jahren vielleicht alles verändert? Waren dort gar keine Felder und Wiesen mehr? Fragen, die er sich plötzlich stellte.

In den vielen Jahren hatte er sie vergessen, diese Bombe. Er war sich der Tatsache nicht mehr bewusst gewesen. Er hatte sie

nicht mehr für besonders wichtig gehalten. Es wurde sozusagen darüber hinweggelebt. Schließlich waren Abertausende Bomben gefallen. Es war vorbei, der Krieg lag glücklicherweise lange hinter den Menschen.

Und in diese Gedanken mischte sich für ihn die Frage: War der Krieg eigentlich für alle Menschen vorbei?

Der Mann erkannte, dass es zumindest gestern einen Menschen gegeben hatte, für den immer noch Krieg war - und der diesen (Nach)krieg nicht überlebt hatte.

Er spürte das Gewissen. Es klopfte an! Plötzlich drängte sich die Frage in seinen Kopf: »Wenn es nur einen gegeben hat, der auch nur eine vage Ahnung von dieser Bombe in Rheine besaß, was würde in diesem Menschen vorgehen? Was müsste in ihm vorgehen!«

Er dachte plötzlich nicht mehr länger darüber nach, griff zum Telefon, wählte kurzerhand den Anschluss des Bombenräumkommandos Münster und ließ sich mit dem Leiter verbinden. Nach kurzer Unterrichtung verabredete man sich und traf sich zwei Tage später am Bahnhof Raestrup-Everswinkel zwischen Telgte und Warendorf.

Dort, wo die Bundesstraße 64 und eine Bahnlinie so einträchtig unmittelbar nebeneinander verlaufen, dort war auch gegen Ende des Krieges ein reger LKW- und Bahnverkehr am Tage und bei Nacht zur Versorgung der Menschen unterwegs gewesen.

Um diesen Verkehr gegen die fast täglichen Jagdbomberangriffe der US-Airforce zu schützen, hatte man so genannte Straßenjagdzüge als Flugabwehr beiderseits der Verkehrsader eingerichtet. In kurzen Abständen wurden diese

von der einen in eine neue Stellung verlegt. Letzteres deshalb, weil die amerikanischen Piloten immer sehr schnell heraus hatten, wo sie sich bei ihren Tiefangriffen auf bewegliche Ziele in besondere Gefahr begaben.

Die Gedanken des Mannes gingen zurück zum 22. März 1945. Er hatte jenen Tag immer als seinen zweiten Geburtstag gesehen. Denn an diesem sonnigen Frühlingstag wurde besagte Geschütz-Stellung in einen entscheidenden Luftangriff verwickelt und von zwei Lightning-Bombern mit Bordwaffen und Raketen-Splitterbomben attackiert. Der Umstand, dass dies gegen Mittag geschah, und er sich freiwillig gemeldet hatte, um im naheliegenden Bauernhof für die Versorgung seiner Kameraden Kartoffeln zu schälen, rettete ihm das Leben. Sein Kamerad, der ihn an der Kanone vertreten musste, kam bei diesem Angriff um.

Das war damals, als Krieg war und seine grausamen Gesetze herrschten. Aber was war das gegen heute, was war das gegen die Bombe von Rheine, die Bombe im tiefsten Frieden?

Heute traf man sich also zum verabredeten Zeitpunkt in Raestrup und ging zu Fuß am Bauernhof vorbei in die Felder, in denen damals die Geschütz-Stellung eingebaut war. Nach einer kurzen Orientierung konnte der Mann mit großer Sicherheit aus der Richtung des Bauernhofes kommend die Stelle ausmachen, um die es sich heute handeln musste.

Natürlich wollten die beiden Fachleute wissen, weshalb der Mann so genau von der Lage der Bombe überzeugt war. Das war einfach zu erklären. Die Jagdbomber trugen unter den Tragflächen Raketen-Splitter-Bomben, die, wegen des Gleichgewichtes, nur paarweise abgeschossen werden konnten. Zwei dieser Bomben gingen kurz vor einem Geschütz im

Ackerland nieder, aber nur ein Detonationstrichter wurde entdeckt. Die zweite Bombe explodierte nicht.

Inzwischen war man an besagter Stelle angekommen. Korn stand kurz vor der Ernte auf dem Acker. Und noch etwas hatte die nähere Umgebung völlig verändert. Drei Bungalows waren entstanden. Nur wenige Meter von der vermuteten Stelle entfernt. Die beiden Männer vom Kampfmittelbeseitigungsdienst vermaßen die Stelle und brachten einige Kennzeichen an. Sie wollten, sofort nach der Kornernte, die Bombe suchen und räumen.

Der Mann war letztlich doch froh, die Verantwortung los zu sein und sein Wissen gemeldet zu haben. Bevor man zum Auto zurückging um sich zu verabschieden, bekamen die drei Männer auf dem Feldrain noch etwas geboten, was sie zu kopfschüttelndem Schmunzeln verführte.

Vor dem mittleren Bungalow machte sich seit geraumer Zeit die Frau des Hauses bemerkbar. Sie versuchte zwar peinlich ihre Neugierde zu verstecken, fragte dann aber doch beiläufig:

»Kann ich ihnen helfen?«

Die Männer bedankten sich, sie wollten eigentlich keine Antwort geben, um die Menschen hier nicht zu beunruhigen. Etwas später trat die Frau abermals aus dem Haus, um eine Matte auszuklopfen. Und natürlich konnte sie eine weitere Frage nicht unterdrücken:

»Ist etwas Besonderes?«

Wieder ein höfliches aber bestimmtes: »Nein, danke sehr«. Schließlich, als die Herren sich gerade endgültig zurückziehen wollten, brach es voll aus ihr heraus:

»Aber was machen sie denn hier?«

Da war es den Männern genug, und sie entschlossen sich, der Frau die Wahrheit zu sagen:

»Hier liegt eine Bombe aus dem zweiten Weltkrieg!«

»Wo liegt die Bombe?«

»Nur wenige Meter von ihrem Haus entfernt.«

»Ach so, nur eine Bombe. Und ich dachte schon sie wollen womöglich eine neue Straße vermessen!«

Konsterniert blickten sich die Männer an. Da hatten sie befürchtet, die Frau mit der Hiobsbotschaft zu erschrecken und in Unruhe zu bringen, wenn man ihr die Wahrheit sagte. Immerhin wäre es sehr naheliegend gewesen, wenn sie nun in Sorge gewesen wäre um ihre Familie, um das schöne neue Haus und um vieles mehr. Statt dessen war sie erleichtert.

Ihre Sorgen waren verflogen, der Verdacht, man könnte hier eine neue Straße planen, hatte sich erledigt. Was mag ihr vorher alles durch den Kopf gegangen sein? Eine neue Straße, neue Häuser, neue Menschen, Fremde, vielleicht sogar welche, die nicht zu ihnen passen oder die wer weiß wo herkamen.

Nun war es gut, sie war der Ängste ledig. Denn neben ihrem Haus lag ja nur eine Bombe!

*maxbrink@osnanet.de*

## *Der Vater eines kleinen Mädchens fällt in Polen*

*Annegret Kronenberg*

Es war Anfang Dezember 1944, der letzte Kriegswinter. Vor Kälte schlotternd, mit rotgefrorenen Wangen, stürmte ich ins Haus, um mich ein wenig aufzuwärmen. Als ich händereibend die sonst so heimelige Wohnküche betrat, schlug mir eine ungewohnte Kälte entgegen. Etwas Bedrückendes lag in der Luft.

Statt meiner Mutter stand eine Nachbarin am Küchenherd und machte sich dort zu schaffen. Meine Mama, die hochschwanger war, saß mit ihrem unförmigen Leib am Küchentisch und hatte den Kopf auf ihre Hände gestützt. Beide Frauen schnupften und weinten in ihre Taschentücher. Erschreckt lief ich zu meiner Mutter und fragte sie: »Mama, warum weinst du?« Sie brachte kein Wort heraus, nahm mich nur schweigend in ihre Arme und drückte mich fest an sich. Ich spürte, wie ihr Leib von ihrem heftigen Schluchzen erschüttert wurde und ihre heißen Tränen meine kleinen, verfrorenen Hände netzten. Ungeduldig bohrte ich weiter: »Sag' doch, Mami, was ist geschehen?« Da nahm mich die Nachbarin zur Seite und erklärte mir, es sei ein Päckchen mit einem Brief angekommen, in dem uns mitgeteilt wurde, dass mein Vater in Polen gefallen sei und sie deshalb so traurig wären. Diese Worte trafen mich wie Peitschenhiebe.

Dass Soldaten im Krieg fielen, war etwas, das man jeden Tag zu hören bekam. Ich hatte mir nie viel Gedanken darüber gemacht. Jetzt wurde mir zum ersten Mal bewusst, was das bedeutete. Mein geliebter Vater war tot, in Polen gefallen. Mit

Polen brachte ich sofort Kälte, Schnee und Grausamkeiten in Verbindung. Irgendwann hatten Flüchtlinge, die einmal kurz bei uns untergebracht waren, davon erzählt. Aber "gefallen", das hieß doch, mein Papa würde nie wieder zu uns zurückkehren. Mein Papa, der Fremde. Gerade in seinem letzten Fronturlaub hatte ich ihn liebgewonnen, hatte begriffen, was Papa hieß.

Vor seiner letzten Abreise hatte er auf dem Bahnsteig meiner Mutter die bange Frage gestellt: »Was meinst du, werde ich zurückkommen?« Und Mutter hatte ganz spontan erwidert: »Natürlich kehrst du zu uns zurück!« Wieso konnte dann so etwas Furchtbares geschehen? Es konnte doch nicht auf einmal alles vorbei sein. Und mein langersehntes Geschwisterchen, er würde es gar nicht sehen können. In meinem kleinen Kopf schwirrten die Gedanken wie aufgescheuchte Vögel durcheinander.

Dann fiel mein Blick auf das offene Päckchen auf dem Küchentisch. Ein Feldpostpäckchen, wie ich es schon häufig gesehen hatte. Obenauf lag aufgeschlagen Vaters Brieftasche. Ich sah darin ein Foto von meiner Mutter und mir. Es war, wie die Brieftasche, durchschossen und total mit angetrocknetem Blut verschmiert. Ich wagte nicht, es anzurühren. Mir war ganz übel, ich fühlte mich elend und allein. Meine Augen füllten sich mit Tränen. Wie betäubt stellte ich mich ans Fenster und starrte in den weißen Schnee, in dem ich gerade noch so fröhlich getobt hatte.

Wie schön hatte der Tag doch begonnen! Schon in der Nacht hatte es zu schneien angefangen, und am Morgen fielen immer noch dicke Flocken vom Himmel. »Es schneit, es schneit!« hatte ich ausgelassen durch das Haus gejubelt und vor Freude in die Hände geklatscht. Im Nu hatte ich mich warm eingemummelt und mich mit meinem Dackel in die weiße

Pracht gestürzt. Der Hund hatte sich erst an die veränderte Landschaft gewöhnen müssen. Mit seiner langen Schnauze hatte er sich wie besessen durch die weiße Masse gepflügt.

Aus der Scheune hatte ich unter altem Gerümpel meinen Schlitten hervorgeholt. Er stammte noch aus Vaters Kindertagen. Mit Schmirgelpapier hatte ich die verrosteten Kufen ein wenig blankgerieben und Heidewitzka! Auf ging's! Inzwischen hatten sich meine Freundinnen aus der Nachbarschaft eingefunden, und wir vergnügten uns in dem Schneeestöber. Es war ein besonders ruhiger Vormittag gewesen, ohne Fliegeralarm und beängstigenden Flugzeuggeräuschen in der Luft.

Natürlich hatten wir auch einen großen Schneemann gebaut. Um ihn mit Augen, Mund und einer Knopfleiste auf dem Bauch auszustatten, hatten wir ein paar Kohlen stibitzt, die damals Mangelware waren. Als Nase hatte eine lange, rote Rübe gedient. Dann fehlten ihm nur noch Hut und Schal. Durch die Hintertür hatte ich mich ins Haus geschlichen und heimlich aus Vaters Kleiderschrank diese Utensilien besorgt. Ein Reiserbesen wurde ihm noch in den Arm gelegt, und wir besaßen den schönsten Schneemann, den man sich nur vorstellen konnte. Vergnügt und übermütig waren wir um ihn herumgetanzt, wie um ein goldenes Kalb.

Da stand er nun, der schöne Schneemann. In meiner kindlichen Phantasie sah ich plötzlich neben ihm meinen Vater regungslos in einer riesigen Blutlache liegen. Mein großer, starker Vater, ganz hilflos und ganz allein. Das Gesicht des Schneemannes verformte sich plötzlich zu einer hämisch grinsenden Fratze. In diesem Moment verwandelte er sich für mich zum Mörder meines Vaters. Mir graute vor ihm und dem Schnee. Ein Schaudern zuckte durch meinen Körper, und ich begann fürchterlich zu frieren. Unterdessen waren im Haus die

nächsten Verwandten eingetroffen, die man zwischenzeitlich benachrichtigt hatte. Dazu gehörte auch mein Großvater väterlicherseits. Er war ein stattlicher Mann mit eisernen Prinzipien. Auf mich wirkte er stets unnahbar und konnte mir nie ein Gefühl von Geborgenheit vermitteln.

Für meinen Großvater war mit dem Tod meines Vaters eine Welt zusammengebrochen. Sein Lebenstraum war zerplatzt wie eine Seifenblase. Ich kann mich noch gut daran erinnern, wie er laut jammernd und in sich zusammengesunken durch die Wohnstube hastete und mit seiner kräftigen Stimme immer wieder die Worte hervorstieß: »Das überlebe ich nicht!« Die Bedeutung dieser Worte ist mir damals nicht bewusst geworden, aber sein lautes Geschrei und seine Unbeherrschtheit, die ich nie von ihm erwartet hätte, erschreckten mich und machten mir Angst.

Mit meinem Hund verkroch ich mich, wie ein verängstigtes Reh, in eine stille Zimmerecke und versuchte, mit meinem Schmerz fertig zu werden. Ich kuschelte mich an das Tier und weinte meine bitteren Tränen in sein weiches Fell. Er spürte meine Traurigkeit und gab mir das Gefühl, verstanden zu werden.

Seit diesem schrecklichen Tag bekam ich immer eine Gänsehaut, wenn der erste Schnee fiel. Ich glaube sogar, dass ich noch heute im Schnee stärker friere als andere Menschen.

*Vater, du verließest mich,  
ich konnte grad' erst steh'n.  
Das Vaterland, es brauchte dich -,  
es gab kein Wiederseh'n.*

*Wie gerne hätte ich mit dir  
einmal geweint, gelacht,  
hätt' froh erlebt, wenn du mit mir  
den ersten Schritt gemacht.*

*Ich kenne deine Stimme nicht  
und sehn' mich so nach ihr.  
Die unerfüllte Sehnsucht  
verklingt wohl nie in mir.*

*Nie durfte ich erfahren  
das Streicheln deiner Hand.  
Du opferdest dein Leben  
und starbst im fremden Land.*

*Warum begreift die Menschheit nicht,  
dass Krieg nur Wahnsinn ist?  
Zurück bleiben Not und Traurigkeit,  
Leid, das man nie vergisst.*

*Annegret Kronenberg*

*HKronenberg@t-online.de*

## *Monsieur Viktor*

*Annegret Kronenberg*

Freundschaft zwischen einem deutschen Mädchen und einem französischen Kriegsgefangenen.

Der Krieg führte uns zusammen,  
dich, den gefangenen französischen Offizier,  
der freiwillig bei meinem Großvater Dienst tat,  
und mich, das kleine deutsche Mädchen.  
In deinem Herzen brannte die Sehnsucht  
nach Heimat und Familie,  
in meinem die nach dem gefallenen Vater.  
Wir ergänzten uns gegenseitig.  
Du reichtest mir deine väterliche Hand,  
stilltest meinen Wissensdurst.  
Ich belohnte dich mit frischem Kinderlachen  
und kindlicher Unbefangenheit.  
Zärtlich nanntest du mich: »Bebe«,  
und ich dich liebevoll: »Monsieur Viktor«.

Jeden Sonntag erwartete ich dich ungeduldig  
an dem großen Tor unserer Hofeinfahrt.  
Vertrauensvoll legte ich meine kleine  
Kinderhand in deine große Männerhand.  
Fröhlich spazierten wir  
über duftende Wiesen und Felder.  
Die Feld-, Wald-, Wiesendüfte  
betörten mich schon als Kind.

Lag es vielleicht an dir?  
Voller Begeisterung erklärtest du mir  
die Wunder der Natur.  
Den Arm voller Wiesenblumen,  
sangen wir lauthals  
deine und meine Kinderlieder.  
Flogen die Schwalben über unsere Köpfe,  
warst du fest davon überzeugt,  
dass sie dir Grüße aus Frankreich brächten.  
Später habe ich so gedacht.

Ah, wie roch es gut,  
wenn wir heimlich Froschschenkel brieren  
und dazu frischen Löwenzahnsalat aßen.  
Körbeweise sammelten wir Beeren,  
damit du deinen Wein ansetzen konntest,  
darin warst du ein Spezialist, eben ein Franzose.  
Stets ließest du mich das erste Glas  
des jungen Weines kosten.  
Du schenktest mir, trotz Kriegswirren,  
eine wunderbare, unvergessene Zeit.

Es folgte das Kriegsende.  
Tränen der Freude und des Abschiedes flossen.  
»Komm zurück, bitte, komm zurück«, flehte ich dich an.  
Du nicktest stumm mit tränenfeuchten Augen  
und strichst mir zärtlich über die Wange.  
Es folgen Jahre des Schweigens.  
Du fehltest mir sehr.  
Irgendwann kam ein Lebenszeichen von dir.  
Irgendwann machte ich mich auf die Suche.  
Irgendwann fand ich dich,----  
auf dem Friedhof in Besancon.  
Alle Erinnerungen wurden an deinem Grabe wach.  
Da waren wieder die Geschichten

vom bunten Papillon,  
von der kleinen Marionette Margot,  
von dem fliegenden Parapluie.

Fini -

Sicher hättest du mir jetzt  
liebend gern deine Heimat gezeigt.  
Nun musste ich sie alleine erforschen.  
Ich begann damit auf dem Kopfsteinpflaster  
der Zitadelle von Besancon.  
Hier war ich mir ganz sicher,  
in deine Fußstapfen zu treten,  
Monsieur Viktor.

*HKronenberg@t-online.de*

## ***Buchenwald***

*Annegret Kronenberg*

**1945**

*(Zur Erinnerung an Dich, Onkel Ernst)*

Fremder Mann,  
im üppig blühenden Sommergarten  
stehen wir uns gegenüber.  
Du, der Häftling aus Buchenwald,  
ich das sechsjährige Mädchen.  
Eigenartig schaust du aus.  
Dein Gesicht wie eine Maske,  
dein Körper nur ein Gerippe.  
Deine Augen schauen durch mich hindurch,  
du sprichst kein Wort mit mir.  
Bist du etwa stumm oder taub?  
Dein stumpfer Blick scheint nur auf die  
Blütenpracht gerichtet zu sein  
und ist doch so weit weg.  
Noch in Buchenwald, was weiß ich davon?  
Ja, deine Gedanken sind noch in Buchenwald,  
wie du später bruchstückhaft berichtet hast.  
Du warst wirklich sprachlos geworden,  
hattest noch all die erlebten Grausamkeiten  
vor deinen Augen.  
Die gequälten, geschundenen Leiber  
auf den harten Holzpritschen,  
Gerippe in zerlumpter Kleidung.

Gesichter, die eigentlich keine mehr waren,  
schmerzverzehrt, mehr tot als lebendig.  
In den Ohren noch die Schreie des totgeprügelten  
Kameraden, der seinen übermächtigen Hunger  
mit einer Handvoll abgerissener Blätter  
zu stillen versuchte.  
Siehst vor dir noch die geerbten Menschenhäute,  
die dich schaudern lassen.  
Spürst noch den ständig nagenden Hunger,  
die Angst vor Prügel und Folter,  
vor den unmenschlichen medizinischen  
Versuchen, dem grausamen Sterben.  
Totale Entwürdigung, mehr Tier als Mensch,  
und doch ein Mensch.  
Oh, fremder Mann,  
wirst du dich je wieder an das Menschsein  
gewöhnen, je noch einmal wieder lachen können?  
Werden diese schrecklichen Erfahrungen irgendwann  
in deinem Leben verblassen?  
Später habe ich nicht gewagt, dich danach zu fragen,  
um dir nicht weh zu tun, aber lachend habe ich dich nie erlebt.

*HKronenberg@t-online.de*

# ***Das unbewältigte Trauma***

*Klaus Schwingel*

## **Schuld und Verantwortung**

Am 14. Mai 1940 wurde der Stadtkern Rotterdams innerhalb von zehn Minuten dem Erdboden gleichgemacht. Der Angriff der deutschen Luftwaffe war eigentlich nur ein Versehen. Denn aufgrund eines Kommunikationsfehlers war die Bereitschaft der Niederlande zu Kapitulationsverhandlungen nicht rechtzeitig weitergeleitet worden. So starben 900 Menschen aus Versehen, 80 000 wurden aus Versehen obdachlos, eine der schönsten historischen Hafenstädte wurde unwiederbringlich zerstört. An diesem Tag wurde ich geboren. Mein Leben begann in einem Krieg, dessen Folgen uns noch heute, sechzig Jahre danach, begleiten.

Ein Wahnsinniger hatte damit begonnen, Europa in Schutt und Asche zu legen. 55 Millionen Menschen sollten ihm zum Opfer fallen. Eine noch viel größere Zahl von Menschen wurde obdachlos.

Die Kinder meiner Generation wuchsen in einer entbehrensreichen Zeit auf, und ich war keine Ausnahme. Später, als wir alt genug waren, über uns nachzudenken, wäre allerdings kaum jemand auf die Idee gekommen, sein persönliches Schicksal wegen der Kriegs- und Nachkriegsbedingungen lamentierend zu beklagen. Denn wir

hatten keinen Vergleich mit anderen Schicksalen. Wir hatten alle das gleiche erlebt. Wir waren von unseren Müttern schreiend und widerstrebend in finstere Bunker geschleppt worden, und wir waren an der Hand unserer Mutter vor angreifenden Tieffliegern geflüchtet, die auf alles schossen, was sich bewegte. Wir kannten das drohende, heulende Geräusch der Jäger, die wie Wespen aus den Wolken niederstürzten und selbst dann, wenn man sie nur in der Ferne hörte, bei unseren Müttern Angst und Schrecken auslösten.

Die Nächte des letzten Kriegswinters hatten wir bei Kerzen- und Petroleumlicht im Gewölbekeller unseres Hauses verbracht. Fast jede Nacht ertönte mit heulenden Sirenen Fliegeralarm. Wir sahen am hell erleuchteten Himmel die Flugzeuge und hörten die Detonationen von Bomben und Geschossen. Wir flüchteten mit unseren Müttern in den feuchten, dunklen Keller, der in Wahrheit nur unzureichenden Schutz bot und zur tödlichen Falle werden konnte. Aber wir Kinder waren uns der drohenden, existenziellen Gefahr nicht bewusst.

Dennoch übertrug sich die spürbare Angst der Erwachsenen auf uns. Aber mehr noch als den Krieg fürchteten wir den gespenstischen Keller, der durch Kerzen oder Petroleumlicht nur spärlich beleuchtet war. Als der Krieg vorüber war, kamen unsere Väter nach Hause und versuchten ihr Trauma loszuwerden. Sie standen unter dem Schock, den ein martialischer, mörderischer Krieg bei ihnen ausgelöst hatte. Sie hatten bei ihrem sechsjährigen Feldzug durch Europa Tod und Schrecken über Millionen von Menschen gebracht und selbst den Tod gefürchtet. Sie waren hinter einer Feuerwalze durch zerstörte Städte gezogen, hatten Hunger, Kälte und Krankheit ertragen. Sie hatten erfahren müssen, wie wenig ein einzelnes Menschenleben wert war. Und so hatten sie nach und nach begriffen, wie bedeutungslos ihr eigenes Leben war. Nun

begannen sie zu begreifen, dass sie nicht die Helden des gerechten Krieges waren, der ihnen eingeredet worden war, sondern die betrogenen Opfer eines gigantischen Verbrechens, Handlanger des größten Massenmörders, den die Menschheit jemals hervorgebracht hat. 55 Millionen Menschen waren ums Leben gekommen, und nun trugen unsere Väter dafür die Verantwortung.

Wie sollte das ein Sanitätsgefreiter verstehen, der gerade dem Tod entronnen war? Mit wem konnte er über sein unbewältigtes Trauma sprechen, das ihm nachts den Schlaf raubte? Er hatte seine Gesundheit geopfert, sechs Jahre seiner Jugend und seiner jungen Ehe. Er hatte seine Kinder nicht heranwachsen sehen und war ein Fremder, im eigenen Haus. Und nun bezog er Prügel von den Opfern, die überlebt hatten. Mein Vater starb 1956 an den Folgen, die der Krieg bei ihm hinterlassen hatte. Er war während des Krieges, während des ersten kalten Winters an der Ostfront schwer erkrankt. Eine Mandelentzündung hatte eine schwere Nierenerkrankung nach sich gezogen. Nun, im Dezember 1956, ließ er sich Gallensteine operativ entfernen. Nach wenigen Tagen versagten beide Nieren. Das war das Todesurteil. Es war das vorzeitige Ende eines Lebens, um das ihn das Tausendjährige Reich betrogen hatte.

Wie mein Vater mit seiner Rolle während des Naziterrors zurechtgekommen war, weiß ich nicht. Wir haben nie darüber gesprochen. Ich habe ihn nie danach gefragt. Auch später, nach seinem Tod, habe ich meine Mutter niemals nach dieser Zeit gefragt. Und von einer Ausnahme abgesehen, hat sie mit uns Kindern niemals über diese Zeit gesprochen. Sie waren keine Mitglieder der NSDAP, aber wahrscheinlich ließen sie sich während der ersten Jahre, wie viele andere, mitreißen. Es war ja alles besser geworden, als in den durch Inflation und Weltwirtschaftskrise gekennzeichneten zwanziger Jahren. Und

ihr Führer hatte ihnen Milch und Honig versprochen. Das neue Medium Radio, von den Nazis geschickt eingesetzt, tat seine Wirkung. Auch das relativ neue Medium Kino wurde von den Nazis geschickt instrumentalisiert. Aber wie immer meine Eltern zu dem Regime standen, ganz sicher waren sie nicht an den Verbrechen der Nazis beteiligt.

Seit nunmehr fünfzig Jahren wird die Frage gestellt, warum die Generation meiner Eltern nichts gegen das Verbrechenregime unternommen hat. Ich werde den Versuch unterlassen, diese eminent wichtige und zugleich bornierte Frage zu beantworten. Stattdessen stelle ich, ohne einen Vergleich herstellen zu wollen, die Frage, was wir zur Verhinderung gegenwärtiger Ungerechtigkeiten und offensichtlicher Fehler zu tun bereit sind. Was taten wir zur Vermeidung von Tschernobyl. Verhindern wir wenigstens eine Wiederholung dieser Katastrophe? Was tun wir gegen die Überbevölkerung der Erde, was gegen den täglichen Hungertod unzähliger Menschen? Was tun wir gegen Ozonloch und Erderwärmung?

Wir müssen uns also fragen lassen, was wir zur Abwendung der Apokalypse beitragen, die der Menschheit droht, was wir für unsere Kinder und Enkel zu tun bereit sind. Mit den selbstgefälligen Forderungen grünalternativer Tugendbolde, die mit Vorliebe die anderen zur Pflicht rufen, ist es nicht getan. Die Frage ist, was wir konkret und rasch unternehmen. Wir kennen die Antwort nur zu gut: Wir tun nichts. Dabei könnten wir etwas tun, denn im Gegensatz zu meinen Eltern, leben wir in einer Demokratie, die unsere Aktivitäten nicht durch Strafandrohung und Terror behindert. Als die Nazis ihre Macht gefestigt hatten, war Opposition tödlich. Während wir heute wissen, welche Probleme uns bedrohen, wussten meine Eltern nichts von den Verbrechen, die das Naziregime beging.

Es ist heute, Jahrzehnte nach dem Naziterror, eine bequeme, selbstgerechte Lüge, zu behaupten, die Menschen hätten von der systematischen, organisierten Vernichtung von Juden gewusst. Von wenigen Ausnahmen abgesehen, wussten sie es nicht. Wir wissen vielmehr, dass die Nazis ihre Verbrechen geschickt zu tarnen wussten. Im letzten Kriegsjahr, als mein Vater zu einem seiner letzten Heimaturlaube zu Hause war, berichtete er meiner Mutter von einem Ereignis, das ihn in höchste Bestürzung versetzt hatte. Er hatte die Hinrichtung von einigen Zivilisten ansehen müssen. Die Männer wurden durch Genickschuss getötet und fielen in eine Grube. Er fragte ein Mitglied des Exekutionskommandos, was die Leute verbrochen hätten, denn mein Vater ging bis zu diesem Zeitpunkt offenbar sehr naiv von Recht und Gesetz aus. So konnte er sich nicht vorstellen, dass der Exekution nicht zumindest ein Standgericht vorausgegangen war. Wäre es so gewesen, hätte man ihm eine klare Antwort geben können, stattdessen erhielt er die sibyllinische Antwort: "Wenn Sie wüssten". Mein Vater erfuhr dann doch einen Teil der Wahrheit, die wir heute kennen. Die Menschen waren Mordopfer der Nazi-Willkür.

Erst von diesem Moment an wusste mein Vater, dass etwas nicht stimmte, dass das Handeln der Nazis nicht im Einklang stand mit den großen und hehren Phrasen, die sie droschen. Das war ungefähr ein Jahr vor Kriegsende, also frühestens 1943. Als mein Vater dieses Erlebnis meiner Mutter berichtete, weinte er. In seiner Not beschwor er Gott, nicht zuzulassen, dass wir diesen Krieg noch gewinnen."

Wie groß muss seine Verzweiflung gewesen sein, seine Verwirrung, die innere Anspannung, angesichts des jahrelangen Drucks, dem er durch den Krieg ausgesetzt war. Wie groß war seine Enttäuschung angesichts des Verrates, der von den Inhabern der Macht an seinen Überzeugungen

begangen worden war? Er hatte der Obrigkeit geglaubt, er hatte ihr vertraut.

Was ging in ihm vor, nachdem diese Erkenntnis in ihm reifte, der Krieg für ihn verloren war und er dennoch erneut an die Front musste? Was empfand er angesichts der wachsenden Angst, nicht nur um das eigene Leben: Seine Familie, die er alleine lassen musste, geriet in immer größere Gefahr. Die Front rückte näher. Der Luftraum gehörte bereits den Alliierten.

Mit uns Kindern konnte er in seinen wenigen, kurzen Heimaturlauben sicherlich nicht entspannt und geduldig umgehen. Die einzige Erinnerung, die ich aus dieser Zeit an meinen Vater habe, ist eine Ohrfeige, durch die ich vom Stuhl fiel. Ich habe das Bild der Küche in Erinnerung, den Tisch; ich weiß noch, wo mein Stuhl stand und auf welche Seite ich fiel. Ich weiß auch noch, in welchem Haus das war, in dem wir damals zur Miete wohnten. Ich weiß noch, in welcher Etage wir wohnten. Von meinem Vater weiß ich aus dieser Zeit sonst nichts: Ein fremder Mann, der mich ohrfeigte, weil ich ihm nicht gehorchte. In meiner saarländischen Heimat war der Krieg am 19. März 1945 zu Ende. Meine Eltern haben nie darüber rasoniert, ob das Ende dieses Infernos eine Niederlage war oder eine Befreiung, wie es heute gelegentlich geschieht.

Es war natürlich eine bedingungslose Kapitulation. Und die Menschen empfanden es so. Sie tanzten nicht auf den Straßen und begriffen langsam, dass dieser Kapitulation die Kapitulation der Zivilisation und der Menschlichkeit vorausgegangen war. Wenn die Deutschen heute, wie es einer Umfrage zu entnehmen war, den 8. Mai 1945 zu 80% als Befreiung und zu 20% als Niederlage empfinden, dann spiegelt dies das Empfinden einer anderen Generation in einer anderen Zeit wieder. Daran ist nichts auszusetzen. Es wäre schlimm,

wenn es nach fast 50 Jahren Demokratie und Rückkehr der Menschlichkeit anders wäre. Das heutige Denken jedoch auf 1945 zu übertragen und heuchlerisch zu fragen, weshalb die Menschen damals so dachten, wie sie dachten, so handelten, wie sie handelten, ist dumm und arrogant. Die Menschen von 1945 hatten gerade damit begonnen, die mitverschuldete Katastrophe aufzuarbeiten. Und sie begannen, ihr Leben neu zu organisieren, ihre Existenz zu sichern.

Mein Vater kam bereits im Juli 1945 nach Hause. Er hatte, nach einem kurzen Fronturlaub seine Einheit nicht mehr erreicht, die irgendwo auf dem Balkan lag. Irgendwo im heutigen Slovenien oder Kroatien, war für ihn der Krieg zu Ende und er schlug sich zu Fuß, per Fahrrad und per Anhalter nach Hause durch.

Sein einfacher Dienstgrad und seine Zugehörigkeit zu einer Sanitätseinheit schützten ihn vor der Kriegsgefangenschaft. Die Amerikaner, die Bayern besetzt hielten, waren durch die große Zahl der deutschen Kriegsgefangenen ohnehin überfordert und ließen ihn ziehen. Auch die Franzosen, die inzwischen das heutige Rheinland/Pfalz und das Saarland besetzt hielten und alle intakten Rheinübergänge streng bewachten, hielten ihn nicht lange auf.

Ich war fünf Jahre alt, an jenem schönen Sonntagmorgen im Sommer 1945, als mein Vater zu Fuß die Straße heraufkam. Ich wusste sofort, dass es mein Vater war, obwohl er noch mindestens hundert Meter von mir entfernt war. Wir beide waren ganz allein. Es kam kein Auto. Die Menschen waren in ihren Häusern. Mein Vater trug einen hellen, leichten Leinenanzug, zerknittert und schmutzig. Auf dem Rücken trug er ein verbogenes Fahrrad. Er ging mitten auf der Straße und kam langsam auf mich zu, mit seinem müden, ernsten Gesicht, das ich immer klarer erkennen konnte. Je näher er kam, umso

unsicherer wurde ich, und schließlich glaubte ich, er sei doch ein Fremder. Ich bekam Angst vor dem Mann, der mich nun anlächelte, blieb aber stehen. Dann, als er nur noch einige Meter von mir entfernt war, sprach mich der Mann mit meinem Namen an. Ich war verwirrt und lief weg. Er hatte mich erkannt. Das ist meine zweite Erinnerung an meinen Vater.

Ich schämte mich, ihn nicht erkannt zu haben, denn meine Mutter hatte unzählige Male von unserem Vater erzählt. Von der Freude, die wir alle empfinden würden, wenn er endlich für immer nach Hause käme, und dass dann endlich alles gut werde. Ich wusste nicht, wer mein Vater war. Ich wusste nicht, was ein Vater ist. Mich erfüllte seine Ankunft nicht mit Freude, bestenfalls mit Neugier. Er war ein Störenfried. Ich erkannte bald, dass dies keine unverbindliche Begegnung war, wie die mit einem Besucher, der irgendwann wieder ging. Hier war jemand, der von nun an entschied, was ich zu tun und zu lassen hatte. Er drang in mein Leben ein und forderte seinen Anteil. Wir Kinder mussten von nun an unsere Mutter mit ihm teilen.

Die Rolle des Störenfriedes wurde mein Vater in den elf Jahren, die er noch zu leben hatte, nicht mehr los.

Er war nach fünf Jahren zurückgekehrt zu seiner Familie, zu seinen Kindern, deren Fotos er in halb Europa mit sich herumgetragen hatte. Er hatte Demütigungen, Entbehrungen und Todesangst ertragen, ohne daran zu verzweifeln, weil er zu Hause seine Familie hatte, die er über alles liebte. Er hatte diesen Krieg nicht gewollt, er hatte nicht verstanden, weshalb dieser Krieg geführt wurde. Er wäre viel lieber zu Hause, bei seiner Frau und seinen Kindern gewesen. Aber sie hatten ihm gesagt, dass er für sein Vaterland kämpfen müsse.

So kam er, nachdem er in fünf Jahren an allen europäischen Fronten gekämpft hatte, niedergeschlagen, mit einem

verbeulten Fahrrad auf dem Rücken und einer zerschundenen Seele nach Hause, zu seiner Familie, deren Fotos ihm geholfen hatten, zu überleben. Er hatte sich Trost erhofft.

Der Krieg hatte jedoch alle erfasst, nicht nur die Soldaten. Wie in keinem Krieg zuvor, war auch die Zivilbevölkerung betroffen gewesen. Und nun waren alle mit sich selbst beschäftigt. Natürlich wurden heimkehrende Soldaten freudig begrüßt. In unserem kleinen Ort kannten sich ja alle, und die Nachricht über die Heimkehr eines jeden Einzelnen verbreitete sich wie ein Lauffeuer. Die Begrüßungen waren freudig und herzlich, aber die Menschen gingen sofort wieder zu ihrer Tagesordnung über, denn sie waren müde. Und es herrschte Trauer über die vielen Gefallenen, die nicht mehr zurückkamen. Jede Familie hatte ihren Tribut gezollt.

Mein Vater verstand natürlich die anfängliche Scheu seiner beiden Kinder. Meine zweijährige Schwester gewöhnte sich schnell an ihn und zwischen den beiden entwickelte sich im Laufe der Zeit ein normales Verhältnis, während meine Distanz blieb. Die Seele meines Vaters blieb mir verschlossen. Er verstand es nicht, mir seine Zuneigung, seine Liebe zu zeigen. Heute weiß ich, dass er uns liebte. Ich begreife die Opfer, die er für uns gebracht hat und ich weiß, dass er gelitten hat unter der kriegsbedingten Trennung. Heute weiß ich sehr gut, dass er unter unserem Verhältnis litt, vielleicht auch unter seinem eigenen Unvermögen, dies zu ändern. Er trug die Schuld aber nicht allein. Meine Mutter schirmte uns Kinder, vor allem mich, mit ihrer behütenden Liebe wie eine Glucke von allem ab. Auch von unserem Vater. Wahrscheinlich stand sie oft, ohne es zu wollen, zwischen uns.

Auch ich war mitschuldig. Ich hätte, als ich älter war, viel mehr tun können, um meinen Vater an meinem Leben teilhaben zu lassen. Aber ich hatte ihn ausgeschlossen, bis zu seinem

Tod. An seinem Grab empfand ich Trauer. Aber mehr als Trauer empfand ich Reue über meine Versäumnisse und Unterlassungen. An seinem Sterbebett hatte ich ratlos und hilflos gestanden. Ich ahnte, dass er sterben würde, aber ich wusste nicht, was ich ihm sagen sollte. Ich sah wie er litt. Er hatte sich binnen weniger Tage so sehr verändert, dass ich ihn zunächst kaum erkannt hatte.

Im Stillen wünschte ich ihm Erlösung durch einen raschen Tod. Auch darüber empfand ich Reue, als wir an seinem Grab standen.

*kschwingel@schwingel.de*

## *Der Schuss*

*Klaus Schwingel*

### **Ein kleiner Junge erlebt den Einmarsch der Amerikaner in seinem Dorf.**

Aus dem Nichts schossen die metallenen Bestien urplötzlich über dem nahen Horizont empor, um sich sogleich auf die beiden erspähten Opfer zu stürzen. Wie Hornissen rasten sie in geringer Höhe über die unbestellten, kahlen Felder. Das Kind stand gebannt von dem Schauspiel und starrte mit großen, staunenden Augen in das aufblitzende Mündungsfeuer der beiden fliegenden Maschinengewehre. Bauer war noch zu unerfahren, die tödliche Gefahr zu erkennen, er versuchte instinktiv den Lärm abzuwehren und hob die kleinen Hände an die Ohren. Doch seine Mutter hatte ihn bereits am Arm gepackt und zog ihn von der Stelle, an der er gerade noch wie angewurzelt gestanden hatte, fort. Bauer stolperte und fiel. Aber seine Mutter ließ nicht los, sie zwang ihn, zog ihn, schleifte ihn über die unwegsamen Schollen. Rennend, stolpernd, schreiend erreichten sie den rettenden Wald, bevor die beiden heulenden Tiefflieger zurückkehrten.

Nun erst wurde Bauer von panischer Angst ergriffen und begann zu weinen. Er misstraute dem Schutz des Waldes, denn durch die Baumkronen hindurch waren die lauernenden Angreifer zu erkennen, die genau über ihnen kreisten. Erst als ihm seine

Mutter die Schürze über den Kopf gestülpt hatte, beruhigte er sich. Nun konnten ihn die Flieger nicht mehr sehen.

Nach einer Weile schienen die Angreifer ihr Interesse an den zufälligen Zielen wieder verloren zu haben, die sie gewissermaßen en passant ausgemacht hatten, und verschwanden in die Unwirklichkeit, aus der sie gekommen waren. Aber erst, als kein Motorenlärm mehr zu hören war, wagten sich die beiden verängstigten Menschen aus ihrer Deckung.

Sie suchten einen Schuh, den Bauer während der chaotischen Flucht verloren hatte.

»Warum tun die das?«, wollte Bauer wissen. Die Mutter nahm ihn bei der Hand und schüttelte den Kopf.

»Ich weiß nicht, weshalb sie das tun,« und nach einer Weile fügte sie hinzu, »ich glaube, sie hassen uns so sehr...«

»... was ist hassen?«

»Hassen ist das Gegenteil von Liebhaben, Kind.«

Bauer überlegte.

»Hassen sie uns so, wie der Bautze seine Pferde?«, fragte Bauer.

»Ich glaube, sie hassen uns noch mehr.«

Dann ist es schlimm, dachte Bauer, denn der Bautze prügelte seine Pferde. Er schrie sie an und prügelte sie mit einer Lederpeitsche, fast jeden Tag.

Sie suchten jede Furche des Ackers ab, aber der Schuh fand sich nicht. Schließlich machten sie sich auf den Heimweg. Bauer fand es komisch, mit einem Fuß im Schuh und mit dem anderen auf dem Strumpf zu laufen. Sie mussten beide lachen, obwohl Mutter sagte, dass sie nicht wisse, wie sie nun an neue Schuhe kommen solle. Sie wählten einen Weg, der Deckung bot, falls die Tiefflieger wieder zurückkämen.

»Und warum hassen sie uns?«, wollte Bauer noch wissen, aber seine Mutter wusste es nicht.

Einige Tage später, am 20. März 1945, herrschte in Bauers kleinem Heimatort unvermittelt Stille. Kein Fliegeralarm, keine Bomber, keine Tiefflieger. Gespenstische Stille lag über dem Dorf im Grenzland. Es war so, als ob eine Uhr, an deren regelmäßiges Ticken man sich gewöhnt hatte, plötzlich stehengeblieben wäre.

Die Waffen schwiegen.

Bauer war am 20. März 1945 fast Fünf.

»Die Amerikaner sind da«, sagte der alte Endrikat, »ich kann sie förmlich riechen.«

Aber die Amerikaner ließen sich Zeit.

»Ich habe heute noch keinen von den Unsrigen gesehen. Die möchten sich heute Nacht verdrückt haben. Die Amerikaner stehen keine fünf Kilometer von hier. Ich kann sie riechen.«

»Was sind Amerikaner?«, wollte Bauer wissen.

»Die Amerikaner möchten diesen Krieg gewinnen, Jungchen. Kann nicht mehr lange dauern, dann sind sie da.«

Endrikat war einer der vielen Flüchtlinge, die sie im Haus hatten. Eigentlich wohnten nur Bauer, seine Mutter und seine kleine Schwester hier. Großmutter war vor einigen Wochen gestorben. Und Vater. Wenn er aus dem Krieg nach Hause kam, würde er auch hier wohnen. Sein Motorrad stand im Schuppen. Endrikat war mit Tochter und zwei Enkeln vor den Russen geflüchtet. Der Schwiegersohn war an der Front. Wer die Russen waren, wusste Bauer schon. Der alte Endrikat hatte es ihm erklärt. Die Russen waren böse, böser als die Tiefflieger, viel böser als der Bautze und wahrscheinlich auch böser als die Amerikaner.

»Nuscht wie weg,« hatte der alte Endrikat gesagt, »so weit meine Pferdchen laufen! Bis ans andere Ende von Deutschland, weit weg von die Russen!« Endrikat setzte sich zu Bauers Mutter an den Tisch.

»Den Führer können Sie jetzt verbrennen, Frauchen. Die Vorsehung hat sich's anders überlegt.«

Dann holte Endrikat seinen Kautabak hervor, nahm ein eigens für ihn reserviertes Brettchen und begann mit seinem Taschenmesser kleine Stückchen von dem gewundenen Strang abzuschneiden. Bauer beobachtete die Prozedur jeden Morgen. Endrikat legte jedes einzelne Tabakstückchen, bis auf eines, sorgfältig in eine Blechdose, die er verschloss und als Tagesration in seine Jackentasche steckte. Ein Priem blieb auf dem Brettchen liegen. Endrikat verstaute die Kautabakrolle, klappte das Messer zu und steckte es in die Tasche. Dann kam der Moment, auf den Bauer jeden morgen wartete. Endrikat führte den Priem zum Mund, warf Bauer einen kurzen, verschworenen Blick zu, konzentrierte sich aber dann wieder auf den Priem, hielt vor dem Mund kurz und genüsslich inne, bevor er den Tabak in den Mund steckte, als sei es ein Bonbon

oder eine Lakritzstange. Endrikat verdrehte dabei vielsagend die Augen und begann andächtig zu kauen. Während dieser Prozedur, die von Tag zu Tag zur reiferen Zeremonie wurde, seit Endrikat Bauers Interesse bemerkt hatte, hielt Bauer den Mund halb geöffnet und vollzog die Mundbewegungen des alten Endrikat andächtig nach, so, als führe er ein Bonbon in den Mund. Schloss Endrikat zum Abschluss den Mund und begann zu kauen, tat es Bauer auch. Er schloss seinen kleinen, leeren Mund und vollführte einige synchrone Kaubewegungen zu denen des alten Endrikat. Bauer hätte zu gerne gewusst, wie das schmeckte, was Endrikat so genussvoll aß. Nein, er aß es gar nicht, er kaute es nur und nach einer Weile spuckte er es wieder aus. Dann war es eine unansehnliche braune Pampe.

Bauers Mutter nahm das Bild von der Wand, auf dem ein fremder Mann mit einem Schnauzbart zu sehen war, wie ihn Onkel Albert trug. Aber der Mann auf dem Bild sah strenger aus als Onkel Albert. Mutter legte das Bild wortlos vor Endrikat auf den Tisch, der wieder sein Taschenmesser hervorkramte und die Rückseite des Bilderrahmens öffnete. Dann nahm er das Foto aus dem Rahmen und gab es Bauers Mutter zurück. Diese hatte damit begonnen, ein Buch in Stücke zu reißen, dessen Seiten aneinander klebten und die Fetzen in den Herd zu stecken. Dann warf sie auch das Bild ins Feuer, beobachtete, wie die gierigen Flammen das Gesicht des schnauzbärtigen Mannes auffraßen und sah schweigend zu Endrikat hinüber. Der nickte kaum merklich. Dann begann Bauers Mutter in einer Schublade zu kramen. Endrikat erhob sich.

»Komm Jungchen, wir jehn mal nachsehen, wo die Amerikaner bleiben.«

Aber die Amerikaner ließen sich Zeit.

Die Mutter hatte Bauer dringend ans Herz gelegt, nicht wegzulaufen, sondern beim Haus zu bleiben. Heute wäre das ganz besonders wichtig. Bauer hatte es versprochen und ebenso schnell wieder vergessen. Als ihn andere Kinder aufforderten, zum Sportplatz zu kommen, zögerte er nicht. Auf dem Sportplatz war etwas los. Was, wusste niemand genau.

Bauer fand es schnell heraus. Auf dem Sportplatz lagen Dutzende von Gewehren und reichlich Munition. Ganze Patronenketten verschiedenster Kaliber lagen herum. Einige Kinder machten sich bereits an den Gewehren zu schaffen und versuchten damit zu schießen. Bauer war es streng verboten, ein Gewehr anzurühren. Das war klar, und einen Moment lang dachte er auch daran. Andererseits wusste er genau, wie man es machen musste, auch wie man ein Gewehr hielt, damit nichts passierte. Er hatte seinem Onkel, den sie wegen einer Silikose nicht bei den Soldaten gebrauchen konnten, mehrmals beim Spatzenschießen zugeschaut. Man musste das Schloss öffnen, eine Patrone hineinstecken, das Schloss schließen. Fertig.

Bauers Vater hatte auch immer ein Gewehr dabei, wenn er auf Fronturlaub kam. Allerdings hatte ihm Vater nie gezeigt, wie man schießt, sondern das Gewehr stets versteckt. Erst wenn er wieder in den Krieg zurückkehrte, holte er es hervor.

Es gab keinen Streit um die Waffen, jedes Kind hätte sich zwei nehmen können, so viele lagen auf dem Sportplatz herum. Allerdings waren die handlichen, kleineren Gewehre sofort vergriffen. So musste sich Bauer, obwohl er zu den Jüngsten zählte, mit einem schweren Karabiner begnügen, dessen Länge Bauers Körpergröße übertraf. Einigen Kindern war es bereits gelungen, die Waffen zu laden und in die Luft zu feuern, während Bauer noch nach passender Munition suchte. Die Patronen waren entweder zu dünn oder zu dick. Schließlich kam ihm ein älterer Junge zu Hilfe. Gemeinsam schafften sie

es, eine Patrone in den Lauf zu drücken, die eigentlich etwas zu dick war. Der größere Junge hebelte den Schlagbolzen einfach zwei oder dreimal kräftig hin und her. Dann war es geschafft. Bauer hob den mächtigen Karabiner, den er kaum zu halten vermochte, in die Höhe und legte fachmännisch an, wie er es bei den Soldaten gesehen hatte und bei seinem Onkel. Er hätte auch ohne Vorbilder gewusst, wie man ein Gewehr anlegt, obwohl es 1945 noch kein Fernsehen gab und Bauer noch kein einziges Mal im zehn Kilometer entfernten Kino gewesen war. Fünfjährige haben eine Affinität zu Waffen, wie Pubertierende zum anderen Geschlecht. Sie wissen, wie es geht, ohne jemals zugesehen zu haben. So stand der fünfjährige Bauer auf dem Sportplatz, ein Gewehr im Anschlag, das er kaum halten konnte und feuerte. Der Schuss zerfetzte die gespannte Stille zwischen den Fronten. Die Schallwellen dröhnten auf Bauers Trommelfelle und raubten ihm augenblicklich das Gehör. Für einen kurzen Augenblick verlor er Halt und Orientierung. Als Bauer begriff, was geschehen war, saß er auf dem Boden, der Karabiner war seinen Händen entglitten und lag ungefähr zwei Meter von ihm entfernt. Obwohl Bauers Gehör allmählich wiederkehrte, war kein zweiter Schuss möglich, denn die Patronenhülse, die sie zuvor gewaltsam in das Schloss gezwungen hatten, ließ sich nicht mehr entfernen.

Bauer betrachtete den Karabiner als Trophäe. Er bewunderte dieses Spielzeug aus Stahl und perfekter Technik, den glatten, polierten Holzschaft und den Geruch nach Öl und verbranntem Pulver. Alle Soldaten, die im Dorf waren, hatten Gewehre besessen, von denen eine geheimnisvolle Macht ausging. Bauer hatte diese Macht nicht an sich selbst wahrgenommen, aber er spürte, dass sich die Erwachsenen vor den Gewehren der Soldaten fürchteten. Bei seiner Mutter spürte er es am deutlichsten.

Mit einem Gewehr konnte man Menschen erschießen. Ein Mensch, der von einem Gewehrschuss getroffen wurde, fiel um und war tot, so tot wie Bauers Großmutter, die vor einigen Wochen gestorben war. Da hatte Bauer gesehen, wie es ist, wenn man tot ist. Sie hatten Großmutter in einem offenen Sarg aufgebahrt, im großen Zimmer, neben der Küche. Die tote Großmutter hielt Augen und Mund geschlossen und bewegte sich nicht mehr. Bauer hatte ihr Gesicht mit der Hand berührt, aber sie war regungslos geblieben, wie das Gesicht einer Puppe oder das aus Holz geschnitzte Gesicht seines Schaukelpferdes. Bauer hatte sich mehrmals alleine in das Zimmer gesetzt und Großmutter minutenlang ununterbrochen beobachtet. Er wollte sich davon überzeugen, dass sie sich wirklich nicht mehr bewegte. Die kurzen Blickunterbrechungen durch die Augenlider, die er nicht vermeiden konnte, behinderten und ärgerten ihn. Auch die Besucher, die in schwarzen Kleidern ins Haus kamen, um von Bauers Großmutter Abschied zu nehmen, störten ihn, denn sie blieben neben dem Sarg stehen und versperrten Bauers Blick auf Großmutterns erstarrtes Gesicht.

Dann versuchte er seine Großmutter nachzuahmen und seinem eigenen Gesicht jene unveränderliche Starre zu verleihen. Doch es gelang ihm nicht. Er konnte es nicht so lange ohne Atem aushalten wie Großmutter, und wenn er sich im Spiegel beobachten wollte, musste er die Augen öffnen. Dann versuchte er, die Augen bis auf einen schmalen, kaum noch wahrnehmbaren Spalt zu schließen, aber das hielt er nur sekundenlang aus. Tot sein war nicht so einfach.

Nach zwei Tagen wurde der Sarg verschlossen und mit einem schwarzen Pferdewagen zum Friedhof gebracht. Der Sarg wurde in eine Grube versenkt und mit Erde bedeckt. Sie versicherten ihm, dass Großmutter nicht ersticken könne, denn sie benötige nun niemals mehr Atem.

Mit dem Gewehr konnte man Menschen erschießen, die sich dann nicht mehr bewegten und keinen Atem mehr benötigten. Wurden Soldaten erschossen, nannte man sie »Gefallene«. Bauer hatte sich nämlich lange Zeit gefragt, was »gefallen« bedeutet und weshalb die Frauen wie an Großmutter's Sarg weinten, wenn sie von »gefallenen« Soldaten sprachen. Bauer fiel häufig. Er hatte ständig Blessuren an beiden Knien. Aber er konnte problemlos wieder aufstehen und atmen. Bei Soldaten war das anders. Wenn sie fielen, waren sie tot und konnten nicht mehr atmen. Aber Soldaten fielen nur, wenn sie von einem Schuss getroffen wurden.

Im Dorf wurde viel von Gefallenen gesprochen. Es beschäftigte die Frauen ununterbrochen. Bauers Mutter weinte, wenn sie mit anderen Frauen sprach, die Briefe erhalten hatten. Denn in Briefen stand, dass jemand gefallen war. Und Bauer fragte sich, was geschähe, wenn seine Mutter einen Brief bekommen würde, in dem stand, dass Vater gefallen sei. Die Erwachsenen fürchteten den Tod. Und sie fürchteten die geheimnisvolle Macht von Gewehren.

Bauer beschloss den Karabiner mitzunehmen und ihn seiner Mutter zu zeigen. Er wählte den Weg durch die Wiesen, hinter den Häusern, am Bach entlang, um niemandem zu begegnen, der ihm seine Trophäe hätte streitig machen können. Er kannte den Weg genau, der sich neugierigen Blicken aus den Küchenfenstern entzog und brachte das Gewehr nach Hause.

Bauers Elternhaus war voller Flüchtlinge. Noch bevor er Mutter's Küche erreichte, hatte ihm Endrikat den Karabiner weggenommen. Sofort herrschte im ganzen Haus Aufregung. Alle liefen zusammen, Bauers Mutter kam hinzu und wurde vor Schreck ganz weiß im Gesicht. Sie beratschlagten, was eilig zu tun sei. Die Amerikaner konnten jeden Moment kommen. Eine Waffe im Haus, das war ausgeschlossen. Das

Gewehr musste weg. Niemand kümmerte sich um Bauer. Sie ließen ihn einfach stehen und liefen aufgeregt, wie gackernde Hühner mit Bauers Gewehr umher. Schließlich nahm der alte Endrikat die Sache in die Hand und versprach das Gewehr zu verstecken. Bauer musste währenddessen in Mutters Obhut bleiben, und als Endrikat zurückkam, verkündete er zufrieden, dass das Gewehr nun an einem sicheren Ort sei, an dem es weder die Amerikaner, noch Bauer jemals finden würden.

Die Amerikaner kamen am nächsten Morgen, noch bevor der alte Endrikat seinen Kautabak geschnitten hatte. Eine Vorhut mit mehreren Panzerspähwagen fuhr ganz langsam durch das Dorf und kehrte wieder um. Dann kamen die richtigen Panzer in einer endlosen Kolonne. Binnen kürzester Zeit war der Ort voller Soldaten, Panzer mit Kanonen, Lastwagen und Jeeps. Die Soldaten rochen nach Pulver, Öl, leeren Konservendosen und nach Schweiß. In Bauers Straße stellten sie eine endlose Batterie von Benzinkanistern auf, um sich rittlings darauf zu setzen und sich zu rasieren oder aus Konservendosen zu essen oder beides gleichzeitig.

Die amerikanischen Soldaten begannen, sich in Bauers Dorf einzurichten. Einige der Soldaten hatten schwarze Gesichter. Sie sahen aus, wie der Mohr in einem von Bauers Kinderbüchern. Sie boten Bauer und den anderen Kindern Schokolade an und lachten. Man musste sie nicht fürchten, obwohl sie auch Gewehre hatten. Der alte Endrikat sagte, das seien die gleichen Soldaten, die noch vor zwei Tagen mit Bombern über sie hinweggeflogen wären.

»Jungchen,« sagte er zu Bauer, »weißt du nicht mehr, auf dem Acker? Die hätten dich und deine Mutter aus dem Tiefflieger erschossen, wenn ihr nicht jelaufen wärt wie die Hasen, weswegen du einen deiner Schuhe verloren hast, der sich bis heute nicht wieder jefunden hat. Aber Bauer glaubte das nicht.

Er glaubte nicht daran, dass in Fliegern überhaupt Menschen waren.

Die Soldaten sprachen eine merkwürdige Sprache, die Bauer nicht verstand. Einer von ihnen hieß Bill. Der schwarze Soldat hatte sich mit dem Finger auf die Brust gezeigt und lachend »Bill« gesagt. Das verstand Bauer und es genügte ihm auch.

Die Soldaten ihrerseits verstanden Bauer nicht, der ihnen alles erzählte, was in seinem Leben wichtig war. Aber die neuen Soldaten verstanden ihn nicht. Er sagte ihnen, dass sein Vater im Krieg sei, und dass er gerne Schokolade esse, und dass er auf dem Sportplatz mit einem richtigen Gewehr geschossen habe, und dass der alte Endrikat das Gewehr versteckt habe, und er fragte die neuen Soldaten, ob sie oben am Himmel im Flieger gewesen wären. Aber die neuen Soldaten lachten nur, denn sie verstanden Bauer nicht.

Bill hob Bauer hinauf auf den Panzerspähwagen und dann nahmen sie ihn mit auf ihrer Patrouille. Die Fahrt mit dem stählernen Ungetüm ließ Bauer alles vergessen, auch das Gewehr, und auch dass er damit geschossen hatte. Das Fahrzeug hatte vorne normale Räder, wie sie Autos auch hatten, aber hinten waren mächtige Panzerketten. Oben war das Fahrzeug bis auf zwei Luken, vollständig verkleidet. Vorne war eine Luke für den Fahrer, aus dem dieser gerade seinen Kopf heraus strecken konnte, um zu sehen, wohin er fuhr, und oben war eine Luke für ihn und Bill. Sie saßen nebeneinander auf dem Rand der Luke und ließen die Beine in das Innere des Fahrzeuges hinabbaumeln. So fuhren sie die Dorfstraße hinunter. Vor dem Dorfgasthaus standen einige amerikanische Soldaten, die Bauer zuwinkten. Bauer winkte zurück. Dann kamen sie mit lautem Rattern an der Schule vorbei, in die er gehen würde, wenn er Sechs war. Jetzt war Bauer fast Fünf. Er zeigte Bill mit den Fingern eine Fünf und deutete sich mit

einem Finger der anderen Hand auf die Brust. Bill verstand. Jedenfalls nickte er lachend. In wenigen Tagen hatte Bauer Geburtstag. Dann wurde er erst richtig Fünf. Er beschloss Bill zur Geburtstagsfeier einzuladen. Die Straße stieg wieder leicht an, dann ging es wieder bergab dem Dorfende entgegen am Haus vom Hipser vorbei, der ohne Beine aus dem Krieg zurückgekehrt war. An der Kirche, die weit außerhalb des Ortes stand, kehrten sie wieder um. Bauer erkannte Freunde, die am Straßenrand standen und dem stählernen, ratternden Ungetüm staunend entgegensahen. Er winkte ihnen zu, von ganz oben. In den Gesichtern sah er ihr ungläubiges Staunen. Frauen, die an die Fenster gekommen waren, auch sie winkten Bauer zu, denn sie kannten ihn. Alle kannten sich in dem kleinen Ort. Aber er, Bauer, kannte nun auch noch Bill, der ihn zu dieser abenteuerlichen Fahrt mit dem Panzerspähwagen mitgenommen hatte. Als sie wieder zum Spritzenhaus zurückgekehrt waren, war die Fahrt zu Ende. Bauer musste oben sitzen bleiben, bis der Fahrer den röhrenden Motor abgestellt hatte. Dann durfte er alleine über die Panzerketten heruntersteigen.

Bauer eilte nach Hause, um von seinem Abenteuer zu berichten. In der Küche sprach Mutter gerade mit zwei Soldaten. Während der alte Endrikat schweigend am Tisch saß, stand Mutter den beiden Soldaten mit rotem Kopf gegenüber. Den roten Kopf hatte sie immer, wenn sie aufgeregt war. Von den Soldaten, die beide Gewehre und Pistolen hatten, sprach nur der jüngere. Wieviele Leute im Haus lebten, wollte er wissen. Mutter antwortete sehr ausführlich und zählte alle, auch die Flüchtlinge mit Namen auf. Dann wollte der jüngere Soldat wissen, ob sie eine Hakenkreuzfahne besäße. Mutter holte die Fahne und legte sie zusammengefaltet auf den Tisch. Als der Soldat danach griff, hielt Bauers Mutter die Fahne fest. Ob sie die Fahne zertrennen dürfe, fragte sie, es fehle an allem, den Stoff könne sie gut gebrauchen. Es sei guter Stoff. Die

beiden Soldaten wechselten einige Worte in Bills Sprache, die Bauer nicht verstand. Dann sagte er, sie seien damit einverstanden, aber sie würden wiederkommen, um die zertrennte Fahne zu kontrollieren.

Während der jüngere der beiden Soldaten Anstalten machte, die Wohnung zu verlassen, hielt ihn der ältere zurück, und während er Endrikat ansah, sagte er etwas, das Bauer nicht verstand. Endrikat sah fragend zu dem jüngeren Soldaten hinüber, der übersetzte:

»Haben Sie Waffen im Haus?« Noch bevor Endrikat etwas erwidern konnte, antwortete Bauers Mutter hastig: »Nein!«

Sie hatte unmittelbar und spontan geantwortet. Die Frage des Soldaten war noch nicht beendet, da kam bereits die kurze, entschiedene Antwort. Sie hatte das »Nein« nicht so gesagt, wie sie es sonst sagte. Es war kürzer und die Stimme war höher. Bauer spürte die Angst seiner Mutter. Unwillkürlich hatte sie nach ihm gegriffen und seinen Kopf an ihre Kittelschürze gedrückt, als sie es wiederholte:

»Nein, keine Waffen!«

Die beiden Soldaten gingen und von dem Gewehr, mit dem Bauer geschossen und das der alte Endrikat versteckt hatte, wurde nie mehr gesprochen. Bauer wusste nicht warum das so war, aber er hielt sich an die stillschweigende Vereinbarung, die er nicht verstand. Er wollte seine Mutter nicht ängstigen.

Als die Männer weg waren, erzählte Bauer von der Fahrt mit dem Panzerspähwagen, dass er ganz oben bei Bill gesessen und allen Leuten zugewinkt habe. Bis an die Kirche seien sie gefahren, fast bis zum Nachbarort. Und alle Leute hätten gestaunt, als sie ihn, Bauer, ganz oben, auf dem Panzerauto

gesehen hätten. Aber Bauers Mutter konnte sich nicht mit ihm freuen. Sie hatte eine Schere genommen und damit begonnen, die schwarzen Balken des Hakenkreuzes aus dem weißen und roten Stoff zu trennen. Sie musste ganz vorsichtig, Stich für Stich die dünnen Fäden zertrennen und darauf achten, dass der Stoff nicht beschädigt wurde. Bauer sah, dass sie Tränen in den Augen hatte.

»Weinst Du, Mutter?«, fragte Bauer.

»Nein, ich glaube nicht, Kind.«

»Weinst Du, weil Du die Fahne kaputtmachen musst?«, fragte Bauer.

»Nein, Kind, die Fahne ist ganz unwichtig. Die brauchen wir jetzt nicht mehr.«

»Wird Vater schimpfen, wenn er nach Hause kommt und Du die Fahne kaputtgemacht hast?«, fragte Bauer.

»Nein, er wird sagen, wir hätten es richtig gemacht, Du und ich. Er will nur wissen, ob wir beide gesund sind, wenn er nach Hause kommt. Das ist alles, was er wissen will.«

»Wo ist Vater jetzt?«, fragte Bauer.

»Ich weiß es nicht, Kind. Ich weiß es nicht. Er ist im Krieg.«

Dann weinte Bauers Mutter und Bauer wusste, dass er nichts mehr fragen konnte. Er würde ihr ein anderes Mal sagen müssen, dass er Bill zum Geburtstag einladen wolle.

kschwingel@schwingel.de

## ***Ein Mann stellt sich seiner Vergangenheit***

*Annette Scheller*

Helmut beugte sich über seinen alten, zerkratzten Schreibtisch, auf dem sich abgegriffene Bücher, Kladden und Alben türmten. Seine Hände, übersät mit braunen Flecken und hervortretenden dunklen Adersträngen, umfassten zitternd ein großes vergilbtes Foto.

»1924«, brummelte er.

»Was war 1924, Opa?«

Schwerfällig sank Helmut auf den gepolsterten Stuhl und seufzte. Er hatte seinen zwölfjährigen Urenkel Kai, der ihm mit verwuscheltem hellblondem Haarschopf im Schlafanzug gegenüber saß, für eine Weile vergessen. Nun blickte er ihn zwinkernd an.

»Am 22. April 1924 wurde ich geboren.«

»Weiß ich doch. In Schmalkalden, im Thüringer-Wald.«

»Mm.«

»Erzähl Opa, erzähl. Wie wars damals?«

Helmut strich gedankenvoll über sein aschgraues Haar. Oft hatte er Kai lustige Geschichten aus seiner Kindheit und

Jugend berichtet, doch sie hatten wenig mit der damaligen Realität zu tun gehabt.

»Warste ein Nazi, Opa?« Wie ein Schlag ins Gesicht prallte diese Frage auf Helmut nieder. Fahrrig griff er nach seiner abgewetzten Pfeife, um sie umständlich zu stopfen und anzuzünden. Sehr wohl bemerkte er, wie Kai ihn mit seinen dunkelblauen wachen Augen beobachtete. Zwei Züge gestand Helmut sich zu, dann sah er den Jungen durchdringend an.

»Und wenn es so gewesen wäre?«

Kais schmale Augenbrauen zogen sich zusammen. Er grinste verlegen. »Weiß nich«, nuschselte er.

Helmut lehnte sich zurück. Die Pfeife schmauchend im Mundwinkel, die trüben Augen unter den dicken Brillengläsern in die Ferne gerichtet, begann Helmut zögernd zu sprechen:

»Unsere Familie besaß damals ein großes Anwesen, die Bohrmühle.«

»Das Haus mit den vielen Türmchen und Erkern?«;

»Das war die Villa Bohrmühle, in der meine Großeltern väterlicherseits lebten. Zur Bohrmühle gehörte die Fabrik, in der Werkzeuge, Schränke, Gartengeräte und ... «

»Spielzeug gemacht wurde«, vollendete Kai den Satz.

»Und das Herrenhaus gehörte dazu. Dort wohnte ich mit meinen Eltern, meinen Schwestern Margit und Anke und meinem Kindermädchen Marie. Ein dreistöckiges im Landhausstil erbautes Haus, mit unzähligen Butzenfenstern.«

»Und grünen Fensterläden, das haste mir schon erzählt.« Kai zog die Nase kraus.

»Und den Stallungen für Vaters Pferd Moritz, die Kutschen und Zugpferde«, fuhr Helmut unbeirrt fort. Kai legte die Hände vor den Mund, als wollte er ihn versiegeln. Schalk blitzte in seinen Augen, obwohl Helmut ihn mit ernster Miene ansah. Es entstand eine Pause. Helmut konnte nur schwer ein Schmunzeln unterdrücken.

»Mit den zwei Gesindehäusern für die Dienstboten und den Kutscher Erwin mit seiner Familie, standen alle Gebäude so zueinander, dass in der Mitte ein großer Innenhof entstanden war«, sprach er weiter. »Mutter ließ es sich nicht nehmen, ihn selbst mit vielerlei Blumen zu schmücken. Sie hatte ein grünes Händchen.«

»Mama auch!«

»Sie ist ihrer Urgroßmutter in vielem ähnlich.« Helmut dachte daran, wie oft Anne ihn an seine Mutter erinnerte, doch er wollte nicht abschweifen. Er räusperte sich. Mit der linken Hand strich er übers Kinn, wie er es immer tat, wenn ihn etwas anrührte.

»Ringsum erstreckte sich ein Tannenwäldchen mit dem familieneigenen Friedhof und dem Teich, - nach unserer Familie benannt.« Stolz nickte er.

»Warn wir damals reich?«

»Wohlhabend, du Vorwitz, wohlhabend.« Helmut lächelte. »Mein liebster Spielkamerad war mir mein Hund Bär, ein Neufundländer. Auf ihm konnte ich reiten, wie auf einem Pony.«

»Wie ich auf Elfi, als ich klein war!« Kai lachte.

»Genau so.«

Bedächtig nahm Helmut die kalt gewordene Pfeife aus dem Mund und legte sie in den bereitstehenden Aschenbecher. Kai, vornübergeneigt, zappelte mit den langen Beinen.

»Uwe, der Sohn unseres Kutschers war mein bester Freund. 1930, ich erinnere mich genau, standen wir stolz mit den Schultüten vor der Knabenschule Schmalkaldens. Doch bald war unsere Freude dahin. Der alte Lehrer Seibel hielt auf Zucht und Ordnung, und schnell hatten wir Rabauken Fingerstreiche erhalten.«

»Er hat euch geschlagen?«

»Das war üblich.«

»Is heute verboten.«

»Damals nicht, - trotzdem war es für mich als Nesthäkchen eine neue schmerzliche Erfahrung. 1931 nahm die Arbeitslosigkeit zu. Auch uns ging es finanziell nicht mehr so gut. 32 dann stand die Firma kurz vor dem Bankrott.«

Helmut schlürfte schweigend den kalt gewordenen Kaffee, den Kai mitgebracht hatte. Jetzt musste er es aussprechen. Er wusste es.

»Als Adolf Hitler am 30.1.1933 Reichskanzler wurde, kannte der Jubel in unserer Familie keine Grenzen. Alle Hoffnungen setzten wir auf ihn.«

»Nein!« Kai sprang auf. Bestürzung spiegelte sich in seinem Gesicht.

»Wir erstickten unsere Bitterkeit, indem wir uns zu ihm bekannten, - ihn idealisierten.«

Kai rührte sich nicht. Er presste die Lippen zusammen und ließ Helmut nicht aus den Augen.

»Ich war damals noch nicht ganz neun Jahre alt, Kai«, brauste Helmut auf. »Verstehst du denn nicht! All meine Gedanken und Gefühle drehten sich nur noch um die heldenhaften Taten, die Hitler vollbringen würde! - Ich hörte und las von nichts anderem mehr! - Im Radio, in der Zeitung, in der Schule, - bei all unseren Freunden, Bekannten, Nachbarn, - überall wurden Loblieder auf ihn gesungen. Mit System wurden wir - manipuliert!« Helmut atmete schwer. Kai war still ans Fenster getreten und drehte ihm den Rücken zu.

»Zum besseren Verständnis will ich dir meinen Wunschzettel von Weihnachten 33 vorlesen, Kai, - bitte.« Ungeduldig blätterte Helmut einige Alben durch. Mit heiserer Stimme las er vor:

»Ich wünsche mir marschierende Spielnazis  
und Nazis auf dem Pferd.  
Ein Hitlerbild, und bitte, bitte eine Jungvolkjacke.«

Langsam drehte Kai sich zu seinem Urgroßvater um. Trotzig sah er ihn an.

»Was für ne Jacke?« Bevor Helmut antworten konnte, stand seine Enkelin Anne in der Tür.

»Jetzt aber Schluss ihr beiden. Morgen ist auch noch`n Tag. Marsch ins Bett, Kai!« Ohne ein Widerwort, was sonst nicht seine Art war, lief Kai zur Tür.

»Nacht Opa!«

»Gute Nacht, mein Junge. Wahrheit tut manchmal weh, wie eine böse Lüge, wenn sie kurze Beine hat«, versuchte Helmut die Stimmung zu entschärfen. Doch das hörte Kai nicht mehr. Er hatte das Zimmer ohne ein weiteres Wort verlassen. Anne blickte Helmut sorgenvoll an.

»Was ist los, Opa?«

»Hat er Anfang des Jahres mit der Schulklasse Auschwitz besucht, oder nicht?«

»Was hat das mit deinen lustigen Geschichten von früher zu tun? Du warst doch kein Verbrecher!«

»Aber ein überzeugter Mitläufer! - Alles hätte nicht passieren können, wenn es uns nicht gegeben hätte.«

»Du hast doch nichts Böses getan.« Anne beugte sich zu Helmut hinunter und legte zärtlich ihre warmen Arme um seinen Hals.

»Ich hab dich lieb.«

»Ich weiß Kind, - nun lass mich allein.«

Leise klickte die Tür hinter Anne ins Schloss. Helmut stand auf. Er streckte seine steifen Glieder. Er fühlte sich so erschöpft, als wenn er einen steilen Berg erklommen hätte, von

dem es kein zurück gab. Er trat zum Fenster und blickte lange auf die menschenleere dunkle Straße hinunter.

\*

Leise durchquerte Kai das Zimmer seines Urgroßvaters, der im Sessel vor dem Fenster saß.

»Opa, schläfst du?« Helmut Öffnete die Augen. Er lächelte Kai an.

»Setz dich zu mir, mein Junge. -Ich hab auf dich gewartet.« Kai hockte sich auf das dicke bunte Kissen zu Helmut's Füßen. »Mama sagt, ich darf dich nicht wieder aufregen«, nuschelte er. Schmunzelnd sah Helmut ihn an und strich ihm übers Haar.

»Sie sorgt sich halt um ihren klapprigen Großvater.«

Kai rutschte auf seine Knie und legte den Kopf an Helmut's Beine. So war es mit Opa und ihm. Ohne viele Worte renkte sich alles wieder ein.

»Erzählste weiter«, fragte er unbeschwert.

»Ja, heute sollst du hören, was ich 1934 erlebte.«

»Schlimm?«

»Eher lustig. Wie du weißt, wünschte ich mir Weihnachten 33 eine Jungvolkjacke. Ich bekam sie, denn sie war bestimmt für den 1. April 34. An diesem Tag wurde ich als Jungvolkjunge in die Hitlerjugend aufgenommen.«

»Also eine Jacke für Pimpfe«, grinste Kai.

»Das hörte ich nicht gern. Voller Stolz posierte ich für ein Foto.«

»Haste das noch?«

»Sicher, es liegt auf dem Schreibtisch, auf dem blauen Album.«

Flink wie ein Wiesel kam Kai, es in der Hand schwenkend, zurück.

»Du siehst wie`n kleiner Soldat aus!«

»Zackig, Kai, zackig! Mein Großvater nannte mich einen Jüngling mit Oberhemd und Schlips, und meine Großmutter legte mir nahe, mir nun alle Tugenden eines solchen zuzulegen.«

Kai schnitt eine Grimasse.

»Meine Schwestern bewunderten mich. Ich war der glücklichste Junge, den du dir denken kannst«, flüsterte Helmut mit zittriger Stimme.

»Passend zu deinem Geburtstag!« rief Kai und sah Helmut aufmerksam an. Helmut zupfte ihn am Ohr und fuhr gefasst fort.

»Ja, zwei Tage nach Hitlers Geburtstag. Ich wurde zehn Jahre alt. In neuer Würde fühlte ich mich sehr erwachsen. Inzwischen besuchten Uwe und ich im letzten Jahr die Knabenschule. Wir erwarteten freudig die Sommerferien. Soll ich dir erzählen, was wir anstellten?«

»Klaro!«

»An einem heißen Nachmittag spielten wir Indianer. Aus alten Decken bauten wir ein Zelt, direkt unter einen Mirabellenbaum.«

»Lecker.«

»Mein Vater hatte uns das Pflücken strengstens verboten.«

»Bestimmt wegen dem blöden Einkochen. Mama macht auch immer so'n Theater mit den Kirschen. - Und?« Kai wirbelte durchs Zimmer.

»Genau so haben wir's gemacht. Wir tanzten einen zünftigen Indianertanz im Zelt und die Mirabellen prasselten vor unsere Füße.«

»Raffiniert!«

»Mm, gegen das Verbot hatten wir nicht verstoßen, und ...«

»Runtergefallene durftet ihr aufsuchen.« Kai plumpste auf das Kissen.

»Ham`se euch erwischt?«

Helmut schüttelte den Kopf.

Dann zwinkerte er schelmisch.

»An einem Abend passierte etwas.«

»Was denn, was denn?«

»Setz dich wieder, du unruhiger Geist. Mutter, Großmutter, meine Schwestern, Uwe und ich waren im Hof versammelt und spielten Verstecken. Ich lief über die morschen Bretter des Baches, um ein besonders gutes Versteck zu suchen. Da passierte es. - Ich verschwand!«

»Die Bretter sind gekracht«, gluckste Kai.

»Ich fiel durch ein schmales Loch ins Wasser.«

Kai lachte hell auf und Helmut stimmte dröhnend ein.

»Mutter kam voller Schrecken angelaufen. Ich tauchte langsam wieder auf. Zum Glück hatte ich mir nichts getan.«

Helmut atmete tief durch. Kai konnte sich nur schwer beruhigen.

»Nun zu dir, Bursche. Wann, hat Anne gesagt, sollst du ins Bett?«

»Erst um neun. Was habt ihr noch angestellt?«

»Unsere Ferien neigten sich dem Ende zu, als noch etwas geschah.«

Gespannt sah Kai Helmut an.

»In der großen, leeren Halle der Fabrik stand die Kreissäge. Da keine Arbeiter mehr kamen, machten Uwe und ich uns daran, sie nach interessanten Sachen abzusuchen. Wir fanden schließlich eine verschlossene Büchse.«

»Was war drin?«

»So neugierig waren wir auch. Wir suchten Hammer und Nagel, schlugen zu. Ein langer, schwarzer Strahl fuhr uns ins Gesicht und auf die Hosen.«

»Mensch Opa, Öl?«

Helmut nickte.

»Erschrocken nahmen wir unsere Taschentücher, wischten und wischten, und verschmierten uns noch mehr.

Was uns an diesem Tag bevorstand, kannst du dir denken.«

»War's schlimm?«

»Wir hatten es verdient.«

»Mehr Opa, mehr!« Mühsam blieb Kai sitzen.

»Viel mehr kann ich nicht berichten. Unsere Familie hatte alles verloren. Wir wussten nicht, wie lange wir in der Bohrmühle wohnen bleiben durften.«

Helmut seufzte.

»Ich erinnere mich gut an die schmerzvolle Traurigkeit, die uns ergriffen hatte. Trotzdem schrieb ich auch in diesem Jahr meinen Weihnachtswunschzettel. - Willst du ihn hören?« Kai nickte entschlossen. Helmut zog einen zerknitterten Zettel aus der Hosentasche. Er setzte seine Brille auf und las:

»Ich wünsche mir Hitlers Auto, Soldaten,  
eine Reichswehrwaffe mit Wachhäuschen

und ein Maschinengewehrmotorrad.«

»Wollteste immer nur Kriegsspielzeug?«

»So war die Zeit, Kai. Ist es heute besser? Ich kann mich gut erinnern, wie du mit deinem Action-Man durch die Gegend geballert hast.«

»Damit ham doch alle gespielt!«

»Ja, ja, alle! Denk mal drüber nach.

Nun musst du schlafen, Kai. Anne verlässt sich auf uns.«

»Erzählst du morgen weiter?«

»Versprochen.«

Allein im Zimmer wusste Helmut, dass er Kai nicht die ganze Wahrheit erzählen konnte. Er würde sie wohl niemandem erzählen können.

Von diesem Tag an gab er wieder schöne Anekdoten zum Besten und irgendwann fragte Kai nicht mehr.

## *Epilog*

Helmut tastete sich einen Fuß vor den anderen setzend die Treppe hinunter. Die Holztreppe knarrte. Mit einer Hand krampfte er sich am Geländer fest, mit der anderen hielt er zwei Bücher, eingebunden in verblasstes, weinrotes Leinen. Auf der letzten Stufe atmete er tief durch. Er kam zu dem Schluss, zum letzten Mal den Weg zum Boden bewältigt zu haben. Am

Schreibtisch angekommen, seinem Lieblingsplatz, sank er in den dick gepolsterten Stuhl, dessen schwarze Lederbezüge ihm nie gefallen hatten. Mit spitzen Fingern strich er über die vergilbten Seiten und spielte mit dem Gedanken, sie zu vernichten. Im nächsten Moment entschied er sich dagegen, schlug die erste Seite auf und begann zu lesen:

5. Mai 1942:

*Liege mit meinen Kameraden auf trockener, rissiger Erde, wilden Gräsern und getrocknetem Schilf. Mittagsruhe. Die Sonne brennt auf unseren nackten, gebräunten Oberkörpern.*

*Als ich Kondensstreifen am Himmel entdecke, schreie ich: "Der Iwan kommt!" und springe auf.*

*Ein russischer Aufklärer überquert unsere Baustelle. Ich werfe mich zu Boden, bedecke den Kopf mit den Händen. In der Ferne Detonationen.*

*Angst, Stille, Glück gehabt!*

*Weiter rattern Bagger und Förderbänder, klappern Schaufeln und Spaten, bis die Sonne im Westen untergeht.*

*In der Dämmerung fliegen Krähen über uns hinweg.*

*Aus dem nahegelegenen Lager wehen die schwermütigen Melodien der Gefangenen zu uns herüber.*

*Ruhe kehrt in unserem Vier-Mann-Zelt ein.*

*Ich schreibe im Schein der Schuhfettfunzel einen Brief an meine Lieben daheim, begleitet vom Schnarchen der*

*Kameraden, dem Rascheln der Mäuse im Schilfdach und den dumpfen Schritten des Postens.*

*Sehnsucht nach zu Hause erfüllt mich.*

*Schnell lösche ich das Licht.*

»Heimweh quälte mich in dieser Nacht«, erinnerte sich Helmut. »Ich wühlte mich in das aufgeschichtete Heu meines Nachtlagers, vergrub das Gesicht in den Händen.« Er spürte das Naß seiner Tränen, eingebunden in die Angst, von den Kameraden entdeckt zu werden.

Er räusperte sich, strich das weißgraue Haar aus der Stirn und beugte sich erneut über seine Aufzeichnungen:

6. Mai 1942:

*Flüchtlinge ziehen vorbei auf der Suche nach einem Platz für die Nacht. Gebeugte alte Männer, magere Frauen und Kinder mit großen ängstlichen Augen. Eingehüllt in Lumpen, die Füße mit Stofffetzen umwickelt, tragen sie schwer an ihrer wenigen Habe.*

*Plötzlich ertönen Schreie. Ein Rauchpilz verdunkelt die letzten Strahlen der untergehenden Sonne. Eine Russenhütte brennt. Wir legen die Spaten zur Seite und schauen zu, wie eine mächtige Flamme durch das Strohdach schlägt. Wir lachen und klatschen in die Hände. Mit Eimern voller Wasser, die an Holzstangen hängen, versuchen die Dorfbewohner das Feuer zu löschen. Vergebens.*

*"Mensch hilf dir selbst, so hilft dir Gott!"*

Helmut schloss die Augen. Er streckte die Arme nach vorne, deckte mit den Händen die aufgeschlagenen Seiten zu. Ein Frösteln überlief seinen Körper.

So saß er eine Weile, bevor er weiter las:

#### 4. Juli 1942

*Mit meinen Kameraden erreiche ich den nahen Fluss. Nackt stürmen wir in das brusttiefe Wasser, scherzen, und reiben unsere durchschwitzten Körper ab.*

*Als am gegenüberliegenden Ufer eine Kuhherde durch Rufe ihrer Hirten angetrieben wird, die flachste Stelle des Flusses zu durchqueren, rennen wir zum Ufer und ziehen unsere Turnhosen über.*

*Ich beobachte, wie die Rinder mit ihren Hufen das Wasser aufwühlen und trüben.*

*Durchnäßte, lehmbeschmierte Russen glotzen uns an. Sie begreifen nicht, dass wir Germanskis halbnackt unter der Sonne leben können.*

Helmut fühlte seinen durchtrainierten neunzehnjährigen Körper, als wäre es gestern gewesen.

#### 2. August 1942

*Es ist noch früh, als die Motoren der schweren Lkws angelassen werden. Unsere Dreißig-Mann-Kolonne setzt sich in Bewegung.*

*Tornister hämmern an die Planen des Verdecks, die Motoren dröhnen. Der Staub hängt dick an den Kleidern. Mir*

*brennen die Augen. Bei jedem Schlagloch werde ich gegen die Seitenwand geworfen. Voller Galgenhumor stimme ich das Lied meiner Heimat an: Das Rennsteiglied!*

Es war sehr still. Nur das Ticken der alten Wanduhr war zu hören. Es kam Helmut vor, als wenn sie mit ihrem tick-tack, tick-tack wie eine Bombe tickte.

#### 5. September 1942

*Acht Tage verbringen wir auf einem Nebengleis im Vorbahnhof einer großen Stadt. Wir liegen auf dem Waggondach in der gleißenden Sonne und spielen Karten.*

*Ein grauhaariger Mann geht geduckt an uns vorbei, kriecht unter die Waggons. Er sammelt verschimmeltes Brot aus dem Dreck und schlingt es mit Begierde in sich hinein. Angeekelt drehe ich ihm den Rücken zu.*

*Als ein Zug mit Gefangenen neben dem unsrigen hält, erblicke ich ausgemergelte Scheusale, die hinter Eisengittern um Zigarettenstummel streiten. Mindestens sechzig dieser Bestien hausen in einem Wagon, liegen in ihren Exkrementen und nagen an steinhartem Brot. Abgestoßen wende ich mich ab.*

Helmut atmete schwer, verkrampfte die Hände ineinander, bis die Knöchel weiß hervortraten. Seine Schultern zuckten.

#### 28. September 1942

*Schon von fern nehme ich verwesenden Geruch in der flimmernden Luft wahr. Er ballt sich über einem Gefangenenlager.*

*Eng zusammengerottet liegen bis aufs Skelett abgemagerte Untermenschen auf festgetretenem Boden, dürrig bedeckt mit kotbeschmierten, zerrissenen Kleidern. Augen von Tieren blicken mir entgegen. Ich bin froh, dass uns Stacheldraht trennt. Von Fliegenschwärmen umgeben, entlausen sich einige gegenseitig, andere kochen in Blechbüchsen undefinierbares Kraut, vom Weg gepflückt. Wieder andere drehen stinkendes Fleisch an primitiven Astspießern, zerreiben zwischen Steinen Körner zu Mehl, kneten es mit Wasser, das Jauche gleicht, zu Brei. Mir wird übel. Schnell gehe ich in die entgegengesetzte Richtung.*

*Von weitem sehe ich dunkle Wolken über das Lager dahinziehen.*

Helmut erhob sich schwerfällig aus seinem Stuhl. Er trat zum Fenster und bemerkte nicht die Tränen, die über seine fahl gewordenen Wangen liefen. Lange kühlte er seine heiße Stirn an der kalten Fensterscheibe.

Als die Nacht den Tag verdrängte, saß er abermals am Schreibtisch, und griff im matten Schein der Stehlampe zum zweiten Tagebuch. Nur die erste Seite war beschrieben.

24. Oktober 1942

*Täglich sehe ich ein etwa achtjähriges Mädchen ausgehungert und barfuß an der Ecke eines Hauses unweit des Marktes einer Großstadt stehen. Es streckt den Vorübereilenden seine zarten Hände entgegen und bettelt um Brot.*

Helmut's Mundwinkel zitterten. Er presste die Hände auf die Brust.

Ein Jahr später fand seine Enkelin Anne diese Aufzeichnungen auf dem Dachboden ihrer Eltern. Unter dem letzten Absatz stand in verwischter, krakeliger Schrift:

13. Oktober 1998

*Ich schäme mich unendlich!*

## *Onkel Papa*

### *Vater hat Fronturlaub*

Der Krieg hielt dich in seinen Klauen.  
Ich, dein Töchterchen, wuchs in Mutters Großfamilie auf.  
Ich vermisste dich nicht, weil ich dich nicht kannte.  
Mutter hatte viele Brüder, alles meine Onkel,  
die ständig um mich herum waren.  
Dann kamst du unverhofft auf Fronturlaub.  
Freudig rief Mutter: »Anne, dein Papa ist da!«  
Schüchtern reichte ich dir meine kleine Hand  
und hauchte: "Onkel Papa".  
Du warst geschockt, enttäuscht.  
Ich hatte dir sehr weh getan,  
dabei wollte ich nur höflich sein.  
Heute würde ich bis ans Ende der Welt laufen,  
könnte ich nur einmal "Papa" zu dir sagen.

*HKronenberg@t-online.de*

## ***Eine russische Zwangsarbeiterin auf einem deutschen Bauernhof.***

*Karl-Heinz Ganser*

Meine Eltern hatten eine kleine Landwirtschaft im Dorf. Vater war vom Militärdienst freigestellt. Er musste dafür in den Kriegsjahren täglich mit Pferd und Wagen in mehreren Dörfern die Milch bei den Bauern abholen und zur Molkerei fahren. Meistens kam er erst am späten Nachmittag nach Hause, sodass meine Mutter viele Arbeiten im Stall und auf dem Feld alleine verrichten musste. Daneben hatte sie noch uns vier Kinder zu versorgen.

Als ihr dann im Herbst 1943 eine junge Russin als Hilfe zugeteilt wurde, war das für sie eine spürbare Erleichterung. Die Frau war fünfundzwanzig Jahre alt, sehr scheu und konnte etwas deutsch. Im Obergeschoss unseres Hauses hatte mein Vater ein Zimmer hergerichtet, in das ich nach den Ferien einziehen sollte.

Ich war schon sehr enttäuscht, dass dort nun die russische Frau untergebracht wurde, und ich mit meinen neun Jahren auf ein eigenes Zimmer verzichten musste. »Junge, du willst doch nicht, dass Anastasia auf dem Heustall schlafen soll, so wie die arme Anuschka, die beim Ortsbauernführer arbeiten muss«, sagte meine Mutter zu mir, als ich bei ihr motzte.

Anastasia lebte sich rasch ein, war meistens vergnügt und machte ihre Arbeit gut. Obwohl es offiziell verboten war, saß

sie bei jeder Mahlzeit mit uns am Tisch. Nur wenn es an der Haustür klopfte, musste sie sofort in die Küche verschwinden.

In der riesigen Strohmiete, die nicht weit von unserem Haus stand, hatte ich mir einen geheimen Gang durch die Ballen gebaut. So konnte ich alles rund um die Miete genau beobachten. Eines Nachmittags hörte ich plötzlich in der Nähe flüsternde Stimmen. Durch meinen gut getarnten Ausguck konnte ich sehen, wie in einer Ecke des Strohschobers Anastasia mit einem mir fremden Mann tuschelte. Ab und zu küssten sie sich.

Am nächsten Tag, wir waren gerade alleine in der Küche, fragte ich Anastasia, ob sie einen Freund habe. Erst sah sie mich verblüfft an, doch dann wurde sie traurig. In ihrem gebrochenen Deutsch versuchte sie mir zu erklären, dass niemand wissen dürfe, dass sie sich mit ihrem russischen Freund heimlich treffen würde. »Wenn du sagen ... du uns sehen ... schießen Deutsche ... uns tot!« seufzte sie. Ich konnte mir das zwar nicht vorstellen, doch ich spürte instinktiv, dass ich diese Beobachtung für mich behalten musste. Meinen Eltern habe ich auch nichts davon gesagt.

Schließlich kam der Heilige Abend, auf den wir Kinder so sehnsüchtig warteten. Das gute Zimmer (es wurde nur an Sonn- und Feiertagen benutzt) war schon Stunden vorher für uns abgeschlossen. Mutter und Anastasia huschten zwischendurch rein und raus, um alles für die Bescherung vorzubereiten. Nachdem die ganze Familie gebadet hatte, ging ich mit meinen Eltern um zwanzig Uhr in die Christmette. Anastasia verwahrte inzwischen meine Geschwister.

Dann war es endlich soweit. Wir Kinder sahen den festlich geschmückten Weihnachtsbaum überhaupt nicht, sondern

versuchten abzuschätzen, welche Geschenke wohl in den mit bunten Bändern verschnürten Paketen waren.

Doch bevor ausgepackt werden durfte, mussten sich alle um die Krippe stellen, um ein Weihnachtslied zu singen.

»Wo bleibt Anastasia?« fragte Vater meine Mutter.

»Ich hab alles versucht, aber sie will nicht runterkommen. Sie sagt, dass ist ein Abend nur für die Familie. Ich versteh sie nicht!« Mutter sah traurig aus.

Vater überlegte einen Moment. »Dann geh du doch nach oben«, sagte er zu mir, »vielleicht kannst du sie überreden.«

Ich rannte los und sah, als ich die Tür aufmachte, dass Anastasia vor dem Tisch saß und in Gedanken versunken, auf eine kleine Marienikone starrte. Ich weiß nicht mehr, wie lange ich auf sie eingeredet habe, aber schließlich kam sie doch mit nach unten. Ohne sie zu fragen, nahm ich einfach das Marienbild mit.

Die Ikone, (damals wusste ich natürlich nicht, dass man so etwas Ikone nannte) stellte ich in der Krippe direkt vor das Jesuskind und verkündete stolz: »Jetzt hat das Christkind eine deutsche und eine russische Mutter!« Alle sahen mich erstaunt an, aber keiner sagte etwas.

»Jetzt wollen wir ein Weihnachtslied singen«, erklärte Vater kurz darauf. Doch dann drehte er sich zu Anastasia um und meinte: »Vielleicht kannst du vorher ein russisches Lied singen?«

»Oh, ... nein, ich nicht singe ... aber ...«, stammelte sie verlegen und zog nach einer Weile eine kleine, selbst

geschnitzte Holzflöte hervor und begann zu flöten. Es war für mich eine sehr fremde Melodie, für meine Mutter wohl nicht, denn sie summte ganz leise mit.

Danach stimmte Vater das Lied Stille Nacht, Heilige Nacht an, und ich wunderte mich, dass Anastasia versuchte, zaghaft mitzusingen.

Jetzt durften wir endlich unsere Geschenke auspacken. Aus dem großen Karton konnte ich tatsächlich den so sehnlichst gewünschten Roller herausziehen. Meine Schwester Christa liebte gleich ihre Stoffpuppe. Nur mein Bruder Ralf war enttäuscht, dass es statt der erhofften elektrischen, nur eine Holzisenbahn war, die zum Vorschein kam. Unserem Jüngsten, dem einjährigen Paul, waren die vor ihm liegenden Holzklötze ziemlich egal. Er versuchte, in Richtung Weihnachtsbaum zu krabbeln.

Anastasia bedankte sich überschwänglich für die geschenkten Kleidungsstücke.

Als ich mit dem Roller in der Küche meine Runden drehte, kam Anastasia herein und steckte mir schnell ihre Holzflöte zu und sagte: »Danke, weil du von Stroh nichts sagen.« »Ist doch Ehrensache«, erklärte ich stolz und drehte die nächste Runde.

Am ersten Weihnachtstag warteten wir am Mittagstisch vergebens auf Anastasia. Meine Mutter ging nach oben und es dauerte sehr lange ehe sie zurück kam. Mit sorgenvollem Gesicht erzählte sie dann, dass Anastasia völlig verzweifelt sei und ihr anvertraut habe, dass der Gendarm ihren Freund abgeholt habe. Wie schnell sich bei den Großen doch alles ändert, dachte ich. Vor einigen Wochen war es noch ein Geheimnis zwischen Anastasia und mir. Und heute erzählt sie davon meiner Mutter.

Beim Festessen sprachen meine Eltern erregt miteinander. Ich verstand nur soviel, dass Vater mit dem Bauer reden wollte, bei dem der junge Mann gearbeitet hatte.

Ich spürte, dass die Weihnachtsstimmung im Haus getrübt war und ich überlegte, ob ich hinauf gehen sollte, um zu versuchen Anastasia zu trösten. Aber ich ließ es dann doch sein.

Zwei Tage später schickte mich meine Mutter zur Kirche, um ein Fläschchen Weihwasser zu holen. Als ich zum Weihwasserbecken ging, sah ich in der letzten Bank eine zusammengekauerte Gestalt sitzen.

Das Kopftuch kam mir bekannt vor, und als ich mich vorsichtig heran schlich, sah ich, dass es Anastasia war. Ich war überrascht, denn ich hatte noch nie gesehen, dass sie, solange sie bei uns war, einmal in der Kirche war. Während ich so dastand und überlegte, ob ich sie ansprechen sollte, drehte sie sich plötzlich um. Ich sah, dass sie die Ikone mit beiden Händen fest umklammert hielt und geweint hatte. Dann flüsterte sie mir leise zu: »Ich jetzt weit weg gehe ... du nichts sagen? ... Bitte!« Dann sprang sie auf und stürzte aus der Kirche. Total irritiert trödelte ich nach Hause und überlegte, was sie wohl mit dem Weitweggehen gemeint haben könnte.

Daheim herrschte große Aufregung, denn meine Eltern hatten bereits das plötzliche Verschwinden von Anastasia bemerkt. Mein Vater wollte sofort den Gendarm anrufen, aber meine Mutter meinte, dass es bestimmt besser für Anastasia sei, bis morgen früh zu warten, denn sie könne ja noch zurückkommen. Ich war froh, dass mich niemand fragte, ob ich sie vielleicht gesehen habe.

Als mein Vater am späten Nachmittag von seiner Milchtour heim kam, ging er sofort in die Küche zu meiner Mutter. Die Beiden redeten und redeten, mal laut und dann wieder leise. Ich versuchte zu lauschen, aber ich konnte nichts Richtiges verstehen. Ich ahnte, dass etwas Schreckliches passiert sein musste, und so fragte ich beim Abendessen:

»Ist was mit Anastasia?« Ich habe meine Eltern selten so niedergeschlagen gesehen, wie in diesem Moment. Lange schwieg meine Mutter, dann nahm sie mich in ihre Arme und murmelte: »Ach, mein Junge! Der schreckliche Krieg ist an allem schuld. Anastasia und ihr Freund sind auf der Flucht erschossen worden. Sie sind jetzt bestimmt im Himmel.«

"© Karl-Heinz Ganser":mailto:KHGANSER@aol.com

## ***Ein Bauernsohn geht aufs Gymnasium.***

*Karl-Heinz Ganser*

»Morgen gibt es die letzten Zeugnisse von mir!« verkündete Lehrer Thoma uns, der vierten Schulklasse, einige Tage vor Ostern. Nun war das Ende des Schuljahres 1944 gekommen und jetzt musste entschieden werden, wer zum Gymnasium ging oder nicht.

Ich hatte schon einige Monate vorher heimlich bei meiner Mutter mal nachgefragt, ob ich, wenn das Zeugnis gut wäre, auf die höhere Schule gehen dürfte. Mit meinem Vater darüber zu sprechen, traute ich mich nicht. Ich sollte als Ältester von vier Kindern einmal seinen Hof übernehmen. Nach seiner Meinung brauchte ich dafür aber keine höhere Schule.

Ich wollte aber gar nicht Bauer werden, sondern Journalist. Auf diese Idee hatte mich irgendjemand aus unserem Bekanntenkreis gebracht. Er hatte mir erzählt, dass Journalisten, wenn der schreckliche Krieg vorbei sei, in ferne Länder reisen und über alles schreiben könnten, was sie erlebt oder sich ausgedacht hätten. Ich fand das ganz toll und das Schreiben faszinierte mich immer mehr. Oft schrieb ich beim Kühe hüten heimlich kleine Geschichten oder Gedichte, die aber keiner zu lesen bekam. Als ich einmal mit meiner Mutter darüber sprach, meinte sie, dass die Leute die schreiben, das aber mit der rechten Hand tun würden. Darum müsse ich auch immer daran denken, dass man nicht links schreiben dürfte, so wie ich es gerne machte.

Am nächsten Tag kam ich mit einem sehr guten Zeugnis nach Hause. Ich zeigte es erst einmal meiner Mutter, die gerade in der Küche war.

»Kann ich damit zum Gymnasium gehen?« fragte ich sie zweifelnd. »Das könntest du schon, aber...« Sie sah mich ernst an, strich mir über den blonden Wuschelkopf und fügte hinzu: »Mal sehen, was der Papa nachher beim Mittagessen dazu sagt.«

Wie ich es erwartete hatte, war Vater überhaupt nicht dafür. Er meinte, ich müsse ihm auch weiterhin nachmittags bei der Arbeit im Stall oder auf dem Feld helfen. Der kranke und gebrechliche polnische Kriegsgefangene Wadislav, den uns die Partei vor einigen Wochen zugeteilt hatte, hielt mein Vater für keine große Hilfe. Ich musste daran denken, was mir Wadislav vor einigen Tagen, als wir beide die Kühe zum Melken in den Stall holten, verbittert gesagt hatte. »Ich auch Kühe in Polen gehabt, aber Deutsche haben alle kaputt geschossen.« Bevor der Tisch abgeräumt wurde, war mein Vater dann doch damit einverstanden, dass ich zum Gymnasium gehen könne, wenn ich wie bisher meine Arbeiten machen würde.

Das Gymnasium lag im Kreisstädtchen, fast fünf Kilometer von unserem Dorf entfernt. Morgens musste ich eine Stunde hin und mittags wieder eine Stunde zurücklaufen.

Argwöhnisch wurde ich natürlich von meinen neuen Klassenkameraden beäugt. Schnell hatte ich herausgefunden, dass der starke Adolf mit den roten Haaren, das Sagen hatte. Hin und wieder, wenn er am Volksempfänger eine Rede von Adolf Hitler gehört hatte, stellte er sich in der Pause auf die Begrenzungsmauer des Schulhofes und rief uns einige Parolen des Führers zu, die er besonders gut fand. Ich weiß noch, dass

er einmal geschrien hat: »Ihr seid mein Volk, und ihr müsst das tun, was ich euch befehle!« Er war schon ein richtiger kleiner Nazi und ich wunderte mich, dass die Lehrer ihn gewähren ließen. »Sein Vater ist ein hohes Tier in der Partei, und die Pauker haben Angst vor ihm«, flüsterte mir eines Tages einer aus meiner Klasse zu.

Der Unterricht war anfangs sehr hart für mich. Alle zwei Stunden musste ich mich auf andere Lehrer oder Lehrerinnen einstellen. In der Volksschule hatte ich vier Jahre nur den einen Lehrer Thoma gehabt. Mit der Zeit fand ich aber heraus, dass, wenn man sich genügend anstrenge, auch mit den Lehrern zurecht kam.

Nur beim Lateinlehrer Grotmann hatte ich das Gefühl, dass der mich nicht mochte. Er hatte nämlich die Nase gerümpft, als er eines Tages wissen wollte, ob es stimme, dass mein Vater Bauer sei. Was mich aber am meisten erschütterte, war, dass er nichts sagte, als fast die ganze Klasse brüllte: »So riecht er auch!« Völlig deprimiert trottete ich anschließend nach Hause und weinte mich bei meiner Mutter aus.

Am nächsten Morgen wollte ich nicht mehr in diese Schule gehen. Meine Mutter musste sehr lange auf mich einreden, ehe ich bereit war, doch loszuziehen. Meinem Vater haben wir nie etwas von der Sache erzählt.

Zwei Tage später kam der rote Adolf in der Pause auf mich zu, stellte sich breitbeinig vor mich hin, lachte höhnisch und rief so laut, dass es alle hören mussten: »Habt ihr auch Schweine?« In diesem Augenblick muss bei mir wohl eine Sicherung durchgebrannt sein. Ohne zu überlegen, verpasste ich ihm einen derartigen Schlag ins Gesicht, dass er wie ein angeschlagener Boxer zu Boden ging. Alle, die auf dem Schulhof standen, klatschen Beifall und schrieen: »Bravo!«

Seit diesem Vorfall stieg ich im Ansehen bei meinen Klassenkameraden. Obwohl ich es nicht erwartet hatte, ging Adolf mir meistens aus dem Weg. Der Unterricht machte mir danach richtig Spaß, und ich ging gerne zur Schule.

Inzwischen war es Sommer geworden und wir fuhren aufs Feld, um trockenes Heu einzufahren. Ich wunderte mich zwar, dass Wadislav nicht mit dabei war, dachte aber, dass er wahrscheinlich im Kuhstall eine andere Arbeit machen musste.

Drei Fuhren hatten wir bis abends geschafft und es sah so aus, als ob Vater sehr zufrieden war. Mutter hatte wieder wie so oft, eine leckere Milchsuppe als Abendessen gekocht. Kaum hatte mein Vater den Teller leergelöffelt, da drehte er sich zu mir herum und sagte mit ernster Mine: »Ab morgen kannst du nicht mehr zum Gymnasium gehen!«

Beinahe hätte ich mich verschluckt, als ich das hörte. »Ja, aber ...« stotterte ich total irritiert. Dann sagte Vater weiter: »Den Wadislav haben sie heute morgen abgeholt und jetzt musst du hier zur Schule gehen, damit du mehr Zeit zum Helfen hast.«

Ich starrte abwechselnd meinen Vater und meine Mutter an. »Das geht doch nicht ... ich muss doch ...« Weiter kam ich nicht, denn ich musste schrecklich losheulen. Ich weiß heute nicht mehr, was meine Mutter und zwischendurch auch mein Vater alles gesagt haben, um mich zu beruhigen.

Für mich war meine Welt, die ich mir so mühsam in den letzten Monaten aufgebaut hatte und in der ich trotz Krieg glücklich war, zusammengebrochen.

## ***Ein Stahlhelm voll Milch***

*Karl-Heinz Ganser*

Ein Junge überlebt wie durch ein Wunder den Angriff eines Tieffligers kurz vor Ende des Krieges

Im Herbst 1944 hatten wir unser Dorf vor der anrückenden Front verlassen müssen und waren in den nahe gelegenen Wald gezogen. »Es ist nur für ein paar Tage«, hatte mein Vater gesagt, als wir Bretter, Balken, Bettzeug, einen Tisch, eine Kanne voll Milch, ein Säckchen Kartoffeln und einige Lebensmittel aus der Vorratskammer auf den Pferdewagen luden.

»Wir bleiben hier im Wald bis die Amerikaner kommen, dann können wir wieder zurück in unser Haus«, verkündete Vater abends, als die Bretterbude fertig aufgebaut war und wir uns total erschöpft an einem kleinen Feuer wärmten.

Ich fand das alles als Zehnjähriger richtig aufregend und spannend. Meine Mutter saß da, schaukelte mein kleines, halbjähriges Brüderchen in den Schlaf und weinte still vor sich hin. Das konnte ich gar nicht verstehen.

Sobald es dunkel wurde, musste das Feuer ausgemacht werden. »Damit keiner sieht, dass hier jemand ist«, sagte Vater. In der Nacht hörte ich zum ersten Mal in der Ferne starken

Geschützdonner. Ich zog mir schnell die Decke über den Kopf, spürte aber keine Angst.

Am nächsten Morgen ging ich mit meinem Vater in unser Dorf zurück. Wir holten die beiden Kühe, die noch im Stall standen und trieben sie auf eine eingezäunte Weide, die nicht allzu weit von unserer Behausung am Waldrand lag. Diese Weide gehörte uns zwar nicht, aber da der Eigentümer, wie Vater wusste, schon Wochen vor seiner Flucht alle Kühe verkauft hatte, war es für ihn in dieser Situation selbstverständlich, dass wir die Weide nutzen konnten.

Da das Gras auf der Weide schon teilweise abgeweidet war und für unsere Kühe nicht lange gereicht hätte, fragte mein Vater mich, ob ich die Kühe nachmittags einige Stunden auf den angrenzenden, nicht eingezäunten Wiesen hüten würde. Für mich war es selbstverständlich, dass ich gleich am nächsten Tag mit dem Hüten der Kühe begann.

Meine Mutter gab mir ein Butterbrot mit Schmalz mit. Sie ermahnte mich ganz eindringlich, die Kühe nur bis zu dem kleinen Buchenwäldchen weiden zu lassen, das man von unserer Unterkunft aus sehen konnte. Ich versprach es und rannte los zu den Kühen.

Die beiden Rotbunten muhten aufgeregt, als ich ankam, und stürzten sich gleich auf das noch frische Grün der Nachbarwiesen. Nach zwei Stunden war ich mit den beiden Milchkühen bis vor das Buchenwäldchen gekommen. Ich hatte jetzt Zeit, mich hier einmal umzusehen.

Mir fiel auf, dass mitten in dem kleinen Waldstück Schützengräben ausgehoben und mit Ästen abgedeckt waren. Vielleicht sind noch Soldaten hier, dachte ich und wartete ab, ob sich etwas bemerkbar machte. Aber es rührte sich nichts und

neugierig, wie ich nun einmal war, deckte ich ein paar Reisigäste ab.

Was lag denn da? Ich stutzte! Das sah aus wie der Stahlhelm, den Onkel Paul mir letztes Jahr gezeigt hatte, als er als stolzer Soldat bei uns zu Besuch war. Ob hier noch irgendwo ein toter Soldat liegt? Bei diesem Gedanken wurde es mir doch ein wenig unheimlich. Vorsichtig suchte ich den ganzen Graben ab, fand aber außer dem Stahlhelm nichts.

Wenn dieser hier liegen bleibt, dann rostet er vor sich hin und das wäre doch schade. Während ich noch darüber nachgrübelte, kam mir plötzlich eine Idee.

»Ich mach' den Helm sauber, melke Milch hinein und schenke es dann meinem Brüderchen, denn der hat heute Namenstag!« rief ich begeistert aus.

Dann machte ich mich daran, in dem schmalen Wasserrinnsal, das durch das Wäldchen plätscherte, den Helm sauber zu machen.

Noch nie hatte ich eine Kuh gemolken, wohl aber der Mutter sehr oft zugeschaut. Mutig hockte ich mich unter meine Lieblingskuh und begann zu strippen. Nach einer Weile kam tatsächlich auch Milch heraus und ich schaffte es, den Stahlhelm voll zu melken.

Gerade wollte ich die Kühe in Richtung der eingezäunten Weide treiben, da sah ich über mir zwei Flugzeuge vorüberdonnern. Was für Flieger es waren, wusste ich nicht. Plötzlich drehte einer ab und kam im Sturzflug zurück. Ich fand das toll und winkte dem Piloten zu, den ich deutlich erkennen konnte.

In diesem Augenblick gab es einen furchtbaren Knall, und ich wurde zu Boden geworfen. Ich spürte noch, dass ich mit dem Kopf auf etwas Hartes aufschlug, dann wurde ich besinnungslos.

Irgendwann hörte ich die vertraute Stimme meiner Mutter.

»Junge, mein Junge, wach doch auf!« flehte sie mich an. Ich versuchte, die Augen zu öffnen, aber es ging nicht. In meinem Kopf hämmerte es und der rechte Arm schmerzte.

»Mama, es tut alles so weh!« stöhnte ich laut. Meine Mutter rieb mir mit dem Taschentuch den Dreck aus den Augen. Was ich dann sah, werde ich mein Leben lang nicht vergessen.

Ich lag neben einem Krater und links und rechts von mir erkannte ich die zerfetzten Körper von unseren beiden Kühen. Ein beißender Geruch lag in der Luft, und ich musste brechen.

Schließlich gelang es mir, in die Arme meiner Mutter zu kriechen.

»Es ist schlimm, dass unsere Kühe kaputt geschossen wurden, aber dass du es überlebt hast, ist ein Wunder. Du hast einen guten Schutzengel gehabt!« sagte sie mit tränenerstickender Stimme und drückte mich ganz fest an sich.

»Warum hat der Mann in dem Flieger das getan?« fragte ich leise.

Meine Mutter sah mich traurig an und murmelte: »Junge, das ist der schreckliche Krieg.«

Kurze Zeit später kam mein Vater keuchend angerannt. Als er sah, was passiert war, wurde er wütend. »Dieser verdammte Krieg!«

Dann strich er mir liebevoll über meinen verdreckten Haarschopf und meinte: »Wie gut, dass du nicht mehr abbekommen hast.«

Und zu meiner Mutter gewandt, sagte er: »Es hätte ja noch viel schlimmer kommen können, nicht wahr, Anna?«

Mutter nickte.

Lange betrachtete Vater die zerschossenen Kuhleiber und schüttelte immer wieder seinen Kopf. Dann setzte er sich und sagte mit ernster Stimme: »Morgen früh gehe ich nochmal ins Dorf. Vielleicht finde ich irgendwo noch eine Kuh. Wir brauchen doch Milch für unseren Kleinen.«

In diesem Augenblick fiel mir der Stahlhelm mit der Milch ein.

»Papa, guckst du mal, ob du irgendwo da hinten am Zaun einen Stahlhelm findest?« »Einen Stahlhelm!« Er sah mich verwundert an, entdeckte dann aber tatsächlich den Stahlhelm voll Milch an einem Eckpfahl.

»Das ist mein Namenstagsgeschenk für unseren Max!« verkündete ich stolz und meine Mutter versuchte zu lächeln.

"© Karl-Heinz Ganser":mailto:KHGANSER@aol.com

## ***Hans, wir schaffen das schon!***

*Karl-Heinz Ganser*

Ein elfjähriger Junge flüchtet mit der Familie vor der Front und kehrt dann in das zerstörte Heimatdorf zurück.

Der November 1944 war besonders kalt und nass.

Seit fast zwei Monaten hausten wir nun hier in einer Bretterbude am Waldrand, nachdem wir vor der heranrückenden Front geflüchtet waren. Es war nicht allzu weit entfernt von unserem Heimatdorf. Mein Vater war davon ausgegangen, dass wir wieder heimkehren könnten, sobald die Alliierten unser Dorf eingenommen hätten.

»Heute Nachmittag«, so erzählte Vater eines Abends, als wir wieder einmal frierend am prasselnden Feuer vor unserer Behausung saßen, »habe ich deutsche Soldaten getroffen, die mir sagten, dass die Kameraden in den Westwallbunkern den Vormarsch der Amerikaner gestoppt hätten.« Und nach einer Weile fügte er hinzu: »Ich fürchte, bei dieser Kälte können wir es nicht mehr lange hier aushalten.«

»Juchhu! Dann können wir ja nach Hause!« rief ich spontan, »ich möchte so gerne in ein warmes Bett!« »Ich auch und ich auch«, unterbrachen mich lautstark meine Schwester und mein Bruder. Vater erklärte uns, dass es gar nicht abzusehen sei, wann wir zurückkönnen. »Aber darauf können wir nicht

warten«, sagte Mutter ganz energisch. »Wir müssen morgen früh unsere Sachen packen und darauf hoffen, dass gute Leute uns irgendwo in einem Dorf aufnehmen.« Und mit einem sorgenvollen Blick auf unseren Jüngsten, der im Kinderwagen wieder einen Hustenanfall bekam, murmelte sie: »Hier werden wir noch alle sterbenskrank.«

Am nächsten Morgen halfen alle mit, die wenigen Habseligkeiten auf den Wagen zu verstauen, während Vater das Pferd anschrirte. Mittags erreichten wir das erste Dorf. Aber in keinem Haus war Platz für uns. Viele Flüchtlinge aus anderen Dörfern waren hier schon untergekommen. Also, mussten wir weiterfahren und ich bemerkte die große Enttäuschung bei meinen Eltern.

Kurz bevor es Dunkel wurde, fanden wir schließlich im nächsten Ort ein älteres Ehepaar, das bereit war, uns zwei Zimmer zu überlassen. »Vor drei Wochen haben wir erfahren, dass unsere beiden Söhne gefallen sind«, hörte ich die alte Frau zu meiner Mutter sagen. »Deshalb könnt ihr jetzt die Zimmer haben«, schluchzte sie.

Wir waren übergücklich, wieder in einem Haus - wenn auch auf engstem Raum - leben zu können. Gerne half Mutter den alten Leuten im Haushalt und im Stall die zwei Kühe zu versorgen. Mein Vater konnte auf einem Bauernhof in der Nähe arbeiten. Als Lohn erhielt er Milch, Butter und selbst gebackenes Schwarzbrot.

Eines Tages erklärte meine Mutter mir, dass ich ab morgen im Nachbardorf in die Schule gehen müsse. Davon war ich gar nicht begeistert. Ich fand das Leben ohne Schule viel schöner. Am nächsten Morgen packte Mutter mir ein Butterbrot und eine kleine Flasche mit Milch in eine alte Stofftasche. Meine Schultasche, die Bücher und die Hefte hatten wir natürlich

vergessen, als wir geflüchtet waren. Mit einem mulmigen Gefühl im Bauch trottete ich dann zur Schule und setzte mich auf einen freien Platz in die letzte Bank. Der Lehrer hieß Berners, war groß, hatte einen riesengroßen Schnauzbart und sprach in einem Ton, als ob alle Schüler Soldaten wären. Das erste was er mir zeigte, war ein zwei Meter langer Haselnussstock, den er »Heinrich« nannte. »Der ist nur für die Jungens da, denn die Mädchen sind brav und folgsam«, klärte er mich auf. Wenn einer schwätzte, oder seine Hausaufgaben nicht vollständig gemacht hatte, nahm er den Stock und rief empört: »Heinrich, walte deines Amtes!« Ich habe anfangs meistens mitgeheult, wenn ich sah, wie wollüstig er mit dem Stock solange auf einen Jungen eindrosch, bis dieser erbärmlich jammerte. In meiner Heimatschule hatten wir natürlich auch manchmal Prügel bekommen, wenn wir nicht aufpassten oder störten. Aber die waren gut auszuhalten. So entwickelte sich bei mir vom ersten Tag an eine unbeschreibliche Wut gegenüber dem Lehrer. Ich überlegte immer wieder krampfhaft, was ich tun könnte, um den Stock verschwinden zu lassen.

Eines Tages, als die Sirenen einen Luftangriff ankündigten und wir in den Keller mussten, wartete ich, bis alle aus dem Klassenzimmer waren, und schnappte mir dann den verhassten Stock, brach ihn in zwei Teile und warf ihn aus dem Fenster. Am nächsten Tag wartete ich aufgeregt darauf, was passieren würde. Doch zu meiner Überraschung suchte der Lehrer nicht nach seinem »Heinrich«, sondern schickte uns nach Hause mit den Worten: »Die Front kommt immer näher und die Partei hat verfügt, dass bis auf weiteres kein Schulunterricht mehr ist.« Tatsächlich hörten wir in den nächsten Tagen massiven Geschützdonner. Einzelne Granaten schlugen am Rande des Dorfes ein.

Nachts mussten wir alle in den Keller, aber schlafen konnte niemand. »Ich habe die Kellertür aufgelassen«, hörte ich meinen Vater eines Abends ziemlich aufgeregt zu den beiden alten Leuten sagen, denen das Haus gehörte. »Wahrscheinlich kommen diese Nacht die Amerikaner«, fügte er leise hinzu, »und da ist es besser, wenn die Tür nicht zu ist.« Ich muss wohl eingeschlummert sein, denn als ich plötzlich aufschreckte, hörte ich fremd klingende Männerstimmen. Das sind bestimmt die Amerikaner, schoss es mir durch den Kopf.

»Wo Soldat, wo Nazi!« schrien zwei schwer bewaffnete Soldaten im gebrochenen Deutsch und richteten ihre Gewehre auf meinen Vater und den alten Mann. Ich klammerte mich, genauso wie meine Geschwister an meine Mutter und dachte, dass sie uns jetzt alle erschießen würden. Aber die Amerikaner verlangten nur, dass sich alle mit erhobenen Händen an die Wand stellten. Dann rissen sie alle Schränke auf und durchwühlten das Bettzeug. Einer schoss mit seinem Maschinengewehr die Nebentür, die zum Vorratskeller führte und verschlossen war, einfach auf. Der andere Soldat stieß mit dem Gewehr das Tuch, das meine Mutter über den Kinderwagen, in dem mein kleines Brüderchen lag, gehängt hatte, herunter. Er zuckte erstaunt zusammen, als er das Baby sah. Langsam drehte er sich zu meiner Mutter um, die wie Espenlaub zitterte, klopfte ihr auf die Schulter und sagte: »Ich auch haben Baby.« Dann kramte er in seiner Hosentasche, zog eine Büchse hervor und gab sie meiner Mutter. Als die beiden amerikanischen Soldaten später abgezogen waren, öffnete Mutter vorsichtig die Büchse und sagte erstaunt: »Da ist ja Milchpulver drin.«

Irgendwann im Februar 1945 erfuhr mein Vater, dass die Amerikaner vom nächsten Dorf aus, Flüchtlinge mit Militärfahrzeugen in die Dörfer zurückfuhren, die schon erobert waren. So konnten sie in den Orten, die nahe an der

Kampflinie lagen, ihre eigenen Soldaten unterbringen. Am nächsten Tag machten wir uns im Schneegestöber und bei klirrender Kälte mit dem Handgepäck und dem Kinderwagen zu Fuß auf den Weg. Fast zehn Kilometer waren es bis ins nächste Dorf. Durch knöcheltiefen Schneematsch wateten wir stundenlang über die einzige noch befahrbare Straße. Hier rollte pausenlos der Nachschub der amerikanischen Armee. Wir mussten immer wieder in den Straßengraben flüchten, um nicht von den Panzern und LKW überfahren zu werden. So brauchten wir unendlich lange, ehe wir am späten Nachmittag den Sammelplatz im Nachbarort erreichten. Der letzte Transport mit Flüchtlingen, die an diesem Tag in unseren Heimatort gefahren wurden, war natürlich fort, als wir ankamen.

In der nahen Dorfkirche, die nur geringfügig beschädigt war, wurden wir für die Nacht untergebracht. Meine Mutter fand unter einer Muttergottesfigur einen kleinen Kerzenstumpen, den sie sofort anzündete. Dann bereitete sie aus dem restlichen Milchpulver und dem Wasser aus dem Weihwasserkessel, die letzte Tasse Milch. Mit Hilfe des Kerzenlichtes versuchte sie die Milch warm zu machen, damit mein kleines Brüderchen von gut einem halben Jahr etwas Warmes zu trinken bekam. Aber Max war von den Strapazen der letzten Tage und Wochen so geschwächt, dass er nicht mehr trinken wollte. Es war eiskalt in der Kirche. Mit den durchnässten Sachen am Leib mussten wir auf den harten Holzbänken die Nacht verbringen. Es waren etliche Familien hier und die ganze Nacht hindurch schrie und jammerte irgendwo ein Kind vor Kälte und Hunger. Irgendwann in dieser Nacht hörte ich meine Mutter laut seufzen und zu meinem Vater sagen: »Max ist tot.« Ich kroch zu meiner Mutter und heulte lange in ihren Armen, obwohl ich gar nicht so recht wusste, was tot eigentlich war.

Noch in der gleichen Nacht schaufelten mein Vater und ein Mann aus dem Dorf neben der Kirche ein Grab aus. Wir durften ja kein totes Kind am nächsten Morgen mit auf den amerikanischen LKW nehmen. Als wir dann schon in der Frühe auf das Militärfahrzeug steigen sollten, bekam meine Mutter einen Schwächeanfall. Ein amerikanischer Sanitäter, der zufällig in der Nähe war, gab ihr eine Spritze und danach hob mein Vater sie auf das Fahrzeug.

Am späten Nachmittag erreichten wir unser Heimatdorf. Während der Fahrt fuhren wir an vielen zerschossenen und eingestürzten Häusern vorbei. Ich überlegte, ob unser Haus auch wohl so aussehen würde. Doch schon von weitem konnten wir sehen, dass unser Haus noch stand. »Gott sei Dank!« rief meine Mutter freudig erregt. Als wir dann aber näher kamen, sahen wir, dass mehrere Granaten in das Dach eingeschlagen waren. Im Haus gab es keine Türen und keine Fenster mehr. Die Möbel lagen auf einem großen Haufen im Garten. Da habe ich zum ersten Mal in meinem Leben gesehen, dass meine Eltern bitterlich geweint haben. Meine Mutter war die erste, die sich wieder fing und zu Vater, der völlig deprimiert dastand, sagte: »Hans, wir schaffen das schon!«

"© Karl-Heinz Ganser":mailto:KHGANSE@aol.com

## ***Die Russen lassen uns laufen***

*Ein Junge flüchtet mit seiner Mutter von der Insel Rügen  
in den Westen*

Ende September 1945 verließ ich mit meiner Mutter die von russischen Truppen besetzte Insel Rügen. Ich war acht Jahre alt. Unser Ziel: den von den westlichen Alliierten kontrollierten Teil Deutschlands zu erreichen. Wochenlang waren wir auf Achse und fragten uns täglich: wie geht es weiter, ohne Proviant und ohne ein Dach über dem Kopf. Wieder im Straßengraben übernachten oder vielleicht doch in einer Scheune unterkriechen? Stets waren wir in panischer Angst, von russischen Patrouillen gefasst oder von Landsleuten denunziert zu werden.

Erschöpft erreichten wir schließlich die Grenze in Höhe des Ratzeburger Sees. Das, was uns nun bevorstand, sollte alles hinter uns Liegende in den Schatten stellen.

Doch zunächst sah alles vielversprechend aus. Wir hatten uns einer Gruppe von 20 Leuten angeschlossen, die ebenso wie wir illegal die Grenze überschreiten wollten. Es war gegen Mitternacht. Wir rasteten im Schatten von dichtem Unterholz. Der Schleuser, der unsere Gruppe anführte, erkundete das Terrain. Kurze Zeit später kam der Befehl zum Aufbruch. In weit auseinandergezogener Linie liefen wir am Waldsaum entlang. Gelangten an den Rand einer neuen Lichtung. In der Ferne, nur durch Lücken zwischen Bäumen erkennbar, eine weite Wasserfläche. Sie glitzerte im Mondlicht.

»Der Ratzeburger See!« flüsterte jemand. »Jetzt haben wir es bald geschafft.«

Das Ziel vor Augen, ging es schneller voran. Was sollte jetzt noch passieren?

Eine abschüssige Wiese hinunter, einen kleinen Bachlauf überspringen, den gegenüberliegenden Hang hinauf. Ich wunderte mich, daß hier Gänse weideten, die bei unserem Anblick laut losschnatterten, angriffslustig und mit den Flügeln schlagend auf uns losgingen. Im nächsten Augenblick peitschten Schüsse durch die Nacht. Leuchtraketen zischten in den Himmel, tauchten die Umgebung in gleißendes Licht.

»Stoi!«

Kugeln jagten über unsere Köpfe hinweg. Entnervendes Schreien der Frauen.

»Stoi! Stoi!«

Anna, meine Mutter, riss mich an ihre Seite.

»Ruki wwerch! Stoi!«

Und da stürmten auch schon dunkle Gestalten aus ihren Deckungen. Sprangen hinter Sträuchern hervor, schnellten aus Gräben und Erdlöchern hoch, als seien es menschliche Geschosse. Russen! In Kampfausrüstung und bis an die Zähne bewaffnet. Brüllten unverständliche Befehle. Umkreisten uns mit vorgehaltenen Maschinenpistolen. Zwangen jeden einzelnen mit Kolbenstößen und Fußtrittten, sich in einer Reihe mit den anderen aufzustellen. Manche stolperten, fielen in den Dreck, wurden brutal hochgerissen und in die Reihe zurückgestoßen.

Etwa ein halbes Dutzend Soldaten baute sich vor uns auf. Sie legten ihre Gewehre an, nahmen uns ins Visier. Ich sah direkt in die Gewehrläufe und hatte wahnsinnige Angst. Ich begann zu weinen und schiss plötzlich krachend in die Hose. Es stank erbärmlich.

Gleich darauf kam ein Offizier auf uns zu.

»Da ist ja ein Kind dabei!« rief er erstaunt. »Zu wem gehört der Junge?« Anna meldete sich. Ich weintest immer noch. Der russische Offizier legte eine Hand auf meinen Kopf, streichelte darüber und sagte: »Du brauchst nicht zu weinen. Euch passiert nichts.« Er sprach reines Deutsch.

Eingehend musterte er dann die Schar, die er gefangengenommen hatte. Schließlich bellte er einige Befehle. Die Soldaten ließen die Gewehre sinken. Meine Mutter atmete erleichtert auf. Das Schlimmste schien überstanden zu sein. Aber wir saßen in der Falle. Was stand uns bevor?

Plötzlich schnüffelte der Russe. Er musterte mich eindringlich, lachte dann lauthals und sagte: »Hast wohl nicht rechtzeitig den Weg zur Toilette gefunden, was?« Und zu Anna: »Gehen Sie mit Ihrem Jungen zu dem Bach runter und säubern Sie ihn.«

Ein hünenhafter Soldat begleitete uns zum Wasserlauf. Anna wusch mich, so gut es im Dunkeln ging. Zog mir eine frische Hose an, die sie noch im Rucksack hatte. Die verdreckten Sachen ließ wir an Ort und Stelle liegen. Dann kehrten wir zur Gruppe zurück.

Sofort jagten uns die Russen wie Hütehunde eine Herde Schafe über die Wiese. Unter Einsatz von Gewehrkolben, mit

Geschrei und wüstem Gebrüll. »Dawai! Dawai!« Fünzig, sechzig Meter weit. Oh ja, es schien ihnen Spaß zu machen. Ich sehe ein lachendes Gesicht, zwei Reihen blitzender Zähne. Davor eine Frau mit angstgeweiteten Augen, hysterischem Schluchzen, langen fliegenden Haaren, in die eine Männerfaust sich krallt. Welch ein Spaß im öden Grenzalltag!

»Dawai! Dawai!«

Fallen, sich aufraffen, weiterhetzen. Wir stolperten hinterher, waren die letzten. Anna zog mich am langgestreckten Arm hinter sich her. Ich keuchte.

Bis auf einmal, unter alten mächtigen Bäumen geduckt, eine Bauernkate vor uns stand. Diverse Nebengebäude. Niedrige Schuppen. Worauf wir zuhielten. Rechts, links und hinter uns bellende, beißende Hütehunde, die mir zwar nahe kamen, mich aber nicht anrührten. Auch Anna nicht, natürlich nicht. Warum? Standen wir unter besonderem Schutz? Wohl kaum. War das Kind tabu? Ein Mensch ist unschuldig, solange er ein Kind ist. Schon möglich, dass deshalb die Russen mit Kindern rücksichtsvoller umgingen. Das änderte nichts daran, dass ich von Angst geplagt wurde, meine Beine das Tempo nicht mehr mithalten konnten. Immer wieder musste Anna mich hochreißen, weil ich einknickte oder stolperte. Sie zog mich weiter. Tränen liefen mir übers Gesicht. Ich schmeckte Salz. Weiter! Weiter!

Wir sammelten uns in einem leeren Kuhstall. Fielen erschöpft auf den Boden. Saßen oder lagen auf Strohhallen. Es war dunkel, und es roch muffig. Die Soldaten zogen sich zurück. Ein Doppelposten bewachte das Tor. Erst als fahles Morgenlicht durch die mit Spinnweben verhangenen Stallfenster einfiel, erkannten wir uns wieder. Hungrig, müde und verzagt umklammerten die Frauen ihre wenige Habe.

Furcht und Panik hatten ihre Gesichter gezeichnet. Manche weinten, atmeten stoßweise. Eine Frau begann zu zittern, obwohl es stickig und warm war. Ich hatte mich beruhigt und futterte eine Handvoll Haferflocken. Von draußen war grobes Geschrei zu hören. Vor Erschöpfung schlief ich ein.

Früh am nächsten Morgen kam der Befehl: »Raustreten! Dawai! Dawai!« Eiligst liefen wir nach draußen. An der Tür gab es einen Stau. Brutal zog ein Soldat eine Frau am Arm heraus. Sie stolperte, fiel auf die Erde. Ich sah, wie sie grausam mit Fußtritten traktiert wurde. Sie schrie vor Schmerzen.

Wir drängten nach, sammelten uns auf dem Hof. Ein Militärlaster stand bereits da und wartete mit laufendem Motor. Die Heckklappe wurde heruntergelassen. Wir mussten aufsteigen. Als ich mich an der Klappe hochhangelte, rutschte ich ab. Zwei kräftige Arme fingen mich auf. Eine freundlich klingende Bemerkung auf Russisch. Dann »Hopp!«, und ich stand auf der Ladefläche.

»Spaciba«, sagte ich. Lachend gab der Soldat mir einen Klaps auf den Hintern.

Anna zog mich neben sich auf eine Holzbank dicht hinter der Fahrerkabine. Dann kletterten zwei Soldaten herauf, setzten sich ans Ende der Ladefläche. Auf ihren Knien lagen Maschinenpistolen. Die Heckklappe wurde geschlossen. Gleich darauf wurden Befehle gebrüllt. Der Wagen ruckte an, und wir fuhren in eine ungewisse Zukunft.

Das Aufnahmelager, in dem wir eine Stunde später ankamen, befand sich auf einem ehemaligen Gutshof. Es diente als Durchgangsstation. Danach sollten wir in ein größeres Sammellager verfrachtet werden. Überraschend wurde Verpflegung ausgegeben. Da ich ein Kind war, bekam ich

Milchsuppe, an die Erwachsenen wurde Wassersuppe und ein Stück Brot ausgegeben.

Der Aufenthalt dauerte nur bis zum nächsten Morgen. Eine neue Tortur stand uns bevor. Dreißig Kilometer Fußmarsch lagen vor uns, in einer Gruppe von annähernd fünfzig Menschen. Alte Männer, Frauen und Kinder. Rundum bewacht von schwer bewaffneten Soldaten. Vorne und hinten Geländewagen. Niemand wusste, wohin es ging und was uns erwartete. Die wildesten Gerüchte entstanden. Viele Leute waren verzweifelt. Anfangs wurde auf Nachzügler mit Gummiknüppeln eingeschlagen. Später verlud man schwache und alte Leute auf Lastwagen.

Ich erinnere mich genau an diese endlos lange Straße: Kopfsteinpflaster, eingerahmt von hohen Bäumen. Die Sonne brannte, dürftig gefiltert von dem Laub der Baumkronen. Während einer Rast am Straßenrand reichte mir ein Russe seine Feldflasche. Ich trank lauwarmes, aber reines Wasser, es schmeckte köstlich. Dann ging es weiter. Ein Troß verzagter Menschen, der über die Landstraßen Mecklenburgs wanderte. Von Zeit zu Zeit redete Anna mir gut zu, damit ich nicht schlapp machte. Ich war müde und erschöpft, fiel zurück. Meine Beine wurden schwer. Anna nahm mich an der Hand. Dennoch wurde der Abstand zum Vordermann ständig größer. Ob reine Menschlichkeit oder Handeln auf Befehl - irgendwann saß ich mit zwei anderen Kindern in einem offenen Geländewagen, eingezwängt zwischen Soldaten. Sie verteilten trockene, flach gepreßte Hirsekuchen und gaben uns zu trinken. Ich erholte mich. Gleichzeitig erwachte meine nie versiegende Neugier zu neuem Leben. Ich fragte, wohin wir unterwegs seien, erntete aber nur ein Schulterzucken. Interessiert betrachtete ich die Waffen, vor allem die Maschinenpistolen mit den runden Magazinen, die mir sehr fremd waren. Erklärungen auf Russisch und in holprigem Deutsch bestätigte

ich mit Kopfnicken. Ich sagte »Da, da«, auch wenn ich das meiste nicht verstand. Anna, die mal vor, mal neben uns herging, behielt mich in verständlichem Misstrauen ständig im Auge.

Kurz vor Einbruch der Dunkelheit erreichten wir ein einsam liegendes Gehöft: rundherum Stacheldrahtverhau. Überall Posten, die Patrouille gingen. Von hier konnte schwerlich einer unbemerkt entkommen. Dann eine breite Einfahrt, die zu einem stattlichen Wohnhaus führte. Wirtschaftsgebäude aus rotem Klinker, mehrere langgestreckte Bauwerke für Viehhaltung und Lagerräume für Heu und andere Vorräte ergaben ein beeindruckendes Ensemble. In den Kojen eines ehemaligen Viehstalls waren auf hartem Betonboden Strohlager bereitet. Auf den meisten lagerten Menschen, allesamt Flüchtlinge wie wir. Geschundene Leben voller Wunden und Narben. Kein Hallo, keine Begrüßung von Gleichgesinnten, höchstens ein schwaches Kopfnicken oder eine einsilbige Antwort, wenn einer von den Neuankömmlingen etwas wissen wollte. Warum etwas riskieren? Die Schrecken zurückliegender Tage und Wochen hatte alle misstrauisch gemacht. Und Neuzugänge bedeuteten eine weitere Rationierung der Verpflegung. Jeder war sich selbst der Nächste. Völlig erschlagen ließen wir uns auf einem freien Platz nieder.

Spät nachts eine überraschende Kontrolle. Lichtfinger von starken Taschenlampen huschten über unsere Gesichter hinweg. Das Auf und Ab schwerer Stiefel. Soldaten brüllten Befehle. Untersuchten alle Ecken und Nischen, warfen Strohbälle um, rissen Leute von ihren Lagern hoch, stießen sie wieder zurück. Eine unheilvolle Spannung breitete sich aus. Frauen saßen zusammengekauert oder umklammerten sich gegenseitig. Sie fürchteten das Schlimmste. Aber sie blieben verschont, keiner der Russen vergriff sich an ihnen. Sie hatten ein anderes Ziel: einen ehemaligen Wehrmichtsangehörigen zu

finden, der sich zwischen den Flüchtlingen versteckt haben sollte. Sie fanden den armen Kerl. Ein Spitzel hatte ihn verraten. Gnadenlos schlugen die Russen auf ihn ein. Mit Gummiknüppeln und Gewehrkolben. Mit einem Ausdruck unbändiger Wut auf ihren Gesichtern. Der Gefangene riss die Arme hoch, versuchte damit sein Gesicht, seinen Kopf zu schützen. Dann stolperte er, fiel hin, wurde hochgerissen und in den Leib getreten. Er klappte zusammen, kippte vornüber, raffte sich auf, lief hinaus. Die Russen hinter und neben ihm prügeln weiter auf ihn ein, bis die Stimmen verebbten und der Spuk vorüber war.

Ich sah Anna an und fragte: »Wo bringen sie ihn hin?« Sie hob die Schultern. »Ich weiß es nicht.« Und nach einer Weile: »Ich weiß es nicht. Versuch zu schlafen.«

Ich fühlte ein seltsames Kribbeln wie eine Welle durch meinen Körper ziehen. In meinen Ohren rauschte ein Wasserfall. Was ich eben gesehen, gefühlt und gehört hatte, entsetzte mich. Ich war Zeuge der Erniedrigung eines Menschen geworden. Wie ein hilfloser Mensch von einer Meute wild drauflos schlagender Soldaten zu einer gepeinigten Kreatur gemacht wurde. Die Erbärmlichkeit, sich nicht wehren zu können. Keines Verbrechens überführt worden zu sein und doch auf brutalste Weise moralisch ausgelöscht zu werden. Ein Mann, der wer weiß was im Krieg erlebt, ihn überlebt, sich hier im Stall zwischen all den Frauen versteckt und auf eine günstige Gelegenheit gewartet hatte, um sich nach Hause durchschlagen zu können - über ihn waren die Sieger hergefallen, als sei er ein wildes Tier. Und dutzende Augenpaare hatten zugesehen. Ängstliche und bibbernde Hasenfüße. Obwohl das Leben eines anderen Menschen auf dem Spiel stand. Sehr früh, in der ersten Dekade meines Lebens, wurden mir die perversen Ausbrüche menschlichen Handelns geboten. Die Umstände, die zeigten, was der Mensch

wirklich ist. Trotz der wieder eingekehrten Ruhe im Stall konnte ich in dieser Nacht nicht mehr schlafen.

Am nächsten Morgen gab es eine dünne Milchsuppe für die Kinder. Wie üblich, wurde den Erwachsenen Wassersuppe vorgesetzt. Eine graubraune Brühe mit einer undefinierbaren Einlage im Krümelformat. Manche sagten, das sei ein Fraß für Schweine. Da ich hungrig war, probierte ich davon und weichte hartes trockenes Brot darin ein. Ich wurde satt und schläfrig, streckte mich auf meinem Lager aus und versank sogleich in den Abgrund des Vergessens.

Irgendwann später, noch während ich auf meiner Strohunterlage schlief, wurde Anna zum Verhör befohlen. Die Prozedur im Haupthaus dauerte nicht lange. Als sie zurückkam, musste sie mich wecken; von ihrem Weggang hatte ich nichts gemerkt.

»Beeil dich, wir brechen auf«, sagte sie. Überrascht blickte ich um mich, sah aber keine Soldaten, die uns antrieben.

»Warum?« Ich war müde und wollte weiterschlafen.

»Wir können nach Hause gehen.«

»Nach Hause?« fragte ich ungläubig.

»Die Russen lassen uns laufen. Nun mach schon, damit wir wegkommen, bevor der Kommandant es sich anders überlegt.«

Langsam begannen sich die Dinge in meinem Kopf zu ordnen. Rasch packten wir unsere Sachen zusammen. In Annas Augen standen Tränen. »Viel Glück!« rief uns jemand nach, als wir den Kuhstall verließen. Wenig später tippelten wir über die Landstraße, auf der wir gestern angekommen waren. Anna lachte zum ersten Mal.

*schmidt-dranske@t-online.de*

## *Ländliche Idylle '30*

*Alois Eder*

*1938: Anschluss Österreichs*

Eltbogen ist schon lange überfällig,  
die Meisterin lugt oft besorgt zum Fenster,  
weils Abend wird und sich das Wirtshaus füllt  
und bald die Tagediebe trunken ausspeit.  
Die wohlfeil für drin ausgebrachte Runden,  
ihr Mütchen vor dem Judenhaus zu kühlen,  
Eltbogen ihr "Juda, verrecke!" schreien.  
Der Lehrling sieht vom Dachfenster die Kumpel  
vom Fußballplatz, vom Samstagskorso wieder,  
erkennt die heisern Stimmen auch im Dunkeln,  
für die der neue Sport einfach Gaudee ist,  
den noch dazu Anstifter gut bezahlen,  
Großkopferte wie Arzt, Kaufmann und Lehrer,  
seit Anschluss große Gauredner der Nazis.  
Frau Eltbogen und ihre Judentöchter,  
sind hilflos, wenn der Meister einmal ausbleibt,  
dazu ein Lehrling, arisch und kaum achtzehn,  
den nichts besticht als mittags gutes Essen,  
und ein Sinn für Gerechtigkeit, der sagt,  
sie sind doch Menschen, ganz so wie die andern,  
nur eben samstags in der Synagoge,  
statt sonntags in der Messe und im Wirtshaus.  
Doch Meister Eltbogen war dort gelitten  
noch kurz vorm Anschluss, Vizekommandant auch,  
der Feuerwehr, und am Paraderock die Orden,

die wohlverdienten aus dem ersten Weltkrieg,  
den damals ohne Ordnungszahl gezählten.  
Die hängen jetzt am Glas der Ladentür,  
stumm protestierend bei der Hetzeraufschrift,  
dem hingekalkten Trotz "Kauft nicht beim Juden!",  
den außen die SA davorgepflanzt hat.  
Und immer noch kommt nicht und nicht der Meister,  
mit dem die Buben anzubinden scheuen  
nach seinem Spruch: "Ein Hund, der bellt, der beißt nicht!"  
Doch Steine, wenn sie anfangen zu werfen,  
wie anderwärts, wies heißt, schon lange Brauch ist,  
kaputt die Scheiben, niemand wehrte es ihnen.  
Der Dorfgendarm ist auch ein Märzgefall'ner,  
der nolens volens Hakenkreuz geflaggt hat,  
seit's im Gemeindeamt allein den Ton angibt.  
Wo ist er heute liefern hin, nach Mechters?  
Oder noch weiter, hinter Böhheimkirchen?  
Der Lehrling kennt den Bauernhof, die Route,  
war auf Montage mit im Schlosseranzug.  
Am Land die Leute ordern tapfer weiter,  
lassen sich neue Küchenöfen setzen  
von Eltbogen, wie eh und je der Brauch war,  
vielleicht jedoch mit einer kleinen Hoffnung,  
die Schuld dem Juden länger stehn zu lassen,  
kann man zur Not doch mit der Rasse drohen nun.  
Und wens so ist - warum nicht gleich erschlagen?  
Und Eltbogen, der Meister, ist noch stolz drauf!  
Statt einzusehen, dass auch Treue schadet,  
beim Gauredner, dem zweiten Lieferanten  
im Dorf und seinem schärfsten Konkurrenten.  
Fährt mit dem Fahrrad nächstens durch die Gegend  
zu Kunden, als ob tiefster Friede wäre,  
am Land die Lage noch so sicher wie vor Jahren,  
ein Bombenanschlag hier und da, und s' hat sich.  
Jetzt aber braucht ihm nur wer aufzulauern,

ihn sich vom Rad zu holen, ihn verprügeln.  
Selbst wenn sie Anzeige entgegennehmen  
von einem Juden: nachgehn wird ihr keiner.  
Es ist so ruhig draußen, recht verdächtig.  
Der Meister sollte längst schon wieder da sein,  
er ist ja sonst ein Sprinter mit dem Fahrrad.  
Und nichts beruhigt Meisterin und Töchter,  
auch wenn der Lehrling meint, von denen niemand  
könnt auch nur wissen, wo der Meister unterwegs ist.  
"Und wenn - zum Beispiel nur - du dich verschnappt hast  
nach Feierabend, bei der Fußballmannschaft?"  
erwacht nun in der Eltbogin der Argwohn,  
"Oder der Bauer, der bestellt hat, dann im Wirtshaus?  
Geh, nimm dein Radl! Fahr ihm halt entgegen!  
Nachts unterwegs, da kann so leicht was g'schehen  
Ein Radler noch dazu ist völlig hilflos,  
wenn unterwegs ihn irgendwer wo abpasst!"  
Um Mitternacht zieht ab die Schar der Zecher  
lustlos noch ihr "Verrecke!" intonierend,  
das fad wird, wenn es kein Pogrom begleitet.  
Der Meister ist noch immer überfällig,  
der Lehrling nicht zurück: was kann passiert sein?  
"Am besten wärs schon, wenn ers G'werb gleich aufgibt,  
Auf einem grünen Zweig kommt er jetzt eh nicht.  
Grad dass die Konkurrenten auf ihn hetzen,  
weil er ein Schlossermeister und ein Jud' ist!"  
Und wenn ihm Gott behüte was passiert ist,  
sie könnt's nicht weiterführen ohne Hilfe.  
"Wo willst denn hin nachher, und wovon leben?"  
greint gleich die ält're Tochter, die gelähmte,  
die es auch so schon schwer genug gehabt hätt.  
Der Lehrbub bringt sie mit der Scheibtruh' in die Schule,  
die Gottseidank nicht weit den Berg hinauf steht.  
Und Gottseidank, um halb eins rappelts draußen,  
der Lehrbub stellt die Räder ein, der Meister

tritt ein und grüßt die Seinen ganz verlegen,  
hat keine Nazi-Gräuel zu vermelden.  
Im Gegenteil: man hat ihn gut bewirtet  
und reichlich nachgeschenkt, er ist ja standfest.  
Ein Gläschen mehr kann auch sehr leicht passieren,  
kommt man mit Freunden ins Politisieren,  
und es wird spät, bis man dann endlich aufbricht.  
Der Bauer hat ihm Mut gemacht, es werde  
doch nie so heiß gegessen wie gekocht wird,  
dass auf die Nachbarschaft genug Verlass sei,  
und drum kein Grund, vielleicht zu emigrieren.  
Doch auf die Nacht nicht, wenn man einen Schwips hat,  
da drohen Schlaglöcher und Straßengraben,  
ein Sturz zieht ihm das Rad dann aus dem Rennen,  
mit einem Mordstrumm Achter, dass er aufgibt.  
Und statt zu fahren, hat er es geschultert,  
und heimgetragen, bis ihm dann der Lehrling  
entgegenkam und ihm geholfen hat  
zu Fuß, und deshalb ists so spät geworden.  
An diesen Abend werden sie noch denken  
vom Viehwaggon aus, vom Transport nach Auschwitz,  
als Schirach Wien für judenrein erklärt hat,  
weil auch im Ghetto, wo man schließlich hinzog,  
die letzte Wohnung endlich arisiert war,  
an diesen Abend und ans Anschlussjahr  
als einer Zeit noch der Geborgenheit:  
kein Darben, reine ländliche Idylle.

### **Anmerkung**

Die Ballade beruht auf einer Erzählung von Alois Eders Vater, der 1938 Lehrling bei dem jüdischen Schlossermeister Eltbogen auf dem Land in Niederösterreich war.

Glossar

*Gaudee: österreichische Nebenform von Gaudi*

*Märzgefallener: Opportunist, der im März nach dem Anschluss Österreichs Parteimitglied der NSDAP wird.*

*Scheibtruhe: Schubkarren*

*Mordstrumm Achter: arger Defekt an der Fahrradfelge*

## *Erwachen 1946*

*Alois Eder*

### **Ein jüdischer Rechtsanwalt kehrt aus der Emigration zurück.**

Abschied nehmend geht entlang  
Dr. Morgenstern die Kremsergasse  
ihre Aura nochmals witternd bang  
weil er ja die Stadt nun doch verlasse.  
Seitdem man die Juden boykottiert  
hat ein Rechtsanwalt hier keine Bleibe,  
wo man jede Wand beschmiert  
damit man sie ja rasch vertreibe.  
Ungewiss scheint ihm das Los,  
das in Palästina ihn erwartet,  
Hier, St. Pölten schien Abrahams Schoß,  
Heimatliebe ist ihm eingetretet.  
Einsicht hat auch eine Zeit gebraucht,  
dass es mit der Gegenliebe hapert  
wer nun mit ihm redet, haucht,  
weil die Furcht ihm schon dazwischen klappert.  
Und auf niemanden ist jetzt Verlass,  
auf Klienten nicht, auf Honoratioren  
und die Gattin, einst voll Mut und Spaß,  
gibt inzwischen auch den Kampf verloren.  
Morgenfrühe ists und menschenleer  
nur Frau Pittner ist schon auf den Beinen

quert die Straße zu ihm her,  
Abschied nehmend, will ihm scheinen.  
Ach, er kennt die Zeichen nicht,  
streckt die Hand schon aus zum Schütteln,  
da spuckt sie ihm in sein Gesicht,  
an ihrem Rassestolz lässt sie nicht rütteln.  
War der Führer doch bei ihr zu Gast  
nach dem Bad in der St. Pöltner Menge,  
des Triumphzugs letzte Rast  
im St. Pöltner Grand-Hotel-Gepränge.  
Doch die Tausend Jahre gehen schnell,  
weil, eh mans gedacht', die Russen kommen,  
aus Frau Karolines Grand-Hotel  
wird das Hitlerbild gar bald entnommen.  
Auch in Palästina vergeht die Zeit,  
der Doktor hasst das südlichere Klima,  
das Heimweh macht die Herzen weit,  
St. Pölten lockt im Zweifel noch immer.  
Bald geht er in Erinnerung  
durch kriegsbedingt stark veränderte Gassen  
vermisst den alten kecken Schwung,  
sie haben alle stark Haare gelassen.  
Als ob die Synagoge sie,  
die in der Reichskristallnacht zerstörte,  
angesteckt hätte, man weiß nicht wie,  
und das Virus bald alles verheerte.  
Ein Bombenteppich, seine Fransen ziehn,  
sich südlich hin bis zur Stadtmitte:  
die arme Stadt, jetzt dauert sie ihn,  
lenkt er durch sie seine Schritte.  
Gewichen ist das Hakenkreuz  
dem roten Stern und roten Parolen.  
Viele sind bitter, manche reuts,  
viele durfte der Teufel schon holen.  
Statt Hitler- heißt es nun Stalin-Platz!

Wie voreilig sie sind mit Namen!  
Je rascher benannt, umso kürzer hats  
meist gedauert: in Ewigkeit Amen!  
Die Kremsergasse, noch unbelebt,  
durch die einst Hitler gefahren,  
und wieder Frau Karoline, er hebt  
die Hände, um sich zu bewahren.  
Sie quert die Straße, doch diesmal zuckt  
Dr. Morgenstein einmal vergebens,  
denn sie streckt die Hand aus, statt dass sie spuckt,  
und macht ein großes Aufhebens:  
"Herr Doktor, dass nur Sie wieder da  
sind! Seit wann wieder in diesen Landen?"  
- der Doktor weiß nicht, wie ihm geschah -  
"Den Adolf hätten wir jetzt auch überstanden!"

Sie ist die Freundlichkeit in Person:  
"Und wie geht? Sie waren schon blässer!"  
Er denkt an den Spott und an den Hohn  
und stammelt nur: "Jetzt gehts schon besser!"  
Doch der Wert der Erleichterung ist gering:  
von allen Sippen, denen konnte frommen  
so ein großmächtiges Versöhnungsding,  
sind nicht einmal zehn zurückgekommen.

Alois Eder

## *Abi '39*

### Schule im Nationalsozialismus

*(aus den Memoiren von Günter Althoff)*

So kam mein Abitur näher. Der Leiter unserer Schule war damals Oberstudiendirektor Dr. Gohlke, ein Nazi, aber auch wohl eher ein schwacher denn ein schlechter Charakter. Wenn alle Schüler sich zur vorgeschriebenen montäglichen Morgenfeier versammelten, pflegte er die deutschen Märchen im Sinne nationalsozialistischer Ideologie zu interpretieren, was nicht nur mir erheblich auf die Nerven ging.

Doch schien er mir persönlich nicht ohne Wohlwollen zu begegnen. Einige Monate vor der Abiturprüfung wirkte ich bei einem künstlerisch gestaltetem Elternabend mit. Es handelte sich um die melodramatische Fassung von Gottfried Bürgers Riesenballade Lenore, mit Liszts musikalischer Untermalung. Ich donnerte den Text, während unser Musiklehrer, Herr Paetsch, meine Darbietungen am Klavier begleitete. Lehrerschaft und Publikum waren von unserer Vorführung sichtlich angetan. Dr. Gohlke nahm mich anschließend bei Seite und machte mir folgende Eröffnung: Er kenne nun meine Fähigkeiten, wisse von meiner einseitigen Begabung für die Geisteswissenschaften und um meine Schwäche in den Naturwissenschaften. Ich sollte also zusehen, mich im Jahresfortgang hier so gut wie möglich zu behaupten. Er verspreche mir, dass ich in keinem naturwissenschaftlichen Fach mündlich geprüft würde.

Es sollte jedoch ganz anders kommen. In Physik, Chemie und Biologie hatte ich es mit gütiger Unterstützung von Herrn Bartsch auf ein knappes 'genügend' gebracht. In der schriftlichen Mathematikprüfung gelang es mir immerhin, eine Aufgabe zu lösen, was ein mangelhaft bedeutete, mit dem ich gerechnet hatte.

Welcher Teufel jedoch ritt mich, in meinem Deutschaufsatz mit dem Thema: 'Der Dichter als Führer durch das Leben' Gohlkes Märchendeutungen fast zu veräppeln, und als Beispiel für Leute, die nicht nur Verse machen, sondern mit dreißig schon aus ihrem Leben berichten, ausgerechnet den Reichsjugendführer Baldur von Schirach aufs Korn zu nehmen und dessen Verse, vor allem aber seine bereits erschienene Autobiographie durch den Kakao zu ziehen. Wollte ich zu diesem Anlass meine unverändert oppositionelle Gesinnung bekennen? Am wahrscheinlichsten bleibt jugendliche Wichtigtuerei und Verkennung des Ernstes der Lage. Hannes und ich hatten außerdem die Frechheit, als einzige bei der mündlichen Prüfung in Zivil und nicht in HJ-Uniform aufzutreten.

Diese Prüfung begann nun tragikomisch. Hannes Ewald und ich hatten uns schon um halb neun vorm Zeichensaal verabredet, wo die Prüfung eröffnet werden sollte, um nur nicht zu spät zu kommen. Beide hatten wir jedoch übersehen, dass der offizielle Teil schon um acht Uhr begonnen hatte. Ich erschrak, als mir mein Irrtum klar wurde, klopfte an die Tür des Zeichensaales, hörte drinnen ein zackiges Achtung und als ich eintrat, sah ich vor mir den Schulrat und Obergebietsführer Schramm und die Klasse in strammer Haltung mit zum deutschen Gruß erhobenem Arm mich begrüßen. Herr Schramm lief rot an und konnte nur noch ein Raus! ächzen, während meine Klassenkameraden sich ein Grinsen nicht

verkneifen konnten. Die zackige Begrüßung hatte dem angesagten Kultursenator Boek gegolten.

Als ich wieder draußen stand, kam Freund Hannes gemächlich die Treppe hochspaziert. Ich sagte zu ihm: »Wenn du etwas Interessantes erleben willst, brauchst du nur anzuklopfen und 'reinzugehen.«

Dann freilich hörte jeder Spaß auf. Schramm nahm mich anschließend beiseite, behauptete, ich hätte diese Sache bewusst inszeniert, um ihn und die HJ lächerlich zu machen, zitierte einige Sätze aus meinem Aufsatz, die er sich gut gemerkt hatte und entließ mich mit den Worten: »Nun, wir sehen uns ja noch.« Und so war es dann auch. Außer in meinem Wahlfach Deutsch wurde ich entgegen Gohlkes Versprechungen in Biologie, Physik und Chemie, Unterrichtsfächern des Herrn Schramm, mündlich geprüft.

Unglückseligerweise habe ich ihn dann noch einmal provoziert. Als ich, auf die Frage, zu welchem Thema ich in Deutsch sprechen wollte, sagte: George, rief er empört und höhnisch: »Was soll das, über diesen Schauspieler zu reden?!« Er musste sich belehren lassen, dass es sich um den ihm wohl unbekanntem Dichter Stefan George handelte. Herr Schramm war bei jeder Prüfung dabei. Das Lehrerkollegium, ob Nazi oder nicht Nazi, war mit einer mich heute noch dankbar stimmenden Geschlossenheit bemüht, mir zu helfen. Dennoch war es nicht schwer, mich reinzulegen. Nach einer misslungenen Prüfung in Chemie nahm der Lehrer mich beiseite und sagte mir: »Lernen sie vier Basen auswendig. Ich werde beantragen, Sie nochmals zu prüfen und Sie dann nichts anderes fragen.« Dazu kam es nicht mehr. Ich konnte mir leicht ausrechnen, dass ich durchgefallen war.

Aber wieder kam es anders. Bei der Abschlusskonferenz erhob sich mein Klassenlehrer Paul Bartsch und machte dem Schulrat im Namen aller Kollegen den Vorwurf, er habe mich nicht objektiv, sondern beeinflusst geprüft. Damit war ich doch durchgekommen. Für meinen Aufsatz, von Schramm als mangelhaft bewertet, kämpfte Frontgeist Schröder so lange, bis man ihn zur Note gut angehoben hatte. Vier Jahre später habe ich ihn, nun etwas gereifter, noch einmal lesen können; eine bessere Note als gut hat er gewiss nicht verdient.

Noch eine Erinnerung erscheint mir wichtig, als Beweis dafür, wie junge Menschen auch damals gegen eine ihnen unsinnig erscheinende Bestimmung protestieren konnten, selbst wenn sie mit der dahinter stehenden Weltanschauung einverstanden waren. Bisher war es üblich gewesen, dass die Abiturienten nach bestandener Prüfung sich mit einer speziellen Mütze schmückten, die den Studentenmützen nachempfunden war. Das wurde für unseren Jahrgang kurzfristig verboten. Waren doch die Burschenschaften längst aufgelöst und die Studenten im NS-Studentenbund zwangsorganisiert worden. Wir wussten uns zu helfen und gleichzeitig zu protestieren. Jeder Abiturient und auch Klassenleiter Bartsch besorgte sich einen Homburg, volkstümlich auch Koks genannt und so zogen wir durch Zoppots Straßen und auf den Abiturientenball im Zoppoter Casino-Hotel. Dort trafen dann meine Eltern mit Dr. Gohlke zusammen, der sich mit seinen Verdiensten um mich bei der Abiturprüfung brüstete. Meine Eltern lächelten milde, sie wussten ja Bescheid. Vielleicht hat er sich immerhin neutral verhalten.

Fünf Jahre nach dem Kriege habe ich ihn wieder aufgespürt, er war an einem Gymnasium als Studienrat untergekommen. Mein Abiturzeugnis war untergegangen und ich bat ihn um eine eidesstattliche Erklärung in dieser Sache. Er schickte sie

mir postwendend zu. Er hatte mich keineswegs vergessen, das war aus dem unterwürfigen Ton seines Begleitbriefes zu ersehen. Ich müsste doch wissen, dass er nie ein wirklicher Nazi gewesen sei, und so weiter. Ich habe mich für ihn geschämt und den Brief weggeworfen.

### **Anmerkungen**

*Günter Althoff wurde 1920 als jüngster Sohn des Zentrumpolitikers und späteren Bau- bzw. Handelssenators von Danzig, Dr. Hugo Althoff (1928-1933), geboren.*

*Im Rahmen eines Buchprojektes, das je eine Jugenderinnerung eines Juden, eines Protestanten und eines Katholiken zur Nazizeit beschreiben sollte, hat Günter Althoff seine Memoiren von der Zeit seiner Geburt bis zum Ende des zweiten Weltkrieges niedergeschrieben. Dieses Buchprojekt ist gescheitert. Nun hat sein Sohn Florian Althoff die Veröffentlichung der Memoiren im Internet nachgeholt.*

*Der Auszug beschreibt das Frühjahr 1939, als Günter Althoff Abitur machte. Die gesamten Memoiren können unter <http://www.florian-althoff.de> nachgelesen werden.*

## »*Masseltov!*«

### *Ein Hitlerjunge verliebt sich in ein jüdisches Mädchen*

In meinem zwölften Lebensjahr, kurz bevor die Welt aus den Angeln zu geraten schien, traf ich sie. Sie war nicht älter als ich und hatte große dunkle Augen und schwarzes glänzendes Haar. Ihre wunderschöne Haut war von der eisigen Januarkälte krebsrot gefärbt. Ich war fasziniert von der Ausstrahlung dieses Mädchens. Ihre Kleidung war nicht bemerkenswert. Sie trug einen langen schwarzen Mantel, der ihre Figur verhüllte, abgetragene Schuhe, einen verwaschenen Schal sowie mehrfach gestopfte Wollhandschuhe. Aber ihre Augen, diese dunklen Augen verzauberten mich, alles andere war nebensächlich.

Kurz vor dem kleinen Tante-Emma-Laden, der sich hochtrabend und dem Stil der damaligen Zeit angemessen Kolonialwarenhandlung nannte, begegneten wir uns. An der Hand ihrer Mutter, die ebenso ärmlich wie sie gekleidet war, stand sie urplötzlich vor mir. Fast gleichzeitig wollten wir zu dritt den kleinen Laden betreten. Hochrot vor Verlegenheit ließ ich ihnen den Vortritt. Und ich stellte mich dabei so ungeschickt an, dass es dabei zu einem kleinen, von lächelnden Gesichtern erhellten Gedränge kam.

Ich kam diesem Mädchen ganz nah, ich berührte sie, unfreiwillig zwar, aber mit einem unvorstellbaren Gefühl von Zuneigung. Was war das nur? Was ging in diesem Augenblick in mir vor? Ich wusste es nicht, ich wusste nur, dass ich völlig

verwirrt und zu keinem klaren Gedanken fähig war. Es war solch ein unvorstellbares Gefühl, dass ich es heute noch spüre.

Mutter und Tochter stellten sich abseits in eine Ecke des Ladens Außer uns und der Inhaberin, wir nannten sie "Tante Irmgard", war niemand im Laden. Ich wusste auch nicht, warum Tante Irmgard mich unbedingt zuerst bedienen wollte. Doch genau das wollte ich entgegen meiner sonstigen Art nicht. Ich wollte mit diesem Mädchen noch länger in einem Raum sein, wollte sie immer wieder ansehen.

Ihre unergründlichen Augen versetzten mich in eine Art Trance. Und so saß ich dann mitten zwischen Sauerkrautfass und Steckrübenkisten und bewegte mich nicht von der Stelle. Tante Irmgard blieb einfach nichts anderes übrig, als die beiden vor mir zu bedienen.

Obwohl ich nur Augen für das Mädchen hatte, nahm ich doch wahr, dass Tante Irmgard hinter dem Ladentisch ständig etwas verpackte und verschnürte. Im Zeitalter der Lebensmittelkarten war das immer etwas, auf das wir Kinder ein Auge haben sollten. So hatten es uns die Erwachsenen eingeprägt. Ich hatte also ein Auge darauf! Dort wurde ein Brot eingepackt, ein Würfel Margarine, Salzheringe und auch ein Stück Käse. Und vor allem: Es wurde nicht bezahlt. Seltsam fand ich das schon, aber meine Verliebtheit in dieses bezaubernde Mädchen, diesen engelhaften Traum, ließ mich alles vergessen.

Ich zitterte förmlich, wenn sie mich ansah, und sie sah mich sehr oft an, verstohlen zwar und von der Seite, aber ihr Interesse an mir schien so offensichtlich zu sein, dass sogar ihre Mama sie sanft zu sich herumdrehte und sie dabei leicht strafend anschaute.

So vergingen die Minuten und mir erschienen sie wie Stunden in einem Traum. Ein Traum, aus dem ich erst erwachte, als Tante Irmgard nach meinen Wünschen fragte. Ich hatte alles vergessen. Ich wusste nicht mehr, was ich für Mutter einholen sollte. Ich stotterte vor mich hin und Tante Irmgard lachte hell auf. Sie hatte solch ein glockenhelles Lachen, dass man es am liebsten gehabt hätte, wenn sie ständig nur gelacht hätte. Irgendwie bekam ich dann meine Einkäufe, die Gedanken, die Lebensmittelmarken und das eben Erlebte unter einen Hut. Es war ein Konglomerat von Gefühlen, das in meinem jungen Geist einfach nicht zu bändigen war. Aus allem jedoch ragte dieses Mädchen hervor.

Kaum vernehmbar waren ihre Worte, die sie mir beim Hinausgehen ganz leise zugeflüstert hatte. Ganz verschämt und wahrscheinlich nur für mich deutlich zu hören. Ich verstand sie damals nicht. Erst sehr viel später lernte ich ihre Bedeutung kennen. Doch vergessen habe ich sie nie: »Gitt schabbes!«

Es vergingen Tage und Wochen. Der Frühling hielt Einzug. Ich jedoch war immer noch im Winter. Schneeglöckchen statt Maiglöckchen. Ich hielt Ausschau auf dem Schulweg und in den Pausen auf dem Schulhof, doch ich fand dieses Mädchen nicht mehr. Unruhig streifte ich durch die Nachbarstrassen meines Stadtviertels. Ohne Ergebnis. Nirgendwo war auch nur eine Spur dieses Traums zu finden. Meine Mitschüler verspotteten mich als "Tagträumer", doch es störte mich nicht im Geringsten.

Endlich fasste ich mir ein Herz und vertraute mich meiner Großmutter an. Sie sah mich lange und sehr verständnisvoll an, streichelte mir über das Haar, seufzte schließlich tief und sagte:» Warum gerade dieses Mädchen? Das ist Miriam, die Tochter unseres früheren Arztes, Dr. Rosenbaum. «

Miriam! Das klang wie Musik in meinen Ohren, eine fremde Melodie. Für mich war es, als würden im Garten Blumen singen und die Vögel dazu Reigen tanzen. Miriam.

Und dann sagte meine Oma noch etwas für mich Unverständliches: »Bitte, forsch da nicht weiter nach. Es ist sehr gefährlich. Für sie, für dich, für uns alle! Sie darf nicht mit euch spielen. Sie darf nicht in die Schule gehen!« Rätsel über Rätsel. Ich verstand nicht, was damit gemeint war. Warum ist es gefährlich, einen Menschen zu suchen, den man über alles in der Welt gern hat? Warum durfte sie nicht die Schule besuchen? Warum musste das so sein? Ich träumte weiter meinen Traum von einer Kinderfreundschaft, einer Kinderliebe! Und ich suchte trotz aller Warnungen weiter. Vergeblich. Ich fand sie nicht.

Irgendwann im Herbst des gleichen schönen, schmerzvollen Jahres aber ging mein Traum in Erfüllung! Unsere ganze Schule war zum Ernteeinsatz bei den Bauern der Umgebung angefordert, zum freiwilligen Ernteeinsatz. Wir taten es gern, befreite es uns doch von der lästigen Schule.

Früh am Morgen, gegen 5 Uhr, es war noch ziemlich dunkel, versammelten sich alle Schüler und Lehrer auf einem Platz in der Stadt. Wir warteten auf die Fahrzeuge, die uns aufs Land bringen sollten. Alle Mitschüler waren damals mit dem bei der Jugend obligatorischen braunen Hemd mit schwarzem Halstuch gekleidet. Aufgeregtes Geplapper, hier und dort ein Gerangel. Die Lehrer brachten kaum Ordnung in den wilden Haufen.

Und dann kamen die LKWs. Es waren zwei. Wir drängten uns an die Straße vor, jeder wollte natürlich der erste sein. Aber was war denn das? Wie sollte das gehen? Die Wagen waren besetzt. Mit Frauen, Kindern und alten Männern. Sie standen,

mühsam Halt suchend, auf diesen Lastwagen. Ein wenig Gepäck, ärmliche Kleidung. Und auf dieser Kleidung trug jeder von ihnen einen gelben Stern mit der Aufschrift: Jude!

Das also waren die Juden, von denen wir so viel gehört hatten. Mit Abscheu wurde in der Schule von ihnen gesprochen. Das waren sie also! Wir alle johlten laut und schrien unflätige Worte zu ihnen hinauf. Und diese Menschen? Sie sagten nichts. Mit unsäglich traurigen Blicken sahen sie diese uniformierten jugendlichen Helden an. Und dann traf es mich wie ein Keulenschlag, der letzte Schrei blieb mir im Hals stecken.

Dort stand mein Traum! Mein Traum hatte mich gefunden. Miriam. Bei diesen Juden. Miriam, die ich ständig gesucht hatte. Dort oben auf dem Wagen, neben ihrer Mutter und etlichen anderen Menschen. Sie war es, und so sehe ich sie noch heute vor mir! Die kleine zaghafte Geste des Erkennens, ein verstohlenes winzigkleines Lächeln in ihrem schmalen Gesicht, in diesem Gesicht, das ich Monate lang vor mir gesehen hatte.

Der Lastwagen, der kurz stoppen musste, fuhr wieder an. Es war ein Meter, ein winzigkleiner, riesengroßer Meter, der mich von ihr trennte. Dann hörte ich ihre Stimme, wieder so leise, wie sie damals zu mir gesprochen hatte. Sie sagte. »Masseltov!«

Ich verstand nicht. Tonlos versuchte ich, diese Worte nachzusprechen, ein fast unsichtbares Nicken von ihr war die Antwort. Und ich? Ich wagte es tatsächlich, ihr kurz zuzuwinken, ich wagte es, inmitten dieser wilden grölenden braunen Horde ihr zuzuwinken! Dann war es vorbei. Ich sah ihre wunderschönen Augen nicht mehr. Die LKWs verschwanden hinter einer Kurve und mit ihnen die Menschen.

Später fragte ich meinen alten Lehrer nach den Juden auf den Wagen. Er schwieg zunächst. Dann sah er mich lange an, wollte eine erklärende Bemerkung machen und sagte dann aber nur vorsichtig:» Ach die, die werden alle umgesiedelt. In den Osten. Dort passen sie besser hin als hier ins Reich!« Umgesiedelt. Passen besser. Ich verstand das nicht. Ich verstehe es bis heute nicht. Und ich will es auch nicht verstehen.

Später aber habe ich Miriam verstanden, ohne Worte. Ich verstand ihre verstohlene Bewegung, ihren Blick, der mich mitten ins Herz traf.

Ich habe Miriam in meiner Erinnerung behalten, so wie sie war, so wie ich sie liebte, kindlich und rein, und ich denke auch heute noch an sie, ohne Pathos, aber mit dem Gefühl der Traurigkeit im Herzen.

»Masseltovl!«

Sie hatte es nicht, dieses Glück. Die Rosenbaums wurden in das Ghetto nach Lodz gebracht. Ein Jahr später gab es das Ghetto nicht mehr. Aber es gab Auschwitz, Treblinka, Sobibor, Majdanek.

Aber das wusste Miriam noch nicht. Ich wusste es damals auch nicht. Und viele, die es wussten, wussten es später auch nicht mehr.

### **Erklärung der jiddischen Worte:**

*Gitt schabbes*

*Guten Sabbath, entspricht etwa dem christlichen Gruß  
"Schönen Sonntag"*

*masseltov*

*massel ist ein Wort für "Glück", tov bzw. tovté bedeutet "gut". Sinngemäß bedeutet masseltov also "Viel Glück"*

Thymoshl@aol.com

## ***Ein Junge erlebt den Einmarsch der sowjetischen Armee in Bad Polzin (Pommern).***

*Lutz Menard*

Es beginnt schon zu dämmern, als unsere Nachbarn, die alten Friedrichs, an der Wohnungstür klingeln. Ich öffne und muss erst einmal »hochziehen«, bevor ich »guten Abend« sagen kann, denn ein Taschentuch führe ich in meiner Hosentasche nicht. Ich bibbere immer noch vor Kälte. Meine Knie in den kurzen Hosen, auf die ich selbst im Winter nicht verzichten möchte, sind rot und blau gefroren, weil ich den ganzen Tag draußen bei der Versorgung der Flüchtlingstrecks durch das Jungvolk geholfen habe. Mutter hat die Friedrichs zum Abendessen eingeladen. Sie kämen an diesem Tag wahrscheinlich auch von allein zu uns herüber, aber die Einladung lässt wenigstens äußerlich den Eindruck entstehen, als sei alles noch normal. Friedrichs verbessern unsere geringen Lebensmittelvorräte mit ein paar eingemachten sauren Heringen. Für mich gibt es sowieso Milchsuppe mit Klimpern, das übliche Einerlei der letzten Wochen. Aus seiner Manteltasche zaubert der alte Friedrich dann eine Flasche Rotwein hervor, was Mutter zu einem erstaunten »Oh« veranlasst. Der alte Friedrich verweist auf die bekannte Tatsache, dass er von Hause aus Gastwirt sei. Trotzdem bleibt die Stimmung gedrückt. Keiner weiß so recht, wie man sich jetzt, nachdem die Front immer näher heranrückt, verhalten soll. Man spricht darüber, welche Bekannten sich mit der Bahn, die bis vor wenigen Tagen noch gefahren ist, bereits nach dem Westen abgesetzt haben. Gegenüber im Hotel liege noch

genügend Militär, das uns notfalls in Sicherheit bringen würde, sagt Frau Friedrich und wiederholt diese Feststellung mehrere Male. Mutter schaltet das Licht aus, öffnet die Balkontür und zieht den Rollladen hoch. Aus der Ferne hört man deutlich Kanonendonner, über den sternenklaren Himmel zuckt flackerndes Licht wie ferne Blitze. Wir wagen einen Schritt auf den Balkon und können unten auf der Straße zwei Soldaten erkennen, die, wie es scheint, in aller Ruhe spazieren gehen. Mutter beugt sich über die Balkonbrüstung und ruft: »Was gibt es Neues von der Front? Sollen wir lieber in den Keller gehen?« Der eine der beiden antwortet, wir könnten uns ruhig in unsere Betten legen, es sei nichts zu befürchten. Die Erwachsenen kehren an den Tisch zurück, und Herr Friedrich schenkt den letzten Schluck Wein aus. Doch zum Trinken kommt keiner mehr.

Es gibt einen gewaltigen Knall, das Licht geht aus, und flammender Schein dringt durch die Ritzen der Rollläden. Ich höre Stühle umfallen, dann brennt für einen Moment wieder das Licht, Mutter reißt die Tür zum Flur auf und ruft: »Schnell rüber zu Winters in den Keller!« Dort ist der einzige vorschriftsmäßig ausgestattete Luftschutzkeller in unserer Nähe, in dem ich und einige Kameraden aus meinem Jungzug auf Befehl des längst verschwundenen Ortsgruppenleiters vor einigen Wochen noch Feldbetten aufgestellt haben. Ich reiße meinen Mantel vom Haken und hetze mit den beiden alten Leuten hinter Mutter her. Sie zerrt an der schweren Haustür, dann ertönt ein schriller Pfeifton, und es blitzt und kracht genau vor ihren Füßen. Holz und Fensterscheiben splittert; der alte Friedrich reißt Mutter zurück, und die Haustür fällt wieder ins Schloss. Gottseidank ist offenbar niemand verletzt! Oben im Hausflur sehe ich Licht flackern und denke, das Haus brennt. Doch dann erkenne ich auf der Treppe die beiden jungen Frauen aus Ostpreußen, die oben in der verlassenen Wohnung vom Zahnarzt Müller einquartiert sind. Die eine hat eine Kerze

in der Hand, die andere ihre kleine Tochter auf dem Arm. Draußen rummst es nun am laufenden Band, dazwischen knattern Maschinengewehre. »Schnell in den Kohlenkeller!« Mutter zieht die wie versteinert dastehende alte Frau Friedrich mit sich. Wir stolpern und schubsen uns gegenseitig die schmalen, ausgetretenen Steinstufen zum Keller hinunter. Die Kerze verlischt. Es wäre stockdunkel, wenn nicht vom Kellerfenster her das ständige Aufblitzen der Granateneinschläge zu sehen wäre. Alle drängen sich in dem feuchten, modrigen Gang auf wenigen Metern zusammen, denn niemand wagt sich in die Nähe des zersplitterten Fensters. Die meisten hocken sich mit angezogenen Knien auf den nasskalten Boden. Ich spüre, wie Mutter neben mir zittert, und beginne, ebenfalls zu zittern. Nicht aus Angst, sondern nur wegen der Kälte, rede ich mir ein. Plötzlich quietscht die Kellertür Jetzt bibbere ich doch vor Angst! »Die Russen!«, schreit jemand. Eine Taschenlampe, wahrscheinlich die vom alten Friedrich neben mir, leuchtet auf. Ich sehe zwei Uniformen, aber es sind deutsche! »Licht aus!«, zischt einer der beiden Soldaten. Sie drängeln sich an uns Bodenhockern vorbei und stellen sich seelenruhig vor das Kellerfenster. Ein Gewehr sehe ich bei keinem. Sie stoßen die Ziegelsteine vom Fensterbrett, mit denen der Luftschutzwart vorsorglich die Öffnung verkleinert hatte. Eine der Ostpreußinnen, die ihnen am nächsten hockt, höre ich auf sie einreden, sie sollten sich doch bitte ein anderes Versteck suchen, wir würden alle draufgehen, wenn die Russen uns mit ihnen zusammen erwischten. »Ich hab keine Lust, meinen Arsch als Kugelfang rauszuhängen!«, antwortet der eine. Danach höre ich, wie er den Holzverschlag aufbricht, in dem unsere Nachbarn einen alten Sessel abgestellt haben, und seinem Kameraden zuruft, er würde sich erst einmal »hinhalten«. Das Geknalle draußen hat etwas nachgelassen, und irgendwann muss ich auch eingedöst sein. Durch das Geplärre des kleinen Ostpreußen-Mädchens, das Pipi muss, werde ich wach. Der Soldat am Kellerfenster dreht sich um und zündet

ein Streichholz an. Dann hält er der Kleinen seinen Stahlhelm hin und sagt: »Hier haste eenen Pisspott, ick brauch den nich mehr!« Als die Kleine strullt, muss ich auf einmal auch ganz dringend. Ich will mir eine Ecke suchen, aber Mutter hält mich fest. Es kommt auch nicht mehr darauf an, ob meine schon vom Kellerboden feuchten Hosen noch etwas feuchter werden.

Als es hell zu werden beginnt, ist es draußen auf einmal mucksmäuschenstill. Dann glaube ich, weiter weg ein Geräusch zu hören, als ob jemand Scherben zusammenfegt. Das können doch nur Deutsche sein! Der eine Soldat flüstert seinem Kameraden zu, er werde mal die Lage peilen. Er schleicht die Kellertreppe hoch, und dann klickt die Tür zum Hof. Der andere, der freundlichere von den beiden, unterhält sich leise mit den Frauen. Er fragt, ob ihm nicht jemand Zivilklamotten besorgen könne. Der alte Friedrich sagt, er habe oben in seinem Koffer noch einen Anzug, und Mutter sagt, es gäbe bei uns noch mehr, womit sie offenbar die in Vaters Kleiderschrank meint. Ich wage es kaum zu glauben, sind dies die tapferen Landser, wie ich sie von meinen Kriegsbüchern, die man gelegentlich noch kaufen kann, her kenne? Da kommt der Kundschafter zurück. »Ruski«, sagt er kurz und wirft seinen Stahlhelm in den aufgebrochenen Verschluss hinter einen Kohlenhaufen. In das dumpfe Schweigen hinein sagt Mutter laut und energisch: »Wir müssen zurück in die Wohnung! Sie dürfen uns hier nicht zusammen mit den Soldaten finden!« Sie springt kurz entschlossen auf und zieht mich die Kellertreppe mit hoch, hinter uns die beiden alten Friedrichs. Wir sind nicht eine Minute zu früh in der Wohnung. Kaum haben wir die Tür hinter uns geschlossen, da hämmert es schon von draußen dagegen. Ich spähe durch die Scheibengardinen des Türfensters und sehe zwei dunkle Gestalten. Für einen Augenblick denke ich, es sind die beiden deutschen Soldaten, die sich Zivilkleidung besorgen wollen. Dann aber fallen mir die Stahlhelme auf, es bollert weiter und Mutter ruft, »mach doch

auf, ehe sie uns die Tür einschlagen!« Ich gehorche und stehe der Mündung von zwei Maschinenpistolen gegenüber. Eigenartig, mein erster Gedanke ist, die sehen aber ganz anders als die deutschen aus! Unter dem Lauf sitzt ein runder Blechkasten, der wie meine Butterbrotbüchse für die Schule aussieht! Die Russen in den schmutzig-braunen Uniformen drängen mich zur Seite, fuchteln mit den Maschinenpistolen in der Luft herum und schieben uns schließlich alle in das große Esszimmer. »Dawai, dawai!« Einer von ihnen stellt sich breitbeinig in die Tür, der andere durchsucht anscheinend die übrigen Räume. Er kommt schnell zurück und sagt etwas zu seinem Begleiter. Dann stehen sie fast hilflos einige bange Minuten bewegungslos vor uns und senken dann endlich ihre Pistolen. Die alte Frau Friedrich hat die ganze Zeit die Hände hoch gehalten und lässt sie jetzt fallen. Es herrscht ein verlegenes Schweigen.

Plötzlich ertönt vom Hausflur her lautes Gerede, und kurz darauf erscheinen die beiden Ostpreußinnen mit zwei weiteren Russen in der Tür. Eine der Frauen hat eine Flasche in der Hand und hält sie dem einen Russen ständig unter die Nase. »Wodka! Guter Wodka!« wiederholt sie sich laufend. Weiß der Teufel, denke ich, wo sie den her hat. Die Russen verlieren zusehends ihr grimmiges Aussehen. Sie streichen dem kleinen Mädchen über das Haar und setzen sich auf unsere Couch. Mutter läuft zur Vitrine und holt ein paar Schnapsgläser heraus. Sie füllt das erste Glas und hält es dem Russen mit den Sternen auf den Achselklappen hin. Er sagt, »du zuerst!« Sie guckt erstaunt, stürzt dann aber das Glas Wodka in einem Zug hinunter. Danach gießt sie den anderen, außer mir natürlich, ein, und alle trinken. »Nasdrowje!« sagt der Russe mit den Sternen und verzieht das Gesicht, es wird allerdings eine freundliche Miene. Tatsächlich muss es richtiger Wodka sein! Einer der Russen sitzt unmittelbar neben mir auf der Couch. Ich beäuge ihn verstohlen. Er kommt mir sehr jung vor und

ähnelt meinem Vetter, dem von mir zur damaligen Zeit so bewunderten Flakhelfer. Hinterher war mein von mir unter dem Sofakissen verstecktes Fernglas verschwunden ; auf dem Kissen hatte der junge Russe gegessen. Nur das Lederfutteral fand ich noch vor. Er hatte das Glas nicht als Kriegsbeute, sondern heimlich wie ein Dieb mitgehen lassen; sehr verwunderlich angesichts unserer späteren Erfahrungen mit russischen Soldaten.

Nachdem die Russen noch einige Gläser geleert haben, verschwinden sie ebenso schnell, wie sie gekommen sind. Die Flüchtlingsfrauen kehren nach oben in ihr Quartier zurück. Mutter stimmt dem alten Friedrich zu, der meint, wir sollten uns in Winters Keller begeben, wo wir in einer größeren Gruppe sicherer seien. Also ergreifen wir unsere vorsorglich gepackten Sachen, die noch unversehrt im Korridor stehen, und ziehen los. Mutter hat gerade die letzte Treppenstufe im Hausflur erreicht, als mit großem Lärm aus dem Keller eine Schar Russen heranstürmt, voran einer mit Schlitzaugen. Ich habe von den gefürchteten, grausamen Mongolen gelesen, und mir bleibt das Herz stehen, als der Anführer Mutter seine Maschinenpistole auf die Brust setzt. »Du deutsche Soldaten verstecken!« Mutter hebt die Arme hoch und stammelt, »nein, nein! Keine Soldaten!« Nun kommt es zu einem wilden Durcheinander. Die beiden Friedrichs hinter uns drängen weiter die Treppe hinunter, die Russen dagegen schieben uns mit ihren Maschinenpistolen wieder treppauf. Die alte Frau Friedrich zwängt sich zwischen Mutter und mich. Sie fasst den Mongolen an der Uniform an. Ich denke, jetzt schießt er gleich! Dann traue ich meinen Ohren nicht, als die alte Frau sagt, »wir holen Ihnen gleich die Zivilsachen!« Sie muss übergeschnappt sein und verwechselt Russen und Deutsche. Nun drängt sich auch noch der alte Friedrich dazwischen und fummelt ebenfalls an der Uniform des Mongolen herum! Dabei stammelt er, »aber Sie brauchen doch keine neuen Sachen, Sie haben ja eine

schöne Uniform....« Offenbar will er auf diese Weise die Worte seiner Frau korrigieren. Der Mongole ist völlig verwirrt und scheint zum Glück kein Wort zu verstehen . Ich bemerke, wie er meine Armbanduhr ins Auge fasst. Es ist eine kaputte Wehrmachtsuhr, die Vater beim letzten Urlaub zu Hause gelassen hat. Ich binde sie mir schnell vom Handgelenk und halte sie dem Mongolen hin. Er steckt sie ein, stößt aber den Lauf der Maschinenpistole immer noch auf Mutters Brust. Mutter schreit, »wo sind die Frauen aus Ostpreußen, die wissen doch ...« In diesem Augenblick poltert auch schon die eine die Treppe herunter, im Schlepptau die beiden Russen, die zuerst in unserer Wohnung waren. Sie haben einen kurzen, heftigen Wortwechsel mit dem Mongolen; dann lässt dieser endlich die Maschinenpistole sinken: Wir dürfen vorbei!

Auf der Straße sehe ich als erstes die beiden deutschen Soldaten auf einem Bretterkarren hocken, ein russischer Bewacher daneben. Ich wage kaum aufzuschauen. Sie würden uns doch nicht verraten? Aber sie starren nur vor sich hin und paffen eine Zigarette. Auf der anderen Straßenseite liegen verstreut mehrere deutsche Stahlhelme und dazwischen ein totes Pferd, dem die Eingeweide aus dem Bauch quellen. Ich kenne es: Es ist der Schimmel, auf dem unser Fähnleinführer zuletzt als Nachrichtenmelder geritten ist! Die Sonne kommt heraus. Auf der Straße glitzern Raureif und Glasscherben. Es ist Montag, der 5. März 1945 in Bad Polzin in Pommern; für uns der Beginn eines langen, leidvollen Weges bis zur Vertreibung und Übersiedlung in den Westen. Zunächst aber hatten wir das Glück, dass sich das Wort vom anständigen Frontsoldaten bewahrheitete; der große Schrecken folgte erst mit der Nachhut.

*Molumenard@aol.com*

## *Flucht aus Wimmersbüll*

*Lutz Menard.*

### **Eine Familie landet nach der Vertreibung aus Pommern auf einer Sanddüne in Schleswig.**

Wir, meine Mutter, meine zwei Jahre jüngere Schwester (10) und ich, waren nach der Vertreibung aus unserer pommerschen Heimat im April 1946 und einer gar nicht lustigen Seefahrt von Stettin nach Travemünde auf einem ehemaligen deutschen Truppentransporter im Auffanglager Wimmersbüll bei Niebüll in Schleswig gelandet. Und bald fürchteten wir nichts so sehr, als unser weiteres Leben auf einer Sanddüne fristen zu müssen. Doch eines Tages hieß es, dass wir auf Dauer bei einer Familie im Dorf eingewiesen werden sollten. Erste Vorbereitungen wurden schon getroffen. Wir wurden wieder einmal neu registriert, und die Engländer in der Lagerverwaltung drückten Mutter sogar ein paar zerfledderte deutsche Banknoten in die Hand. Bevor wir aber unsere wenigen Habseligkeiten zusammensuchen konnten, gab es eine dicke Überraschung.

Am Vormittag vor der beschlossenen Einweisung betrat ein ungewöhnlich gut gekleideter Mann unsere armselige Barackenstube, elegant wie die Liebhaber in den Ufa-Filmen, die ich früher in dem einzigen kleinen Kino meiner Heimatstadt so gern gesehen hatte. Der Mann trug einen gelben Teddy-Mantel, einen hellbraunen Hut mit dunklem Samtband und spitze schwarze Schuhe, die blitzblank geputzt waren. Und er rauchte eine Zigarre! Unser Pritschennachbar bekam richtige Stielaugen. Meine Schwester Sibylle und ich kannten ihn nicht,

besser gesagt, wir konnten uns zunächst nicht an ihn erinnern, denn wir hatten ihn mehrere Jahre nicht gesehen.

Es war Onkel Alfred aus Gronau in Niedersachsen. Der Luftikus und das schwarze Schaf in der Familie! Er trug immer noch den pechschwarzen Schnäuzer, der mich schon früher irritiert hatte, weil er dem des »Führers« so ähnlich sah. Gerade deswegen habe er sich ihn nicht abrasieren lassen, obwohl er ja Naziverfolgter gewesen sei, sagte er später, und das war bezeichnend für seine widersprüchliche Natur.

Bis heute weiß ich nicht, was ihn bewogen haben mag, die weite und damals äußerst beschwerliche Bahnfahrt bis in den hohen Norden Deutschlands zu unternehmen, nachdem er auf brieflichen Umwegen von unserem hiesigen Zwangsaufenthalt erfahren hatte. Vielleicht lag es daran, dass er plötzlich so etwas wie eine Familienverpflichtung verspürte. Wie ich aus dem Tratsch der Verwandtschaft wusste, hatte er früher meinen Großeltern ständig auf der Tasche gelegen.

Onkel Alfreds Lebensweg hatte mich seit jeher fasziniert. Teils hatte ich ihn bewundert, teils hatte er mir eher Angst eingeflößt. Er war gebürtiger Oberschlesier, lernte Kaufmann und diente, bevor er meine Tante heiratete, mehrere Jahre als Sekretär beim Fürsten Lichnowski in Berlin. Später wurde er Kartoffelhändler und investierte einige tausend Mark, die er sich von meinem Großvater geliehen hatte, in die falsche Knolle. In einer lauen Sommernacht des Jahres 1936, die in der Presse als »Schreckensnacht von Berlin-Lichterfelde« Schlagzeilen machte, schoss er, den Pleitegeier vor Augen, mit einem Revolver mehrere Löcher in die Daunendecken der Ehebetten. Die Federn stoben, meine Tante erlitt einen Ohnmachtsanfall, was die Geburt meiner Kusine Evelyn erheblich beschleunigte, und Onkel Alfred wurde wegen unerlaubten Waffenbesitzes inhaftiert und einige Wochen

länger als nötig im Gefängnis behalten, weil er in seiner leicht aufbrausenden Art abfällige Äußerungen über die Nazis und ihr Rechtsempfinden gemacht hatte.

Einen gewissen Gerechtigkeitsinn konnte man ihm nicht absprechen. Er folgte diesem aber genauso ungestüm, wie er auf der anderen Seite, wenn sein Temperament mit ihm durchging, schnell ungerecht und verletzend werden konnte. Jetzt aber war er da, um sich um uns zu kümmern! Das begann gleich mit der Verteilung von Süßigkeiten an sämtliche Bewohner unserer Notunterkunft. Dann musste Mutter von unserem abenteuerlichen Leben unter den Russen und Polen nach der Besetzung unserer Heimatstadt berichten. Bald jedoch unterbrach er sie und begann, von sich zu erzählen. Er hörte nicht auf, bis wir in allen Einzelheiten wussten, welche Leistungen er nach Kriegsende vollbracht hatte. In dem kleinen Nest in Niedersachsen, in das ihn die Kriegswirren mit seiner Familie verschlagen hatten, hatte er sich als Kaufmann selbständig gemacht. Dabei war er, was man ja auch an seinem Äußeren sehen konnte, bereits gut ins Geschäft gekommen, wie es damals nur durch einen schwungvollen Schwarzhandel möglich war. Sein Erfolg war ihm nicht zuletzt dadurch erleichtert worden, dass er wegen seiner Inhaftierung durch die Nazis im Entnazifizierungsverfahren - für uns ein völlig neuer Begriff! - als »unbelastet« eingestuft worden war und gute Beziehungen zur Besatzungsmacht hatte anknüpfen können.

Unser trostloses Dasein in Wimmersbüll beeindruckte Onkel Alfred so nachhaltig, dass er beschloss, noch eine weitere Nacht im einzigen Gasthof des unwirtlichen Ortes zu verbringen, um uns am nächsten Morgen zur Einweisung in ein Bauernhaus zu begleiten. Dieser Vorgang führte dann zu einem seiner berühmten Temperamentsausbrüche, wobei uns die Frage, ob zu Recht oder Unrecht, diesmal völlig gleichgültig war. Die sich daraus ergebenden Folgen begrüßten wir

jedenfalls uneingeschränkt: Wir kehrten nämlich Wimmersbüll und den Sanddünen für immer den Rücken, und das sogar, ohne im Besitz der absolut erforderlichen Zuzugsgenehmigung für einen anderen Ort zu sein!

Als Onkel Alfred den Verschlag unterm Dach gesehen hatte, der von nun an unser zu Hause sein sollte und durch den gerade der Altenteiler des Hofes zu seiner dahinter liegenden Schlafkammer schlurfte, und als er dann noch in der als gemeinschaftliche Küche dienenden Diele des Hauses über frei laufende Hühner und Kaninchen stolperte, brach es aus ihm heraus: Er beschimpfte die beiden sprachlosen Tommys, die uns mit ihren Gewehren Geleitschutz für den Fall etwaiger Feindseligkeiten der Ureinwohner geben sollten, als unmenschliche Besatzer und die schon vorher sprachlosen friesischen Bauersleute, ein verdrießliches älteres Ehepaar, als Parasiten. Dann trieb er uns aus dem Hause und sprang uns voran auf den klapprigen Lastwagen, der uns als letzte von drei Familien hier abgesetzt hatte. Bevor die verständnislos dreinblickenden Tommys nachkommen konnten, hatte er dem deutschen Fahrer zugerufen: »Zurück zum Lager!«, und dieser fuhr in dem Glauben, alles sei an Bord, ohne die Tommys los.

Als wir die Straßenkreuzung mit dem Wegweiser nach Niebüll, der Kreisstadt und Bahnstation, passierten, ließ Onkel Alfred anhalten, drückte dem verdutzten Fahrer ein paar Geldscheine in die Hand und zog uns von der Ladefläche des Wagens. Der machte kehrt und fuhr wieder zurück. Wir waren genauso verdutzt und wussten nicht, was das alles bedeuten sollte. Als Mutter endlich wagte, danach zu fragen, brummte Onkel Alfred kurz: »Ihr kommt mit nach Gronau, hier geht ihr mir ja vor die Hunde!«

Und dann marschierten wir los auf der Landstraße nach Niebüll. Nach kurzer Zeit begegneten wir einem überraschend

freundlichen Schleswiger Bauern, der uns auf seinem Leiterwagen bis zum Bahnhof mitnahm. Zum Schluss sagte er, dass er Däne sei.

Auf welche Weise Onkel Alfred im einzelnen die Bahnfahrt organisierte, blieb mir schleierhaft. Wie wir später merkten, war er ganz groß im Organisieren. Ich weiß nicht, ob er überhaupt Fahrkarten kaufte; unser Geld hätte jedenfalls nicht dafür gereicht. Auf dem Bahnhof herrschte ein einziges großes Durcheinander. Unzählige Leute drängelten sich mit Sack und Pack auf den Bahnsteigen und stürzten sich auf jeden einfahrenden Zug. Es war Montag, und Onkel Alfred sagte, es wären am Wochenende viele zum Hamstern aufs Land gefahren und hätten wohl am Sonntag keinen Zug mehr zurück bekommen.

Im Übrigen kam es mir vor, als ob die Züge nur fuhren, wenn sie Lust hatten; dann aber waren sie vollgepackt bis obenhin. Die Menschen hingen draußen auf den Trittbrettern und hockten sogar auf den Dächern! Onkel Alfred bahnte uns, nachdem wir mehrere Stunden warten müssen, einen Weg bis hinein in ein Abteil. Er eroberte für sich und Mutter ein Stück Holzbank, und Sibylle und ich durften bei ihnen auf dem Schoß sitzen. Meiner Schwester half er dann, in das Gepäcknetz zu klettern, wo sie es sich bequemer machen konnte.

Der Zug fuhr nur bis Flensburg. Nach Hamburg würden wir heute nicht mehr kommen, sagte Onkel Alfred. So zogen wir im fahlen nördlichen Dämmerlicht zum Übernachten in einen Luftschutzbunker, der in der Nähe der Bahnhofs wie ein riesiger brauner Pilzkopf in den grauen Himmel ragte.

Es bot sich uns das übliche Bild, das uns schon von den vielen Flüchtlingstransporten geläufig war. Die Menschen

saßen und lagen kreuz und quer auf dem kalten Steinboden der miefigen, düsteren Gewölbe. Onkel Alfred riet uns, dass wir wie die Glucke über ihren Küken immer auf unseren Siebensachen hocken sollten, und drückte seinen eleganten Filzhut so zusammen, dass er ihn die Manteltasche zwängen konnte.

Am nächsten Morgen fuhr dann wirklich ein Zug nach Hamburg, in den wir mit viel Mühe eindringen. Nach langem Warten auf zugigen Bahnsteigen ging irgendwann am Nachmittag die Fahrt von Hamburg weiter. Zusammengepresst wie die Ölsardinen dösten wir Stunde um Stunde vor uns hin. Dann wieder eine große Stadt, ein wüstes Trümmerfeld, die Bahnhofshalle ein fensterloses Stahlgerippe: Hannover.

Wir mussten noch einmal umsteigen, um einen Zug in Richtung Göttingen zu bekommen. Mutter und Sibylle waren schon auf ihren Rucksäcken eingeschlafen, als der Lautsprecher etwas Unverständliches schnarrte. Nur Onkel Alfred schien es verstanden zu haben und zog uns hoch. Es war schon dunkel, als wir in dem nicht so stark überfüllten Zug einen Platz gefunden hatten und uns auf etwas Schlaf freuten. Onkel Alfred sagte jedoch, dass wir jetzt aufpassen müssten, um nicht die kleine D-Zugstation zu verpassen, an der wir aussteigen mussten. Er scheuchte uns rechtzeitig auf, als der Zug, wie es mir schien, mitten auf der Strecke hielt.

Jetzt hatten wir noch eine dreiviertel Stunde Fußmarsch vor uns bis nach Gronau. Der Weg ging sofort in den Wald hinein und an einem kleinen Fluss entlang, der silbern im Mondlicht blinkte. Es hätte eine romantische Nachtwanderung werden können, wären wir nicht so erschöpft und kaum noch fähig gewesen, unsere Bündel zu tragen.

Endlich leuchtete nicht weit vor uns ein Licht auf. Onkel Alfred blieb stehen »Psst! Das ist die Schule, an der wir vorbei müssen, wo die Tommys ihr Hauptquartier haben. Ab neun Uhr abends ist Ausgangssperre für Deutsche. Wenn sie uns jetzt fassen, könnte es böse enden. Ihr habt keine Zuzugsgenehmigung und keine gültigen Papiere!« Wir gingen vorsichtig bis zum letzten großen Baum des Waldweges weiter. Vor uns an der Straße lag ein großes mehrstöckiges Gebäude, das taghell erleuchtet und von einem hohen Drahtzaun umgeben war. Dort patrouillierten zwei Soldaten mit umgehängten Gewehren auf und ab. Der Bürgersteig vor der Schule war vom grellen Scheinwerferlicht erfasst, aber auf der Straßenseite gegenüber standen einige dicht belaubte Bäume, die Schatten warfen.

Onkel Alfred kroch hinter eine große Kabeltrommel am Wegesrand, und wir watschelten geduckt im Entengang hinterher. Als die beiden Tommys die nächste Kehrtwendung von uns weg machten, hob Onkel Alfred den Arm. Ohne uns umzusehen, spurteten wir so schnell, wie es uns noch möglich war, über die Straße in den Schatten der Bäume.

Wir blieben schwer atmend stehen: Niemand hatte etwas bemerkt! Dann zogen wir weiter durch dunkle Gassen mit schiefen, sich aneinander drückenden Fachwerkhäusern, in denen nur wenige Fenster erleuchtet waren. Unter unseren Füßen glänzte Kopfsteinpflaster im Mondschein. Kein Mensch begegnete uns.

Dann quietschte ein Gartentor, und Onkel Alfred schloss mit einem langen Schlüssel eine schwere eisenbeschlagene Haustür auf. In dem gefliesten großen Treppenhaus hallte es laut wieder, ein schwacher Lichtschein fiel durch die Ritzen einer Wohnungstür im Parterre. Eine Frau im Bademantel öffnete auf Onkel Alfreds Klopfen: Das musste Tante Lotte sein! Ich weiß

nicht, ob ich sie gleich wiedererkannte. Mir ist nur noch in Erinnerung, dass ich in einem riesigen Federbett versank und in einen ohnmachtähnlichen Tiefschlaf fiel.

So brachte uns ein Onkel mit überraschend gewecktem Familiensinn unverhofft an einen Ort, von dem wir nicht im Traum gedacht hätten, dass er für die nächsten Jahre unsere neue Heimat werden sollte. Der Ärger mit der fehlenden Zuzugsgenehmigung blieb natürlich nicht aus. Aber in Schleswig wollte uns niemand zurückhaben.

*Molumenard@aol.com*

## ***Schreiben lernen mit Alu-Stricknadeln***

*Wilma Klevinghaus.*

### **Wie eine Volksschullehrerin nach dem Krieg 1945 ihre Schüler unterrichtete.**

Im Herbst 1945 begann ich meine Tätigkeit als Volksschullehrerin in einem pfälzischen Landkreis. Ich hatte ein paar Tage vor dem Eintreffen der Amerikaner gerade noch meine Ausbildung in der damaligen Lehrerbildungsanstalt mit dem 1. Examen abgelegt. Bis Ende 1944 hatte man sich zumindest in den ländlichen Gebieten bemüht, den Schulbetrieb wenigstens in den Volksschulen aufrecht zu erhalten, während die Oberstufen der Oberschulen bereits vollzählig zum »Schanzeinsatz«, also zum Ausheben von Schützengräben, eingezogen worden waren. Mit dem Eintreffen der Amerikaner, denen bald danach die Franzosen als Besatzungsmacht folgten, wurden im Frühjahr 1945 sämtliche Schulen geschlossen, die Abschlussklassen entlassen. Während dieser Zeit führte die Militärregierung sehr strenge Säuberungsmaßnahmen unter den Lehrern durch. Einige Wochen nach Kriegsende hatte ich mich in einer abenteuerlichen Fahrradtour (verbotenerweise; denn man durfte zunächst seinen Wohnort nur mit besonderer Genehmigung, die schwer zu erhalten war, verlassen) in mein heimatliches Dorf abgesetzt und wartete dort der kommenden Entwicklung. In unserm Landkreis wurden damals mehr als Dreiviertel aller Volksschullehrer vorläufig entlassen.

Ende 1945 rief der Schulrat alle verbliebenen Lehrer, dazu auch mich als Anwärtlerin, zu einer Konferenz zusammen, bei der die vorhandenen Stellen per Zuruf verteilt wurden. Die Kinder blieben in ihren bisherigen Klassen, neue wurden nicht aufgenommen, sodass vorläufig (bei damals achtjähriger Schulpflicht) nur sieben Klassen unterrichtet wurden. Trotzdem mussten fast alle Kollegen zwei oder gar drei Klassen übernehmen, damit alle Schüler wenigstens notdürftig versorgt waren. Schichtunterricht war daher unvermeidlich. Es ist mir bis heute schleierhaft, wie es überhaupt möglich war, die wenigen verbliebenen Lehrer auf den ganzen Landkreis zu verteilen.

Ich selbst wurde mit der Führung zweier Schulen in zwei gut fünf Kilometer auseinander liegenden Dörfern betraut. Am Vormittag unterrichtete ich in zwei Schichten die Kinder des einen Dorfes und am Nachmittag in dem andern, insgesamt vierzig Wochenstunden. Nicht nur die schulische Versorgung von über hundert Kindern in drei Schichten - einmal drei, einmal vier und im Nachbardorf gleich alle sieben Klassen gleichzeitig in einem Raum - war zu bewältigen; es kam ja noch der tägliche Weg dazu, den ich anfangs mit dem Fahrrad zurücklegte, bis die Bereifung einfach nicht mehr zu flicken war. Dann ging ich zu Fuß, bis auch das kaum mehr möglich war, weil die Schuhsohlen durchgelaufen waren. Und das im Winter!

Mein Antrag auf einen Bezugsschein für Sohlen wurde abgelehnt, weil ich die nötige Wartezeit noch nicht erfüllt hatte. Härtefälle wurden nicht berücksichtigt; also blieb nur der illegale Weg. Das hieß für mich, die Kinder zu bitten, mir ein halbes Pfund Butter zu besorgen. Dafür wollte sie der Schuster reparieren. Es war ja die Zeit, wo fast nur durch Tauschhandel oder auf dem Schwarzmarkt zusätzliche Wünsche erfüllt

werden konnten. Ich erinnere mich noch heute, wie schwer mir das fiel als angehende Beamtin, die sich doch stets korrekt zu verhalten hatte. Aber der Schulbesuch ihrer Kinder war den Eltern so wichtig, dass ich wenige Tage später ein halbes Pfund Butter auf meinem Pult fand, zusammengelegt aus lauter kleinen Stückchen. Sogar ein paar Nägel hatten sie zusammengekratzt, so dass ich mir die Sohlen zusätzlich nageln lassen konnte, wodurch sie zwar um einiges schwerer wurden, aber viel länger hielten.

Unterkunft hatte ich bei einer sehr netten Familie gefunden, die mir jedoch kein heizbares Zimmer bieten konnte, sodass ich im Winter meine Vorbereitung für die Schule in der Küche, dem einzigen geheizten Raum des Hauses, durchführen musste, in dem auch die übrige Familie sich versammelte und sich oft sogar mit Nachbarn lebhaft unterhielt. So »erledigte« ich meine gedankliche Vorbereitung größtenteils auf dem Weg.

Zum Glück hatte ich selbst eine einklassige Dorfschule besucht und konnte mich erinnern, wie es dort zuging. In Klassen mit mehreren Jahrgängen ist es nötig, einen Teil der Schüler still zu beschäftigen, während man mit einem andern direkt arbeitet. Aber wie beschäftigen? Lehrbücher gab es keine. Die alten waren verboten und neue noch nicht erschienen. Auch Schreibhefte gab es so gut wie keine zu kaufen. Die Kinder brachten an Papier mit, was sie zu Hause finden konnten. Auch Packpapier war darunter. Da es auch keine Schiefertafeln gab, auf denen sie wenigstens hätten üben können, suchten diejenigen, deren alte inzwischen zerbrochen waren, unter den Trümmern des von Bomben beschädigten Kirchendachs nach halbwegs ebenen Schieferplatten, die sie mit Bims- oder Sandstein notdürftig glätteten und in die sie oder ihre Eltern mit Nägeln Linien ritzen. Aber die zum Schreiben benötigten Griffel gab es ja auch nicht. Irgendwann stellte ein Kind fest, dass man das mit Alu-Stricknadeln

Geschriebene wieder auswischen konnte. Seitdem schrieben fast alle damit, ein recht kümmerlicher Ersatz für die schreibentwöhnten Kinderhände.

Für die Schultafel standen nur ein paar alte Kreidestückchen zur Verfügung. Als auch die letzten Vorräte aufgebraucht waren, behalf ich mich mit Kalk, der sich aber nur schwer benutzen und fast noch schwerer wegwischen ließ. Da ich auch aus zeitlichen Gründen kaum mehr Aufgaben an die Tafel schreiben konnte und auch mein eigener Papiervorrat allmählich zur Neige ging, schnitt ich die leeren Ränder der Zeitung ab und schrieb auf diese Fetzen Rechenaufgaben, an denen die Kinder wenigstens etwas üben konnten.

Es war eine raue Zeit. Doch im Allgemeinen muss ich sagen, dass ich nie wieder so dankbare und lernwillige Schüler erlebt habe wie damals. Sie waren glücklich, wieder ohne Angst vor Tieffliegern zur Schule gehen, wieder lernen zu dürfen nach den überlangen Ferien. Viele von ihnen, vor allem die Bauernkinder, mussten auch jetzt noch nach der Schule tüchtig bei der Arbeit ihrer Eltern zupacken. Unvergesslich bleibt mir ein Zwölfjähriger, der allein mit seiner Mutter den elterlichen Bauernhof bewirtschaftete mit all der schweren körperlichen Arbeit, die damals dazu noch nötig war. Kein Wunder, wenn er gelegentlich im Unterricht einschlieft!

*"© Wilma Klevinghaus" klevinghaus@web.de*

## *Drei Äpfel und eine Jauchegrube*

*Ute Eppich*

### **Flüchtlinge im Nachkriegsdeutschland**

Der Winter 1946/47 war bitterkalt. Wir froren jämmerlich, hatten weder gute warme Bekleidung, noch Geld, um Kohlen zu kaufen. Wir, das waren meine Mutter, meine zwei Geschwister und ich, sechseinhalb Jahre jung. Wir waren zwei Jahre zuvor in einem in Polen noch eisigeren Winter in einem offenen Viehwaggon aus Posen geflüchtet. Dabei waren mir beide Beine bis zu den Knien erfroren. Zwei Jahre später litt ich noch immer an den Folgen dieser Erfrierungen. Die Füße wurden bei der winterlichen Kälte glasig und rot, platzten auf und eiterten.

Es hatte uns in eine kleine Stadt in der Lüneburger Heide verschlagen, wir hatten wie die meisten Flüchtlinge alles verloren, was man nur verlieren konnte. Meine Mutter bekam nach unserer Flucht aus unerfindlichen Gründen auch drei Jahre lang keine Zahlungen aus der Pension meines bereits 1942 verstorbenen Vaters. Wir bettelten, hamsterten und hungerten uns durch, wohnten in einer winzigen Wohnung, mussten jeden Tropfen Wasser eimerweise vom oberen Stockwerk holen und das Schmutzwasser wiederum eine Treppe tiefer im Garten ausleeren. Zum Glück gab es ein Wasserklosett im Haus, das von allen Hausbewohnern benutzt

wurde. Mit diesem Luxus waren damals noch längst nicht alle Häuser in unserer neuen Heimat ausgestattet.

In der Villa, in der wir eine bescheidene Unterkunft gefunden hatten, waren außer uns noch zwei weitere Flüchtlingsfamilien einquartiert. Die Hausbesitzerin, eine harte, geizige Frau, machte uns das Leben mit Vorschriften und Einschränkungen schwer und borgte uns nur sichtlich ungern etwas von ihren alten, oft schon brüchigen Möbeln und Gebrauchsgegenständen. Am Heiligen Abend 1946 schenkte sie uns drei Äpfel und drei Birnen, für jedes Kind einen Apfel und eine Birne. Sie hatte im Keller Regale voller Obst aus dem eigenen Garten, Mengen von Äpfeln, die verführerisch dufteten. Aber die vergitterten Regale waren abgeschlossen, damit nur ja kein einziger Apfel von uns Flüchtlingen gestohlen wurde. Aber die alte Frau konnte ihr Obst selbst gar nicht aufessen und trug jede Woche die verfaulten Äpfel auf den Kompost. Doch ein vierter Apfel zu Weihnachten, ein Apfel auch für unsere Mutter, hätte ihre Nächstenliebe oder Barmherzigkeit anscheinend überstrapaziert.

Als Kind habe ich sie für böse gehalten, doch das war sie nicht. Ihr Herz war lediglich für die verzweifelte Situation, in der wir uns befanden, zu klein und zu eng. Später, als ich erwachsen wurde, begriff ich, dass es auch für sie, die bisher ihr großes Haus allein bewohnt hatte, nicht leicht gewesen sein konnte, so viele fremde Menschen zu beherbergen und sogar ihre Toilette mit ihnen zu teilen. Sie betonte oft, dass wir nur ihre »Zwangsmieter« wären. Die Stadtverwaltung hatte nämlich alle Hausbesitzer, die über genügend Platz verfügten, dazu verdonnert, Flüchtlinge aufzunehmen.

Ein Flüchtling war in den Augen der Einheimischen nicht viel besser als ein Zigeuner. Jedenfalls erinnere ich mich, dass uns viele Einheimische mit blanker Abneigung begegneten. So

hatte ich zu dieser Zeit auch nur wenige Spielkameraden. Einige Kinder gaben offen zu, dass ihre Eltern ihnen verboten hätten, mit den Flüchtlingskindern zu spielen. Um so erfreuter war ich, als eines Tages ein Mädchen, das keinerlei Not leiden musste, das alles besaß, was ich nicht mehr hatte - Spielzeug, warme Kleidung, ordentliche Schuhe, genug zu essen und ein warmes Zuhause - mich dazu aufforderte, mit ihr zu »glitschen«. Nicht auf den überschwemmten und gefrorenen Wiesen in der Nähe unserer Straße, sondern in ihrem Garten auf einer ganz besonderen »Glitschbahn«.

Im Nachbarhaus, in dem das Mädchen wohnte, gab es noch ein Plumpsklo im Garten. Die Fäkalien wurden durch eine schmale, etliche Meter lange Rinne in eine große, offene Jauchegrube geleitet, deren Inhalt gelegentlich ausgeschöpft und über den Garten verteilt wurde. Dieser Graben war in der Eiseskälte fest zugefroren, teilweise auch die Grube. Nur in der Mitte klaffte ein Loch. Wer dort schlidderte - was keinem vernünftigen Kind eingefallen wäre! -, musste also aufpassen, dass er nicht ins Loch rutschte! Es war dem Nachbarmädchen streng verboten, dort zu spielen, doch das wusste ich nicht. Und obgleich es mir auf dem braunen, unebenen und so unappetitlichen Eis gar keine rechte Freude machte, glitschte ich mit ihr, weil ich froh war, überhaupt einmal von einem einheimischen Kind »erwünscht« zu sein.

Es kam, wie es kommen musste. Ich konnte nicht rechtzeitig bremsen und sauste in die Kloake hinein, stand bis zur Brust in der eiskalten Senkgrube und schrie vor Grausen und Entsetzen. Schrie und schrie und kam trotz aller Anstrengung nicht allein heraus. Das Nachbarmädchen, ein Jahr älter als ich, rannte zuerst in Panik davon, kam dann aber glücklicherweise doch zurück, um mich herauszuziehen. »Sag's nicht meinen Eltern!« rief sie immerfort. Sie hatte nur Angst davor, bestraft zu

werden, weil sie das Verbot missachtet hatte. Mitleid hatte sie nicht mit mir.

Nachdem sie mir aus der Jauche herausgeholfen hatte, ließ sie mich stehen und verdrückte sich in die warme Wohnung des Hauses. Ich ging schreiend über die Straße hinüber zu uns, wobei ich die Arme steif von mir weg hielt. Der ganze Unrat, die ekligen Brocken, die mit der widerlichen braunen Brühe durchtränkte Kleidung, alles fror in Sekundenschnelle an mir fest. Sogar die langen blonden Zöpfe standen steif und braun ab. Meine Mutter packte das schiere Entsetzen, als sie mich so sah, und versuchte mir die gefrorene, stinkende Kleidung so schnell wie möglich vom Körper zu ziehen, was nicht einfach war.

Als ich nackt in unserer kalten Wohnung stand, wurde ich in aller Eile gewaschen. Auch das Wasser in der Blechschüssel war kalt, eiskalt sogar, und ich ließ die Prozedur zähneklappernd und weinend über mich ergehen. Das Wasser zu erwärmen, dafür war wegen der Kälte keine Zeit. Danach wurde ich ins Bett gesteckt, worüber ich nur froh war, denn ich fühlte mich krank. Wahrscheinlich war ich regelrecht unterkühlt. Aber eine ärztliche Behandlung oder Untersuchung gab es in unserer Situation damals nicht. Auch über die Gefahr, die von der Jauche selbst ausging, musste hinweggesehen werden.

Natürlich erfuhren die Eltern des Mädchens aus dem Nachbarhaus umgehend von meinem Missgeschick. Die Mutter kam herüber zu uns, sah mich im Bett liegen, jammerte "ach" und "nein, sowas", brachte aber kein noch so bescheidenes warmes Kleidungsstück ihrer Tochter, um mir wenigstens vorübergehend auszuhelfen.

Ich musste mehrere Tage im Bett verbringen, denn ich hatte mich erstens schwer erkältet und zweitens keine andere halbwegs warme Kleidung. Meine gewaschenen Sachen trockneten in der Kälte nur langsam. Die Schuhe aber überstanden mein Abenteuer nicht schadlos, und das war tatsächlich eine Katastrophe: Der Gestank, der trotz aller Bemühungen an ihnen festklebte, war das kleinere Übel. Dass sie nach dem minutenlangen Aufenthalt in der Jauchegrube jedoch geschrumpft waren, war viel schlimmer. Meine blutenden, eiternden Füße, die ich in die viel zu engen Schuhe zwängen musste, litten Qualen. Doch ich hatte nur dieses eine Paar. Und eine lindernde Salbe für die Erfrierungen, mit denen ich noch lange zu kämpfen hatte, bekam ich erst Jahre später.

Gott sei Dank gab es auch Menschen, die nicht an der erwähnten Herzkrankheit litten, sondern hilfsbereit und gütig waren. Dabei denke ich mit besonderer Dankbarkeit an eine stille, einfache, bescheidene Frau. Wenn ich mittags frierend und ganz »zufällig« zu ihr schlich, durfte ich bei ihr im Warmen sitzen, bekam ein Blatt Papier zum Malen und manchmal auch eine Kleinigkeit zu essen. Ich bin sicher, dass ihr der Herrgott ihre Freundlichkeit in der Zwischenzeit tausendfach vergolten hat.

*ute.eppich@sternschnuppen.de*

## ***Du Oma, wer war Hitler?***

*Marianne Bunyan*

### **Ein Mädchen wächst in den 50er Jahren bei den Großeltern auf.**

Gut bürgerliches Neukölln, Hobrechtstraße, Seitenflügel, 2 Treppen. Dunkelbraun lackierte Holztreppe und gedrechselte, stets auf Hochglanz polierte Geländer. Die Frau des Hausmeisters verbrachte Stunden damit, jede einzelne Rundung blitzblank zu polieren. Alles musste zwanghaft glänzend und reinlich sein, geradeso als müsste fortwährend das Image von Fleiß und Sauberkeit zur Schau gestellt werden. Deutsche Tugenden, die einzigen, die uns geblieben waren?

Wir Kinder mussten uns stets leise durch den Hausflur schleichen, wenn uns der Portier nicht erwischen sollte. Er flößte uns Angst ein, regelrecht panische Angst. Er kannte kein Pardon und jeden, den er von uns Kindern erwischte, packte er am Kragen, kniff ihn, haute ihm eine Ohrfeige oder drosch gar mit einem Stock auf ihn ein. Bestenfalls hielt er eine Standpauke mit der Androhung, er würde uns noch kriegen und uns das Jackstück so vollhauen, dass wir es nie vergessen würden. Im Hausflur herrschte ein schnelles Laufen, ein lauterer Kichern und das, was man als Herumlungern bezeichnete, was bei den Alten die Wut auf Kinder und die verkommene Generation und bei uns sehr langsam und vorsichtig aufkeimenden Widerstand hervorrief. »Olle doofe Potsche« grölten wir frech von der Ferne, wenn wir die Frau

des Hausmeisters sahen und uns in Sicherheit wähten, doch irgendwann einmal mussten wir irgendwie an der Observationstür vorbei kommen, um nach Hause zu gelangen. Und somit wurde jeder Tag ein Kampf mit neuen Überraschungen, die es sonst kaum gab.

Der Bürgersteig war breit genug und die wenigen Autos, die über das aufgewölbte Kopfsteinpflaster tuckerten, konnte man an fünf Fingern abzählen. Da war uns noch der Duft von dampfenden Brauereipferden vertrauter als Benzingeruch. Wenn von der Rollbergstraße der wöchentliche Malzbierwagen heranrollte und wir Kinder mit 10-Liter Bleheimern das leckere dunkelbraune Gebräu holen und die riesigen Kaltblüter streicheln durften, war das ein aufregendes Erlebnis. Zweimal in der Woche klimperte der Leierkasten auf dem Hof den Sportpalastwalzer und wir Kinder durften dem Kriegsversehrten ein paar Pfennige hinabwerfen. Als Dank gab es dann meistens noch ein Lied. Du Oma, warum hat der Mann nur ein Bein? - Jaja, das ist der Dank, für Volk und Vaterland.

Unsere Straße war unser Spielplatz, aber so recht klappte das nie. Überall wurden wir von kreischenden, wütenden Erwachsenen beschimpft und verjagt. Das junge Gesindel wollte man nicht unter seinem Fenster haben. Auf einem nahe gelegenen Gewerbehof spielten wir dann im Dreck Eins-Zwei-Drei-Saurer-Hering oder Vater-Mutter-Kind. Ein Springseil, ein Stück Kreide: das waren unsere Spielsachen. Von irgendwoher hatten wir einen Ball ergattert. Aber gegen die Wand gespielt, erregte der Ball mit seinem Tack Tack Tack nur erneut den Unmut sämtlicher Anwohner, und aus war das schöne Spiel. Ich komm euch gleich hin und dann setzts was!

Spätestens um neun Uhr im Sommer mussten alle Kinder zu Hause sein. Es gab keinen Fernseher, nur ein knarrendes und rauschendes Nordmende Radio mit dicken Elfenbeintasten. Die

gute Stube war Besuch oder Familienfestlichkeiten vorbehalten oder eben dem Hörspiel. Dann durfte auch ich als Kind die spannenden Geschichten mitverfolgen. Gebannt saß man davor und musste sich anstrengen, dass man etwas verstand. »Pension Spreewitz« oder die beliebten »Insulaner« waren Programm und willkommene Abwechslung. Ansonsten hieß es bezüglich des Wohnzimmers: Betreten verboten, außer zum Staubwischen. Und der Großvater durfte dort seine Stumpen natürlich auch nicht rauchen, wegen der Gardinen. Die peinlich platzierten, selbstbestickten Sofakissen standen artig in Reih und Glied, jeweils mit einem ordentlichen Spalt in der Mitte, die Zipfel keck aufgerichtet. Irgendwie sinnbildlich: Haust du drauf, gibt es zwar eine Delle, aber die Ecken ragen in die Höhe.

Und so reinlich wie Treppenhaus und Gute Stube, so musste auch die Gesinnung sein. Du Oma, wer war Hitler? Ach Kind, sei ruhig, darüber redet man nicht. Es ist verboten und du kommst ins Gefängnis. - Du Oma, warum darf ich keine Freundinnen mit nach Haus bringen? Jaja, so weit kommt das noch, das wir hier ausgehört werden. - Du Oma, haben wir denn etwas zu verbergen? Jetzt gib endlich Ruhe, marsch ins Bett. Wie aus heiterem Himmel fing die Großmutter dann doch an zu erzählen, nachdenklich, zögernd, und ein mitleidiges Lächeln machte sich in ihrem Gesicht breit: ja dieser Doktor - auch ein Jiddeck - das war ein so feiner Mann. Er hat deinem Vater das Leben gerettet und dann haben sie ihn eines Tages abgeholt. Weiteres Nachfragen verbot sich. Das Puzzle hatte ich wohl selbst zu lösen.

Der nächste, fast immer grauenvolle Schultag, wenn ich mit einer Riesenschleife in den Zöpfen und angeprömmelt mit diesen dicken Wollstrümpfen und dem Leibchen, an denen die Strümpfe befestigt wurden, los musste, verdrängte jeden Wissensdurst. Ein verbeulter Blechhenkeltopf für die

Schulspeisung und der ungeliebte Turnbeutel waren ohnehin schon zu viel des Guten. Und dann noch meine Klassenkameraden, entweder Flüchtlingskinder, mit denen man nicht sprechen durfte, oder Warzen-, Wanzen-, Läuseköpfe - oder nur Jungs! Doch das Schlimmste waren die Lehrer: Zong, da flog das Schlüsselbund, oder der Zeigestock zuckte mit einem unerbittlichen Knall auf die Fingerspitzen. Einmal beim Schwatzen erwischt, musste man sich vor der gesamten Klasse in eine Ecke stellen oder während des Unterrichts den Raum verlassen, ständig der Gefahr ausgesetzt dem Herrscher der Schule, dem allmächtigen Rektor Rede und Antwort stehen zu müssen. Na und das Schlimmste, was einem Kind damals passieren konnte, war ein blauer Brief von der Schule.

Red dich nicht raus! Da wird schon was vorgefallen sein! Und Peng erhielt man gleich prophylaktisch eine Tracht Prügel. Ja, Ordnung musste sein! Und Anstand! Der bestand darin, dass wir Mädchen vor jedem Erwachsenen einen Knicks machen mussten, die Jungs einen Diener und wir alle gefälligst den Mund zu halten hatten.

Unanständig, das waren die Halbstarken à la Elvis und James Dean, mit Bluejeans am Hintern und lässig pomadiger Frisur mit Ente. Die Golddollar Kette rauchten, Whiskey tranken und Rock 'n Roll übers Transistorradio hörten. Aufsässig und verrucht. Die auf ihren Motorrollern mit ihren Flittchen durch die Gegend fuhren, in der Öffentlichkeit knutschten und nur herumlungerten. Die nichts zu tun hatten. Die man früher ins Arbeitslager gesteckt hätte. Schlimme, verkommene Jugend. Und dann dieses Amerikanisch! Hoffentlich wirst du nicht so! Was daraus nur werden soll?

Siehst ja, was dein Vater macht. Mein Vater, den ich nur »Schorsch« nannte und den ich nur wenige Male in meinem Leben zu Gesicht bekam, war einer der Letzten, der als

17jähriger Funker an die Front musste und sich vor Angst mehrmals in die Hosen gemacht hatte. Er war in russische Gefangenschaft geraten und verfiel, nachdem er heimgekommen war, einem so genannten Ami-Flittchen, das schon schwanger war und mich dann als erstes gemeinsames, eheliches Kind zur Welt brachte. Der absolute Horror für meine Großeltern, die mich dann einfach zu sich nahmen, nachdem meine Eltern mich im Kinderwagen auf dem zerbombten Hinterhof in Kreuzberg abgestellt hatten und dort ein paar Tage und Nächte »vergaßen«.

Alle Kinder dieser Zeit hatten ähnliche Schicksale. Sie waren das Ergebnis zerfallener Familien, in denen die Väter im Krieg geblieben waren oder mit ihren Erlebnissen und Verbrechen nicht fertig wurden. Unzählige, verzweifelte Frauen, die ihren Kindern neue Onkel ins Haus brachten oder Kinder aus Vergewaltigungen am Hals hatten und diese irgendwie groß bekommen mussten. Glückliche jene, die wie in meinem Fall von Großeltern aufgezogen wurden. Und dennoch waren wir Nachkriegskinder zehnmals besser dran als unserer Eltern, denn beißenden Hunger und wirkliche Not lernten wir nicht mehr kennen.

Verwundert es, wenn die Frage »Wer war Hitler?« von keinem beantwortet werden wollte? Selbst im Geschichtsunterricht wurde das Thema verdrängt. Wir kamen nie weiter als bis Napoleon. Und dann stand plötzlich die Besichtigung einer Gedenkstätte auf dem Schulplan. Völlig unvorbereitet standen wir verständnislos glotzend da, glaubten, der Lehrer würde uns hier irgendwas aus einer anderen Welt erzählen. Teilnahmslos trug er uns nackte Fakten und Zahlen vor, spulte sein Pflichtprogramm ab und führte uns dann in einen Kinosaal, um uns mit weiteren Horrorsequenzen in Schwarz-Weiß von Massengräbern und zusammengepfachten, rappeldürren, ausgehöhlten Menschen den Rest zu geben. Zum

Abschluss entließ er uns wie üblich mit einem nüchternen, unberührten: noch Fragen?

Fassungslos und schweigend traten wir den Heimweg an. Das konnte nicht wahr sein! - Also Oma, wer war denn nun Hitler? Ist das wirklich wahr, dass Millionen von Menschen in Gaskammern gesteckt wurden? Ja Kind, dass es soweit kommen würde, das wussten wir nicht. Aber was sollten wir denn dagegen tun, oder was hätten wir tun können? Diese verzweifelte, an sie selbst gerichtete Frage wurde uns von unseren Eltern und Großeltern mit auf den Weg gegeben. Und wir Kinder spürten irgendwie eine große Mitschuld, auch wenn wir noch viel zu klein waren, um das im ganzen Ausmaß zu erfassen. Irgendetwas Ungeheuerliches, noch nicht Fassbares schwelte vor sich hin. Nein, so wollten wir bestimmt nicht werden! Wir würden bestimmt unseren Mund aufmachen, wenn wir groß sind! Und wir übten schon mal Renitenz und Widerspruch, wir wollten niemals »anständig« und »ordentlich« gehorsam sein. Davon hatten wir die Nase gestrichen voll, wir wollten unseren eigenen, anderen, neuen Weg gehen. Wir glaubten stärker sein zu können. Kein Mensch sollte Leid erleiden, die Welt müsse besser werden. Make love not war!

Du Oma, wer war denn nun Hitler? Wart ihr es nicht alle zusammen?

*mbunyan@web.de*

<http://www.generationenprojekt.de>